Die höchste Tugend

von

Jünger des Xardas

Sanft rauschend brachen sich die Wellen am Bug des stattlichen Schiffs. Die Sonne ließ ihre Kämme in weißem Licht glitzern. Über dem Schiff kreisten Möwen, die mit ihren Rufen gegen die der Seeleute anschrieen. Vor dem Bug konnte man bereits das Land und die prächtige Hafenstadt erkennen, deren ins Meer hinausragenden Mauern mit den beiden Türmen an ihren Enden wie zwei einladend ausgestreckte Arme wirkten, mit denen sie das Schiff in Empfang zu nehmen gedachte.
Mit gemischten Gefühlen blickte er auf die Stadt, deren Namen er trug. Nun, genau genommen trug er nicht den Namen der Stadt, sondern den der gleichnamigen Insel. Eine wichtige Unterscheidung, auf die die übrigen Mitglieder seines Standes viel Wert gelegt hätten. Die Herren von und zu Laran waren schließlich ein altes und hoch angesehenes Adelsgeschlecht, das über die Stadt und große Teile der Insel herrschte. Von Laran nannten sich dagegen eine ganze Reihe kleinerer Adels- und Ritterfamilien, die diese Insel ihre Heimat nannten und selbst meist kein eigenes Land besaßen.
Er freute sich, seine Heimat wiederzusehen. Wenngleich er gerne reiste und schon immer mehr von der Welt hatte sehen wollen, war es doch ein schönes Gefühl, auf die Insel zurückzukehren, auf der er geboren worden war und seine Kindheit verbracht hatte.
Dennoch wurde seine Freude durch gleich mehrere Tatsachen getrübt. Schon jetzt vermisste er die Universität von Geldern, auf die ihn sein Vater geschickt und in der er, wie es sich für einen Mann seines Standes gehörte, die letzten Jahre zugebracht hatte. Studieren, lesen, das Sammeln von Wissen, all das hatte ihn schon immer mehr interessiert als politische Ränkespiele oder feine Bankette. Aber das war nicht alles, was seine Freude trübte. Es war auch das Wissen darum, was ihn nun erwarten würde.
Er war der Zweitgeborene. Und sein bisheriges Leben hätte für einen solchen nicht typischer sein können. Zunächst war er gemeinsam mit

seinem älteren Bruder Heinrich aufgewachsen und beide hatten dieselbe Erziehung genossen. Beide waren mit den Gepflogenheiten des höfischen Lebens vertraut gemacht worden. Beide hatten eine Ausbildung im ritterlichen Kampf genossen. Und beide hatten an der weltberühmten Universität zu Geldern studiert. Kurz: Beide waren darauf vorbereitet worden, das Erbe ihres Vaters anzutreten. Es war nicht ungewöhnlich, dass Kinder oder Jugendliche verstarben. Und wenn dies mit dem ältesten Sohn eines Adligen geschah, fiel das Erbe an dessen nächstjüngeren Bruder. Deshalb wurde auch dieser zumeist schon von Anfang an darauf vorbereitet, seinen Vater einmal zu beerben, um nicht völlig unvorbereitet getroffen zu werden, sollte sein Bruder tatsächlich vorzeitig sterben.

Doch sein Bruder war am Leben und bei bester Gesundheit. Er hatte sein Studium vor zwei Jahren beendet und war in die Heimat zurückgekehrt. Und mittlerweile war er alt genug, dass keine allzu große Gefahr eines vorzeitigen Todes mehr bestand. Dass für ihn selbst damit alle Aussichten darauf, Titel und Gut seines Vaters zu erben, dahin waren, störte ihn nicht einmal besonders. Ihn störte vielmehr, dass man ihn nun als Novizen ins Kloster geben würde.

Dabei konnte er sich noch glücklich schätzen, dass eines der drei großen Klöster der Feuermagier direkt auf ihrer Heimatinsel lag und sein Vater somit nicht lange überlegt hatte, was aus ihm werden sollte. Genauso gut hätte er wie andere, denen es ähnlich wie ihm erging, nach Gotha gebracht werden können. Und wenn dies die beiden Optionen waren, ließ er sich doch lieber zum Magier als zum Paladin ausbilden.

Er musste zugeben, dass der Gedanke, Magie zu wirken, ihn durchaus faszinierte. Und noch mehr angetan war er von der Vorstellung der gewaltigen Bibliothek des laraner Klosters mit all ihren Büchern. Doch die Arbeiten eines Novizen zu verrichten, nur um dann ein Leben als Priester zu führen, reizte ihn weniger. Zudem dachte er an all die Einschränkungen, die ein Leben hinter Klostermauern sicher mit sich brachte.

Barthos von Laran seufzte und wandte sich von der Reling ab. Es half ja doch nichts. Dies war sein Schicksal wie das vieler zu spät geborener Adelssöhne vor und zweifellos auch noch vieler nach ihm. Und daran würde er nichts ändern können. Ihm blieb nur, das Beste daraus zu machen. Und jetzt musste er seine Sachen zusammenpacken. Sie würden bald im Hafen anlegen.

Eintritt in den Orden

Freiherr Wilhelm von Laran führte die Gabel zum Mund und ließ die Spargelspitze genüsslich darin verschwinden. „Ihr werdet zufrieden mit ihm sein“, versicherte er nach kurzem Kauen.
Erzbischof Lumones nickte und trank einen Schluck Wein. Er glich eher einem Edelmann als einem Geistlichen. Aber schließlich war er ja auch von Adel und herrschte als Abt des Klosters zu Laran und Erzbischof des Östlichen Archipels über die großen Länderein des Klosters. Neugierig musterte Barthos den Mann, der ihn zukünftig unter seine Fittiche nehmen sollte. Er war hochgewachsen und ausgesprochen dünn, ohne jedoch gebrechlich zu wirken. Das graumelierte Haar fiel elegant auf seine Schultern herab und ein ordentlich gestutzter Bart zierte sein Gesicht, in dem etwas Nachdenkliches, vielleicht sogar Lauerndes zu liegen schien.
„Er studierte die letzten Jahre in Geldern“, fuhr Barthos’ Vater fort. „Ihr werdet feststellen, dass er über einen großen Wissensschatz in allen Künsten und Wissenschaften verfügt.“
Lumones hatte nun die Hände vor der Brust zusammengelegt und musterte Barthos mit den schwer zu ergründenden Augen. „Seiner Aufnahme in unseren Orden steht nichts im Wege“, sagte er mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme. „Wir haben die großzügige Spende nicht vergessen, die Ihr den Dienern Innos’ zukommen ließet.“
Demütig, doch mit einem Lächeln auf den blassen Lippen, neigte der Freiherr sein Haupt.

Lumones war weit mehr als nur der Abt eines Klosters. Es war nun ungefähr sechzig Jahre her, dass der erste Orkkrieg seinen Höhepunkt im Tod des Königs und der darauf folgenden Annexion der nördlichen Ebenen durch die Orks gefunden hatte und das Reich daraufhin in unzählige kleine Fürstentümer zerbrochen war, womit es heute wieder starke Ähnlichkeit mit der Zeit vor der Reichsgründung, achthundert Jahre vor dem großen Orkkrieg, aufwies. Auch das Archipel war davon betroffen gewesen. Die Könige Myrtanas hatten lange Zeit den Titel des Erzherzogs des Archipels geführt, wenngleich der dortige Adel sich immer eine große Eigenständigkeit bewahrt hatte. Seit sechzig Jahren nun verwaltete die Kirche des Feuers in Gestalt des laraner Klosters das Archipel. So lange, bis der leere Thron – denn nominell bestand das Reich weiter, war nie zerbrochen und wartete nur auf einen neuen Herrscher – wieder von einem Erwählten Innos' bestiegen werden würde. Der Abt des Klosters und Erzbischof des Archipels betrachtete sich somit als oberste Autorität der großen Inselgruppe. Natürlich sahen das die örtlichen Fürsten anders. Zwar widersprachen sie dem Herrschaftsanspruch der Kirche nicht direkt, doch im Grunde kümmerte sie wenig, wie diese die Lage beurteilte. Stattdessen waren sie untereinander in Machtkämpfe verwickelt und die mächtigsten von ihnen strebten danach, als Vertreter des nicht existenten Königs und somit Erzherzog des Archipels anerkannt zu werden.
Barthos verzog etwas das Gesicht. Seine Gedanken waren mal wieder abgeschweift und hatten ihn weit weg getragen, zu Themen, die ihn eigentlich nur mäßig interessierten. Natürlich war er als Adelssohn politisch sehr versiert, doch im Grunde waren ihm die Machtkämpfe des Adels und der Kirche, die stetig versuchte, ihre offiziell bestehende Machtposition auch in der Realität geltend zu machen, zuwider. Gedankenverloren ließ er den Blick über die kostbaren Wandteppiche und Ölgemälde schweifen, die die steinernen Wände des Raumes schmückten und verharrte mit den Augen schließlich auf einem der schmalen, hohen Fenster. Viel war um diese Urzeit allerdings nicht mehr zu erkennen. Doch Barthos hatte die Landschaft schon bei ihrer Ankunft

an der Klosterpforte bewundert. Das Kloster zu Laran schmiegte sich an den Hang eines hohen Berges, der den äußerstes Ausläufer des einzigen Gebirges der Insel bildete. Ein Stück oberhalb des Klosters trat Wasser aus dem Felsen hervor. Munter plätschernd schlängelte es sich zwischen den Felsen hindurch und stürzte sich dann den Berg hinab. Zu Füßen des Klosters erstreckte sich ein kleiner See, an dessen Ufer einige vorgelagerte Gebäude standen. Ringsum und vom hochgelegenen Kloster aus gut sichtbar, erstreckte sich eine weite, fruchtbare Ebene voller Weiler und großer Felder. All dieses Land gehörte den Magiern. Und anders als im Falle des übrigen Archipels machte ihnen hier niemand ihre weltlichen Herrschaftsansprüche streitig.
„Somit ist es also beschlossene Sache“, sagte Lumones und tupfte sich mit einer Serviette den Mund ab, bevor er sich in einer fließenden Bewegung erhob. „Begeben wir uns in die Kirche. Ich werde Euren Sohn weihen.“
Freiherr von Laran, der sich ebenfalls erhoben hatte, verbeugte sich tief. „Es ist mir eine Ehre, Meister.“
Gemeinsam verließen die drei den kleinen privaten Speisesaal im Magierflügel des Klosters. Dieser bestand aus zwei einander gegenüberstehenden länglichen Gebäuden, die hauptsächlich die Gemächer der Priester beherbergten. Zwischen beiden verlief eine breite Gasse, deren eines Ende ein breiter Turm bildete, der gleichzeitig der höchste Punkt des Klosters war, und an dessen anderem Ende eine kurze Treppe in die Tiefe führte. Die wenigen Magier, die ihnen begegneten, verbeugten sich ehrfürchtig vor ihrem Meister. Lumones schien jedoch keine Notiz von ihnen zu nehmen und führte seine beiden Gäste schweigend die Treppe hinab zu dem etwas tiefer gelegenen Hauptbereich des Klosters. Sie durchquerten einige Gänge, dann erreichten sie einen großen von Säulengängen gesäumten Hof, an dessen Seite sich die Kirche erhob.
Das Innere des Gotteshauses war beeindruckend und übertraf an Größe und Pracht alle Tempel, die Barthos bisher besucht hatte. Fasziniert

bewunderte er das große Fresko, das die Decke schmückte und Szenen aus der Offenbarung des Ewigen Wanderers zeigte.
Auf Höhe des Altars blieben sie stehen. Lumones schritt allein weiter auf das Ende des mächtigen Kirchenschiffs zu, wo sich eine Statue Innos' bis unter die gewölbte Decke erhob. Der Abt erklomm eine Kanzel, die in etwas zwei Metern Höhe vor der Statue aufragte und über eine schmale Treppe erreichbar war. Drei prächtige Throne standen auf dieser Kanzel. Lumones ignorierte sie jedoch, trat an das Geländer und blickte auf Barthos hinab. „Bist du bereit, in unseren Orden einzutreten und dein Leben Innos zu weihen?", fragte er.
Barthos wollte „Nein" sagen, doch die gebieterische Stimme des Hochmagiers und der strenge Blick seines Vaters, der sich in seinen Rücken bohrte, wirkten nicht, als hätte er tatsächlich eine Wahl. Und so nickte er nur.
„So tritt denn vor", forderte der Magier ihn auf.
Barthos atmete tief durch und tat, wie ihm geheißen. In Gedanken schloss er mit seinem bisherigen Leben ab. Den Rest seiner Tage würde er wohl innerhalb dieser Mauern zubringen.
„Schwörst du, dein Leben Innos und dem Feuer zu weihen, ein Leben in Demut und Keuschheit zu führen, das frei von Sünde und erfüllt ist von Gottesfurcht, und den Erwählten Innos' zu dienen und mit Respekt und Gehorsam zu begegnen?"
„Ich schwöre", versprach Barthos zögernd.
Lumones nickte zufrieden und streckte dann seine Hand über das Geländer der Kanzel. „So empfange denn meinen Segen. Du beginnst nun ein neues Leben und damit seien dir die Sünden des alten vergeben." Während Barthos das Haupt neigte, schritt der Magier langsam wieder die kurze Treppe hinab. Den Blick auf Wilhelm von Laran gerichtet schob er die Hände in die Ärmel. „Eurem Sohn wird es hier im Kloster an nichts mangeln. Schon morgen wir seine Ausbildung beginnen und ich verspreche Euch, dass er seines Standes entsprechend behandelt werden wird. In wenigen Jahren schon, so Innos will, wird er dem Kreis des Feuers angehören. Ich werde Novizenmeister Patrus

herbeirufen. Er wird sich um Euren Sohn kümmern. Ihr selbst könnt die Nacht im Gästeflügel verbringen, wenn er dies wünscht.“
Abermals verbeugte der Freiherr sich tief. „Ich danke Euch für Eure Großzügigkeit.“
Barthos starrte nachdenklich auf die große Innosstatue. Nun war er also ein Novize.

Zimmergenossen

Meister Patrus war ein glatzköpfiger Feuermagier, der mit seiner großen Hakennase und dem schmalen Gesicht wie ein Greifvogel wirkte, der nur darauf wartete, sich auf seine Opfer, die wohl die Novizen des Klosters waren, zu stürzen. Er führte Barthos durch den großen Gebäudekomplex und erklärte ihm dabei mit der Stimme eines alten Schulmeisters die Grundzüge des Lebens im Kloster. Vor einer kleinen Tür im Novizenflügel ließ der Magier Barthos schließlich stehen und erinnerte ihn noch mit mahnendem Ton daran, dass es Novizen nicht gestattet war, sich des Nachts auf den Gängen aufzuhalten.
Während Patrus' Schritte auf dem langen Flur langsam leiser wurden, legte Barthos mit klopfendem Herzen die Hand auf den Türgriff. Dahinter lag der Raum, in dem er seine Nächte verbringen würde. Gemeinsam mit drei anderen Novizen. Er hatte sich sein Zimmer nie zuvor mit irgendjemandem teilen müssen und hoffte nur, dass er sich mit seinen drei Mitnovizen verstehen würde.
Als er die Tür öffnete und hereintrat, erschrak er etwas. Die Kammer war winzigklein und bis auf vier Betten mit je einer kleinen Truhe davor völlig leer. Sie bildete somit einen starken Kontrast zu seinen bisherigen Zimmern und auch zu dem, was er bisher von den Gemächern der Magier gesehen hatte.
Zwei seiner Zimmergenossen, die offenbar in ein Gespräch vertieft gewesen waren, blickten auf. Der dritte, der einsam auf seinem Bett lag,

nahm keine Notiz von ihm und Barthos vermochte nicht mit Sicherheit zu sagen, ob der Bursche nicht bereits schlief.
„Was willst du hier?“, fragte einer der Novizen forsch. Unter dunklem Haar lag ein spitzes Gesicht, das nun einen missbilligenden Ausdruck angenommen hatte.
Barthos neigte höflich das Haupt. „Innos zum Gruße. Ich wurde soeben in dieses Kloster aufgenommen und werde zukünftig das Zimmer mit euch teilen.“
Ein enttäuschtes Schnauben erklang von einem der hinteren Betten und verriet Barthos, dass der Novize darauf noch hellwach war. Das Gesicht dessen, der ihn angesprochen hatte, hellte sich dagegen auf. „Darf ich annehmen, dass wir es mit einem Edelmann zu tun haben?“, fragte er.
„Barthos von Laran, zu euren Diensten.“ Wieder neigte der junge Adlige den Kopf.
Sein Gegenüber nickte wohlwollend. „Das habe ich gleich an deiner Ausdrucksweise erkannt. Verzeih meine Unhöflichkeit, doch ich fürchtete schon, wir hätten noch so einen Bauerntölpel vor uns.“
Barthos nickte langsam und mit leicht gerunzelter Stirn. Er wusste nicht so ganz, was er von diesem Kerl halten sollte.
Dieser stellte sich nun seinerseits vor, ohne sich jedoch die Mühe zu machen, aufzustehen: „Ich bin Florencius Arturius Ludovico Ferdinand von Kavaros. Mein Bruder ist der neue Herzog von Kavaros. Ich bin damit der Novize höchster Abstammung in diesem Kloster.“
„Und ich heiße Theodor-Richard. Mein Vater ist der Graf von und zu Voring-Elbra“, meldete sich nun erstmals der zweit Novize zu Wort. Er schien im Gegensatz zu Florencius, der ungefähr in Barthos’ Alter war, etwas jünger zu sein. Aber vielleicht lag das auch nur an den zahlreichen Pickel, die sein Gesicht zierten, und den fehlenden Bartstoppeln.
„Sehr erfreut“, entgegnete Barthos höflich. Dann richtete er den Blick auf den dritten Novizen, der sich noch immer nicht erhoben hatte und von dem er nur einen Schopf unordentlich geschnittener und in alle Richtungen abstehender Haare von einem außergewöhnlich hellen Blond erkannte. „Und das ist?“

„Beachte ihn gar nicht.“ Florencius’ Miene verfinsterte sich schon wieder. „Sein Name ist Femo oder so. Seine Eltern sind irgendwelche Bauern.“ Er seufzte. „Ich habe mich bei Meister Patrus beschwert, dass wir unsere Zimmer mit einem Bürgerlichen teilen müssen, aber da ist nichts zu machen. Ein Glück, dass du nicht auch so einer bist.“
Noch einmal schaute Barthos zu dem Novizen hinüber. Doch diesen schienen Florencius’ Worte nicht sonderlich zu stören. Zumindest ließ er es sich nicht anmerken. Aber vielleicht schlief er inzwischen auch einfach tatsächlich.
Während Barthos sich auf dem freien Bett niederließ, ergriff Florencius wieder das Wort. „Aber mache dir keine Sorgen. Das Leben hier ist gewiss nicht mit dem im Schloss von Kavaros zu vergleichen, doch in den meisten Fällen werden wir durchaus unseres Standes entsprechend behandelt. Ich bin sicher, dass man dich schon morgen in die Kunst der Magie einweisen wird.“
Barthos hörte nur mit halbem Ohr zu, auch wenn der Fürstensohn noch weitersprach. Er war nicht sicher, ob er sonderlich glücklich mit seinen Zimmergenossen sein sollte.
Florencius war ihm nicht sonderlich sympathisch. Vor allem gefiel ihm nicht, wie er betont hatte, dass er die höchste Abstammung unter den Novizen vorzuweisen hatte. Natürlich waren die Herzoge von Kavaros ein großes Adelsgeschlecht, neben dem auch seine Familie nur niederes Gewürm war. Sein Vater hätte froh sein können, auch nur auf dem Schloss von Kavaros geduldet zu werden. Doch Barthos hatte geglaubt, die Abstammung zähle hier drinnen nicht mehr und alle Novizen seien gleich. Er wollte nicht vor seinem Zimmergenossen das Haupt neigen müssen, weil er dies dort draußen vor seinem Bruder hätte tun müssen. Aber andererseits schien Florencius ganz froh darüber zu sein, dass Barthos selbst blaues Blut besaß. Vielleicht würde er sich ja mit ihm arrangieren können.
Theodor vermochte er noch nicht recht einzuordnen. Er hatte das leise Gefühl, es mit einem Bastard zu tun zu haben. Nur diese pflegten sich nicht mit einem Nachnamen vorzustellen, an dem man ihre Herkunft

und folglich auch ihre Eltern erkennen konnte, sondern nannten schlicht den Namen ihres Vaters. Das war ihm jedoch relativ egal. Mehr interessierte ihn, wie er sich mit seinem Mitbewohner verstehen würde. Aber das würde sich wohl noch zeigen müssen.
Und Femo? Ihm gefiel nicht, wie Florencius ihn behandelte. Natürlich hatte er nicht ganz Unrecht damit. Ein Bauer war nun mal kein Adliger. Aber Florencius trieb es etwas weit für Barthos' Geschmack. Dass er selbst nicht viel mit Femo würde anfangen können, stand jedoch fest. Weniger, weil er sich damit wohl bei seinen anderen Zimmergenossen unbeliebt gemacht hätte, als vielmehr, weil er beim besten Willen nicht wusste, worüber er sich mit einem Bauern hätte unterhalten sollen. Diese Menschen waren einfach weniger gebildet und auch schon von Geburt an weniger intelligent, daran gab es auch für ihn nichts zu rütteln. Natürlich konnten sie teils freundlichere und bessere Menschen sein als so mancher Adliger, da war er recht liberal in seinen Ansichten. Aber eine Konversation auf einem gewissen intellektuellen Niveau war mit so jemandem gewiss nicht möglich.
Barthos seufzte tief, wünschte den anderen eine gute Nacht und legte sich dann schlafen. In einem Kloster musste man schon früh aufstehen und sich zum Gebet begeben, deshalb wollte er nicht zu lange wach bleiben. Er würde ja sehen, was der morgige Tag für ihn bereithielt und wie er sich einleben würde.

Ein ungehobelter Klotz

Früh am Morgen wurde Barthos von seinen Zimmergenossen geweckt. Femo musste die Kammer bereits verlassen haben. Theodor und Florencius waren bereits angekleidet und trieben ihn nun zur Eile an. „Furchtbar, nicht wahr?“, bemerkte Florencius, als er Barthos’ verschlafene Mine sah. „Ich habe mich heute noch nicht daran gewöhnt. Es ist eine Schande, dass man uns so früh aufstehen lässt!“
Gemeinsam verließen sie die Kammer und machten sich auf den Weg zur Kirche. Barthos war froh, die beiden anderen Novizen bei sich zu haben. Überrascht musste er nämlich feststellen, dass er den Weg bereits wieder vergessen hatte. Er würde wohl noch etwas Zeit brauchen, um sich in dem großen Gebäudekomplex zurechtzufinden.
Der Hof war voller Novizen, die alle wie sie der Kirche entgegenstrebten. Drinnen hatten bereits viele von ihnen auf den zahlreichen Bänken platzgenommen. Florencius führte sie zielstrebig auf die vorderen Bankreihen zu, direkt hinter denen, auf denen die Magier saßen. Eine Weile warteten sie stumm, dem leisen Gemurmel um sie herum lauschend oder – wie Barthos – sich umsehend. Der junge Novize hatte seine Aufmerksamkeit auf die Buntglasfenster gerichtet, durch die das rötliche Licht der aufgehenden Sinne hereinfiel.
Dann betrat endlich der Rat die Kirche. An der Spitze schritt Lumones einher. Ihm folgten ein weißhaariger Magier mit eingefallenen Wangen und strengen Zügen und ein rundlicherer Priester mit einem vollen

grauen Bart und einer Glatze. Gemeinsam stiegen die drei Hochmagier zur Kanzel hinauf und ließen sich auf den Thronen nieder.
Einer der Magier erhob sich von seiner Bank und trat an ein Pult unterhalb der Kanzel, auf dem, bereits aufgeschlagen, die heilige Schrift wartete. Es folgte eine lange Predigt, die Barthos daran erinnerte, weshalb er die Tempel in Geldern, frei von der strengen Aufsicht seines Vaters, gemieden hatte. Dann beteten Magier und Novizen gemeinsam. Schließlich, es schien vorüber zu sein und die ersten wollten sich bereits erheben, stand der weißhaarige Hochmagier überraschend auf und schickte den Novizen einen vernichtenden Blick entgegen. In diesem Moment hätte es Barthos nicht gewundert, wenn Flammen aus seinen Augen geschlagen wären. „Bevor ihr euer Tagewerk beginnt, Novizen, hat der Rat euch etwas mitzuteilen“, verkündete er mit hoher, schneidender Stimme. „Es wurde ein Runenstein entwendet. Dies ist schon das zweite Mal innerhalb eines Monats.“
Unruhiges Getuschel brach unter den Novizen aus. Einige blickten sich verstohlen um.
„Der Rat möchte alle Novizen daran erinnern, dass das Wirken von Magie, ohne selbst ein Geweihter Innos’ zu sein oder unter der Anleitung eines solchen zu arbeiten, ein schweres Vergehen ist“, fuhr der Magier fort und ließ schon mit dem ersten Wort alles Gemurmel verstummen. „Wer immer sich auf diese Weise versündigt haben mag, wird sich vor dem Rat und vor Innos zu verantworten haben. Und mit jeder Sekunde, die er zögert, seine Schuld zu gestehen, wird die Strafe schwerer wiegen. Gleiches gilt für alle Mitwisser, die die Identität des Diebes vor dem Rat geheim halten. Wir werden herausfinden, wer für diesen Frevel verantwortlich ist. Und wir sind nicht gewillt, diesen Vorfall leichtfertig zu vergeben.“ Der Hochmagier, der sich mittlerweile über die Balustrade gebeugt und sie mit seinen Händen heftig umklammert hatte, richtete sich nun etwas auf. Sein wütender Gesichtsausdruck entspannte sich leicht. „Und nun widmet euch euren Pflichten, Novizen, auf dass Innos Wohlgefallen an euch finden möge.“

Sofort hob lautes Stimmgewirr an. Die Anwesenden erhoben sich von den Bänken und strebten dem Ausgang zu. Ehe Barthos überlegen konnte, was er nun tun sollte, wurde er von dem Strom mit nach draußen getragen.
Dort wartete bereits Meister Patrus neben der Pforte und winkte ihn zu sich heran, während die anderen Novizen sich nun langsam zerstreuten und in verschiedene Richtungen davonliefen.
„Es wird Zeit für dich, die Kluft deiner Brüder anzulegen“, erklärte Patrus unumwunden.
Barthos schaute an sich herab und bemerkte erst jetzt wirklich, dass er noch immer das feine Wams trug, mit dem er das Kloster betreten hatte. Er musste wahrlich aus der roten Masse der übrigen Novizen herausstechen.
Patrus forderte ihn auf, ihm zu folgen und erklärte unterwegs: „Dein Vater wünscht, dass du zum Magier ausgebildet wirst, Novize. Und er hat dem Kloster eine großzügige Spende zukommen lassen. Du wirst dich deshalb nach der Morgenandacht ab jetzt jeden Tag in der Bibliothek bei Meister Scolon einfinden. Dort wirst du bis zum Mittag mit den übrigen Novizen, die für würdig befunden wurden, in die Kunst der Magie eingeführt werden. Nach deinem heutigen Unterricht wirst du mich aufsuchen. Ich werde dir dann mitteilen, was du den Rest des Tages über tun wirst.“ Sie hielten vor einer kleinen Tür. „Wir sind angekommen“, sagte der Magier. „Dort drinnen wirst du ein passendes Gewand finden, Novize. Deine alte Kleidung kannst du dort zurücklassen. Einer deiner Brüder wird sich darum kümmern. Wenn du umgezogen bist, begib dich umgehend in die Bibliothek. Meister Scolon ist bereits informiert.“
Barthos verbeugte sich leicht und trat dann durch die Tür in eine kleine Kammer voller Schränke. Er konnte sein Glück kaum fassen. Magie! Gleich am ersten Tage würde er in den arkanen Künsten unterwiesen werden! Vielleicht war das Klosterleben ja doch nicht so schlecht, überlegte er, während er sich umzog.

Als er die Kammer wieder verließ, verließ ihn auch sein Eifer. Mit Schrecken stellte er fest, dass er nicht die leiseste Ahnung hatte, wo sich die Bibliothek befand. Und von Meister Patrus fehlte jede Spur.
Barthos biss sich auf die Lippe und schaute den Gang hinauf und hinab. Niemand. Langsam setzte er sich in Bewegung und ging in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Schon nach zwei Biegungen wusste er jedoch nicht mehr, wo er war. Es schien einfach unmöglich, sich in diesem Kloster zurechtzufinden. Orientierungslos irrte er durch die Gänge, als plötzlich ein Novize einige Meter vor ihm aus einer Tür trat und mit einem Besen in der Hand den Gang hinunterlief. Sofort erkannte Barthos den unordentlichen Schopf weißblonder Haare.
„Feno!“, rief er.
Der Novize lief unbeirrt weiter.
„Feno!“ Barthos setzte sich in Bewegung, beschleunige seine Schritte und verfiel in ein schnelles Gehen. „Hey, ich rede mit dir!“ Er hatte seinen Zimmergenossen erreicht und packte ihn nun an der Schulter. Augenblicklich blieb dieser stehen.
„Oh, und ich dachte, du hättest mit irgendjemandem gesprochen, der Feno heißt.“ Die Stimme des Novizen klang unerwartet hell.
„Aber du heißt doch Feno…?“ Barthos runzelte die Stirn.
Sein Zimmergenosse wirbelte herum und erstmals blickte ihm Barthos direkt ins Gesicht. Er starrte in zwei smaragdgrüne Augen, deren fester Blick ihn leicht zurückschrecken ließ. „Ja, fast“, erwiderte sein Gegenüber mit ironischem Lächeln. Er hatte weiche Züge und ausgesprochen helle Haut. Ähnlich wie bei Theodor war bei ihm noch kein Bartwuchs zu erkennen, dennoch schätzte Barthos ihn auf Anfang zwanzig, wie auch er selbst es war. „Aber schon in Ordnung“, fuhr sein Zimmergenosse nun in einem Ton fort, der bestens zu seinem ironischen Grinsen passte. „Ich war gestern schon überrascht, dass Flora meinen Namen richtig ausgesprochen hat. Da musste das ja jetzt kommen. Es heißt jedenfalls Femo. Auch wenn du das in fünf Minuten sicher wieder vergessen haben wirst.“

Barthos verkniff sich ein Lächeln. Flora, das war ein interessanter Spitzname für ihren Zimmergenossen. Der Rest von dem, was sein Gegenüber sagte, gefiel ihm jedoch weniger. Tatsächlich verstand er Florencius jetzt schon ein wenig besser. Dieser Femo war ja wirklich ein ungehobelter Klotz! Es gab doch schließlich keinen Grund, sich so aufzuführen. Aber der Knabe war wohl doch nur ein einfacher Bauer.
„Wie dem auch sei“, sagte Barthos leicht unwirsch. „Ich suche die Bibliothek.“
„Ah, Hochwohlgeboren werden in der Kunst der Magie unterwiesen!“ Femo verbeugte sich übertrieben tief. „Es ist mir eine Ehre, Hochwohlgeboren zu Diensten zu sein.“
Tatsächlich, ein ungehobelter Klotz.
„Na dann folg mir mal“, meinte Femo, der sich wieder aufgerichtet hatte. „Du hast Glück, zufällig bin ich auch auf dem Weg in die Bibliothek.“
„Wirst du auch schon in der Runenmagie unterrichtet?“, fragte Barthos überrascht und vergaß darüber seinen Ärger.
Femo lachte. „Nein, keine Angst. Ihr Blaublüter seid da unter euch. So reich ist mein Vater nicht.“ Er hob den Besen in seiner Hand und wedelte Barthos damit vor der Nase herum. „Ich habe die ehrenvolle Aufgabe, dafür zu sorgen, dass ihr von den Böden, auf denen ihr lernt, auch essen könntet. Nicht, dass ihr euch zu so was herablassen würdet“, fügte er schnell hinzu.
Da war der Ärger wieder. Mit erbost zusammengezogenen Brauen folgte Barthos dem anderen Novizen schweigend durch die Gänge.
Die Bibliothek war ein etwas abseits auf einem großen Felszacken stehendes Gebäude, das nur über eine schmale Brücke mit dem übrigen Kloster verbunden war, unter der der aus den Bergen darüber entspringende Fluss dahinplätscherte.
Barthos staunte nicht schlecht, als sie das Innere des Gebäudes betraten. Bücher. Bücher in allen Größen und Farben. Bücher, so viele, wie er noch nie auf einen Haufen gesehen hatte. Die Privatbibliotheken seines Vaters und der engen Freunde der Familie wirkten geradezu lächerlich dagegen. Doch selbst die Bibliothek der gelderner Universität verblasste

neben den Massen an Büchern, die sich hier in den Regalen auftürmten und die, den nach oben und nach unten führenden Treppen nach zu urteilen, höchstens ein Drittel aller Bücher des Klosters ausmachten. Natürlich wusste Barthos von König Sophur dem Weisen, der vor über vierhundert Jahren befohlen hatte, eine Abschrift jedes Buches der Welt in das Kloster zu Laran zu bringen. Natürlich hatte dieser kühne Befehl nie vollständig in die Tat umgesetzt werden können, doch seitdem fand man auf der Insel Laran die größte Bibliothek der bekannten Welt und das Kloster trug den Beinamen „Kloster des Wissens“. Dennoch hätte Barthos sich niemals so viele Bücher auf einem Haufen vorstellen können.
„Dann mal viel Spaß“, riss Femo ihn aus seinen Gedanken. „Deine Cousins warten sicher schon sehnsüchtig auf dich.“ Mit diesen Worten verschwand der Novize mitsamt seinem Besen hinter einem der Regale. Barthos runzelte kurz die Stirn. Er brauchte einen Moment, ehe er die Anspielung verstanden hatte. Dann kochte wieder Wut in ihm hoch. Die Gedanken an diesen rüpelhaften Bauern aus seinem Kopf verbannend, schritt er auf die kleine Gruppe Novizen zu, die in einem abgeschiedenen Teil der Bibliothek vor einer Reihe hölzerner Pulte saßen und einem alten Magier lauschten. Er wollte sich jetzt nicht ärgern, sondern ganz auf die Magie konzentrieren.

Streit um die Lektüre

Mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen blätterte Barthos in einem dicken Buch, das er aus der Bibliothek ausgeliehen hatte und das den Titel *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral. Zur Beantwortung der Frage welche die Königl. Academie der Wissenschaften zu Vengard auf das Jahr 763 aufgegeben hat* trug. Dabei lag er am Ufer des großen Sees zu Füßen des Klosters und ließ sich die Nachmittagssonne auf den Bauch scheinen. In solchen Momenten genoss er das Leben in vollen Zügen.
Er hatte sich schnell im Kloster eingelebt. Inzwischen war ihm, als läge sein altes Leben bereits Jahre zurück. Und alles in allem war es gar nicht so übel. Gemeinsam mit einigen anderen Novizen wurde er vormittags zum Magier ausgebildet. Er erlernte die Herstellung und Anwendung magischer Runen, aber auch, was es hieß, ein Erwählter Innos' zu sein. Und so wurden sie auch in Theologie und Varantisch unterrichtet und mit der heiligen Schrift vertraut gemacht. Für die meisten von ihnen barg dieser Teil kaum Neues, hatten sie doch wie Barthos in Geldern studiert und waren des Varantischen mächtig und meist auch wenigstens mit den Grundlagen der Theologie vertraut.
Nachmittags hieß es dann arbeiten. Doch nicht für lange Zeit. Unter den Novizen, soviel hatte Barthos mittlerweile festgestellt, gab es eine klare Rangordnung, die sich vor allem nach dem sozialen Stand und dem Reichtum ihrer Eltern richtete. Offiziell waren zwar alle Novizen gleich, doch die Magier unterstützten diese Ordnung indirekt durch ihre

Entscheidungen, welche Novizen würdig für den Unterricht waren und damit von den meisten und vor allem von den schwereren Arbeiten entbunden wurden. Doch wirklich beschweren konnte er sich kaum. Immerhin stand er als Adliger relativ weit oben in der Hierarchie der Novizen.
„Hey, kommt doch ins Wasser! Ist großartig!“
Barthos blickte über den Rand seines Buches zum See. Eine stattliche Zahl von Novizen schwamm darin herum und genoss das kühle Wasser. Überall am Ufer lagen ihre roten Roben verstreut.
„Nein, danke“, vernahm er eine bekannte Stimme in seiner Nähe. „Schwimmen ist nicht so mein Ding.“
„Nun hab dich doch nicht so, Femo“, forderte der Novize im Wasser.
Barthos war überrascht. Er hatte seinen Zimmergenossen gar nicht gehört. Doch offenbar kam er gerade von den nahen Kräuterbeeten des Klosters, wo er soeben seine Arbeit beendet haben musste.
Verständnislos schüttelte Barthos den Kopf. Inzwischen, da er die übrigen Novizen schon etwas besser kannte, wusste er, dass es nicht nur Florencius war, der Femo nicht leiden konnte. Der junge Novize war für alle ein Außenseiter, auch für die anderen seines Standes. So ganz war Barthos noch nicht dahintergekommen, weshalb, doch mehr und mehr kam er zu der Erkenntnis, dass Femo das selbst zu verschulden hatte. Was sonderte er sich auch immer von den anderen ab? Er schüttelte den Kopf. Im Grunde ging ihn das ja nichts an.
Kurz überlegte er, ob, wenn schon Femo dies nicht tat, wenigstens er der Aufforderung nachkommen sollte. Und tatsächlich konnte er etwas Erfrischung gebrauchen, wie er befand. Blieb nur das Problem, dass er das Buch nicht einfach auf die Erde legen konnte. Dafür hätte Meister Pulvis, der Bibliothekar, ihn wohl umgebracht. Doch da kam ihm auch schon eine Idee. „Hey!“, rief er Femo zu, der seinen Weg in Richtung Klosterpforte bereits wieder aufgenommen hatte. „Ich will auch ein paar Runden schwimmen. Könntest du solange auf das Buch aufpassen?“
Der Angesprochene zog überrascht die Brauen in die Höhe. „Du willst ein solches Werk einem einfachen Bauern anvertrauen?“

„Ja, aber vielleicht sollte ich mir das noch einmal überlegen“; entgegnete Barthos aufgebracht. „Musst du gleich so unfreundlich sein? Ich habe dir doch gar nichts getan.“
„Nein, du betrachtest mich einfach als deinen persönlichen Diener.“ Femo seufzte und riss Barthos das Buch aus den Händen, während dieser noch zu einer Antwort ansetzte. „Lass gut sein. Geh ruhig planschen, deinem Buch passiert nichts.“
Barthos wollte etwas erwidern, besann sich jedoch eines Besseren. Er würde sich nicht von diesem unverschämten Bauern aus der Fassung bringen lassen. Wenn dieser Kerl es für nötig hielt, ihm jedes Mal derart unfreundlich zu begegnen, war das seine Sache.
Stattdessen zog Barthos sich nun seine Robe aus, faltete sie fein säuberlich zusammen und legte sie neben Femo, der es sich dort bereits gemütlich gemacht hatte, ins Gras. „Ich nehme an, darauf soll ich auch noch aufpassen?“, fragte Femo. Barthos nickte nur und blickte dem anderen Novizen unsicher ins Gesicht. Femo hatte plötzlich einen seltsamen Ausdruck in den Augen, der nichts mehr mit dem zu tun hatte, was er sagte, und von dem Barthos nicht ganz verstand, was er zu bedeuten hatte.
Aber darum wollte er sich nicht weiter kümmern. Wortlos drehte er sich herum und lief auf den See zu. Nackt wie er war stieg er in das erfrischend kühle Wasser. Ja, das hatte er wirklich gebraucht. Genießerisch schloss er für einen Moment die Augen und genoss das Gefühl des Wassers, das seinen Körper umschloss.
Bis zum frühen Abend schwammen sie herum und ließen es sich im Wasser gut gehen. Als nach und nach immer mehr Novizen den See verließen und ihre Kleider auflasen, beschloss auch Barthos, dass es Zeit wurde, zum Kloster zurückzukehren. Gemächlich schwamm er ans Ufer und hielt dann auf die Stelle zu, an der er zuvor noch gelesen hatte. Das Wasser reichte ihm gerade noch zum Knöchel, als er plötzlich einen Stich in der Fußsohle spürte. Mehr vor Schreck als vor Schmerz schrie er auf und riss aus einem Reflex das Bein in die Höhe. Auf dem anderen hüpfte

er an Land, während er sich den blutenden Fuß hielt. Dann kam er ins Straucheln und fiel auf seinen Hintern.
„Na sieh mal einer an.“ Mit einem Mal kniete Femo vor ihm im Gras und besah sich seinen Fuß. „Rotes Blut; wer hätte das gedacht?“
Barthos schnaubte verächtlich. „Danke, wirklich sehr hilfreich.“
„Tut mir leid.“ Femo zuckte mit den Schultern. „Ich würde ja einen Heilzauber sprechen, aber ich habe keinen Schimmer, wie das geht. Dafür ist mein Vater zu arm. Wirst schon nicht dran sterben.“
Barthos stieß Femo wütend beiseite und erhob sich. Mit großen Schritten stampfte er auf seine Kleidung zu, wobei er den Schmerz, den er beim Auftreten verspürte, ignorierte. Als er sich, seine Robe in der Hand, wieder zum See drehte, sah er, dass Femo sich nicht bewegt hatte. Er kniete noch immer am Ufer und starrte Barthos an. Und da war wieder der seltsame Ausdruck in seinen Augen. „Was schaust du so?“, fragte Barthos.
Femo wurde rot. „Nichts“, sagte er rasch und erhob sich. „Vergiss dein Buch nicht.“
Wütend schlüpfte Barthos in seine Robe und klemmte sich den dicken Wälzer unter den Arm. Dann machte er sich an den Anstieg zum Kloster. In ihrer Kammer würden Theodor und die allabendliche Schachpartie schon auf ihn warten. Genau das Richtige, um sich wieder etwas zu beruhigen.

Barthos lächelte, als das schwarze Pferd die weiße Dame schlug. Noch drei Züge.
Theodor entschied sich für einen Angriff auf Barthos’ Turm mit seinem verblieben Läufer. Barthos ließ ihn gewähren. Er brauchte den Turm nicht. Er war beinahe am Ziel.
Das allabendliche Schachspiel war zur Routine geworden. Barthos war schon seit vielen Jahren ein leidenschaftlicher wie begnadeter Schachspieler. Theodor hatte ihm wenig entgegenzusetzen, doch er musste sich mit ihm als Gegner begnügen. Florencius hielt nichts von diesem Spiel aus Ariabia, das erst im Laufe des letzten Jahrhunderts in

Myrtana bekannt geworden war. Und Femo brauchte er kaum zu fragen. Der hätte wahrscheinlich einen noch lausigeren Gegner als Theodor abgegeben. Außerdem verbrachte er die Abende ohnehin so gut wie nie bei seinen Zimmergenossen, sondern kam meist erst, wenn die Dunkelheit schon lange über dem Kloster hereingebrochen war.
Barthos brachte seinen Läufer in Stellung. Gleich würde er es sagen können, das Wort, das das Spiel beenden würde.
Die Tür der kleinen Kammer öffnete sich. Es musste Femo sein, der da langsam in die kleine Kammer geschlurft kam. Doch Barthos blickte nicht von seinem Spiel auf. Auch nicht, als er spürte, wie Femo kurz hinter ihm stehen blieb und über seine Schulter starrte. „F4“, sagte er knapp an Theodor gewandt, der seinen Läufer bereits in der Hand hielt, jedoch unschlüssig schien, wo er ihn abstellen sollte, und schlurfte dann weiter in Richtung seines Bettes. Theodor zögerte kurz und folgte dem Vorschlag dann. „Schach“, sagte er, als er merkte, dass er nun Barthos' König bedrohte. Ärgerlich darüber, dass er nun noch eine weitere Runde würde warten müssen, bis er Theodor endlich mattsetzen konnte, ließ Barthos seinen König auf das einzige freie Nachbarfeld ausweichen. Dann riss er plötzlich die Augen auf, als er merkte, dass dieses bereits von Theodors Springer bedroht wurde.
Dem anderen Novizen klappte der Mund auf. Dann stieß er einen kleinen Freudenschrei aus. Dies war sein erster Sieg über Barthos. Dieser wandte fassungslos den Kopf in Femos Richtung. Doch der junge Bauersohn lag bereits in seinem Bett und schien zu schlafen. Einen Moment starrte Barthos ihn an, dann begab auch er sich zu Bett, ohne noch ein Wort mit seinen beiden Zimmergenossen zu wechseln. Eine ganze Weile lag er noch wach. In den letzten Jahren war er kaum ein Dutzend mal geschlagen worden. Wie hatte Femo das gemacht? Glück? Das musste es sein. Eine andere Erklärung gab es nicht. Barthos hätte nicht einmal erwartet, dass der Novize die Regeln kannte.
Nachdem er eine Weile fassungslos über seine Niederlage nachgegrübelt hatte, hörte er plötzlich ein leises Rascheln. Mittlerweile war es völlig finster in der kleinen Kammer. Ohne, dass er es bemerkt hatte, waren

auch Florencius und Theodor zu Bett gegangen. Doch nun schien einer seiner Mitbewohner leise aufzustehen. Vielleicht wollte derjenige kurz aufs Necessarium verschwinden, überlegte Barthos und war umso überraschter, als sich vorsichtige Schritte seinem Bett näherten. Jemand beugte sich zu ihm herab. Er konnte leises Atmen vernehmen. Dann schien derjenige, der sich über ihn beugte, eine Hand auszustrecken. Langsam glitt diese unter Barthos' Bett und schien dort herumzuwühlen. Sekunden später hatte sie gefunden, was sie gesucht hatte, und zog es unter dem Bett hervor. Das war zuviel. Barthos fuhr herum und packte den sich gerade zurückziehenden Arm, dessen Haut sich überraschend weich und angenehm anfühlte. Über ihm keuchte jemand überrascht auf.
„Was soll das werden?", zischte Barthos und starrte wütend in Femos überraschtes Gesicht. Dann senkte er seinen Blick zur Hand des Novizen und erkannte das Buch, das er am See gelesen hatte. Er hatte es unter seinem Bett verstaut und es am nächsten Tag weiterlesen wollen.
„Nichts." Verärgert entwandt sich Femo aus Barthos' Griff und pfefferte das Buch wieder unter das Bett. Dann wandte er sich seiner eigenen Schlafstatt zu.
Doch Barthos bekam den Saum seiner Robe zu fassen. „Nicht so schnell. Was wolltest du mit dem Buch?"
Femo rollte mit den Augen. „Was macht man denn mit Büchern?"
„Du kannst doch nicht mal lesen", schnaubte Barthos.
„Stell dir vor, der dumme Bauer kann lesen." Das verschlug Barthos für einen Moment die Sprache. Vor allem, als Femo hinzufügte: „Und hättest du vorhin am See auch mal zu mir rübergeschaut, hättest du das mitbekommen."
Nun trat ein trotziger Ausdruck auf Barthos' Gesicht. „Wie auch immer. Das ist trotzdem zu hoch für dich. Das verstehst du doch gar nicht."
„Meinetwegen", entgegnete Femo tonlos und wandte sich wieder ab.
„Und überhaupt", zischte Barthos hinterher. „Wenn du das wirklich lesen wolltest, würdest du mich fragen oder es dir selbst aus der Bibliothek ausleihen!"

Der andere Novize schwang sich wieder in sein Bett und warf sich herum, sodass er mit dem Gesicht zur Wand lag. „Ja, ist klar“, murmelte er verächtlich.

Feuersturm

Femo trommelte unruhig mit den Fingern auf den kleinen Tisch, an dem er mit Barthos saß. „Wenn er in fünf Minuten nicht zurückkommt, verschwinde ich.“
Barthos nickte nur. Ihm war relativ egal, was Femo tat. Allerdings fragte auch er sich, wo ihr Begleiter blieb. Er fühlte sich unwohl hier in dieser dunklen Ecke in dem kleinen, muffigen Schankraum. Und das nicht nur, weil er sich in seiner Robe furchtbar fehl am Platz vorkam.
Eigentlich hatten sie nur Meister Kratius begleiten sollen. Das Kloster hatte einen Tag zuvor die Nachricht erhalten, dass Landgraf August von Brabern im Sterben liege. Daraufhin war der beleibte, glatzköpfige Hochmagier aufgebrochen, um die letzte Ölung vorzunehmen. Und Barthos und seine Zimmergenossen waren ausgesucht worden, ihn zu begleiten.
Brabern war die nächste Siedlung, die nicht direkt den Magiern des Klosters unterstand. Die Stadt lag jenseits eines großen Waldes, den man von den Zinnen des Klosters bei gutem Wetter gerade noch ausmachen konnte, am Fluss Edra.
Kratius war im landgräflichen Schloss ein fürstlicher Empfang bereitet worden. Doch während er und Florentius dort zurückgeblieben waren, hatte er den drei anderen gnädig gestattet, den Rest des Tages unbeaufsichtigt in der Stadt zu verbringen. Barthos hatte es zuerst genossen, wieder in der Zivilisation zu sein, und sich in Ruhe umsehen wollen. Femo dagegen hatte etwas angespannt gewirkt und sich absetzen

wollen, ohne zu verraten, was genau er vorhatte. Doch Theodor hatte beide zurückgehalten. Wie Barthos festgestellt hatte, blühte der Novize in Abwesenheit Florentius' richtig auf. Er hatte sich augenblicklich entspannt und war plötzlich auch mit Femo viel freundlicher umgegangen. Bisher, so viel musste er sich eingestehen, hatte Barthos Theodor kaum als Individuum gesehen, sondern vielmehr als Florentius' Schoßhündchen, das immer mit diesem einer Meinung war und immer tat, was dieser gerade tat. Doch dabei schien er sich getäuscht zu haben. Vermutlich versuchte der Novize für gewöhnlich nur, sich mit Florentius besonders gut zu stellen. Wahrscheinlich musste er als Bastard um seine Stellung unter den Novizen Acht geben. Barthos konnte über so ein Verhalten nur verächtlich den Kopf schütteln. Er buckelte nicht vor Florentius und hätte das auch unter anderen Umständen nicht getan.
„So, mir reicht's!" Femo erhob sich und riss Barthos damit aus seinen Gedanken.
Auch er hatte genug. Erst schleppte Theodor sie in dieses zweifelhafte Etablissement und machte nur vage Andeutungen, er habe eine Überraschung, und nun warteten sie sicher schon eine halbe Stunde auf seine Rückkehr. Dennoch zog Barthos Femo auf dessen Platz zurück. „Er kommt bestimmt gleich", meinte er. Tatsächlich wusste er nicht, was er sonst mit seiner Zeit hätte anfangen sollen. Und alleine wollte er nicht hier sitzen bleiben. Da war ihm ausnahmsweise selbst Femos Gesellschaft lieber.
Kaum hatte Barthos ausgesprochen, erschien jedoch schon die charakteristische Robe der Klosternovizen im Eingang. Der junge Bursche, der darin steckte, grinste bis über beide Backen und führte eine weitere Person am Arm auf ihren Tisch zu.
„Na, habe ich euch zu viel versprochen?", fragte er, warf sich Barthos und Femo gegenüber auf einen Hocker und zog sich seine Begleitung auf den Schoß. Es handelte es um ein pausbäckiges Mädchen mit schmutzigblondem Haar und in einem einfachen braunen Kleid.
Eine Mischung aus Abscheu und Wut trat auf Femos Gesicht. „Du willst uns nicht erzählen, dass du uns dafür hier hast warten lassen?"

„Was denn?“, entfuhr es Theodor. Gespielte Empörung lag in seiner Stimme. „Das Mädchen ist doch klasse. Und sie will nur ein Silberstück. Ich habe sechsundfünfzig Kupferlinge bei mir. Das heißt, jeder von euch muss nur zweiundzwanzig drauflegen. Ist das nichts?“
Femo schüttelte entgeistert den Kopf. „Ich fasse es nicht. Dafür hast du uns in dieses Drecksloch geschleift?“
„Ach komm schon“, bettelte Theo. „Das ist doch ein Superangebot. Schau dir die Kleine doch mal genau an!“ Der Novize unterstrich seine Worte, indem er einen Finger in ihrem Ausschnitt einhakte, etwas an dem Stoff zog und so noch mehr von ihrem üppigen Busen freigab. Das Mädchen kicherte dümmlich. „Und erst der Preis! Hey, du solltest eigentlich dankbar sein, dass ich nicht verlange, dass wir das gerecht aufteilen. Du solltest dankbar sein, dass wir dich überhaupt mitmachen lassen! Barthos und ich könnten uns das Mädel auch zu zweit vornehmen. Stimmt’s, Barthos?“
Der Angesprochene öffnete den Mund, doch Femo ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Dann steigt halt zusammen über das Flittchen drüber. Aber lasst mich aus dem Spiel.“
Verständnislos schüttelte Theodor den Kopf. „Was ist dein Problem? Du hast doch sicher auch schon ewig keine Frau mehr gevögelt. Und so ein Schnäppchen gibt’s nicht alle Tage.“
„Vielleicht sind Schnäppchen einfach nicht meine Sache“, entgegnete Femo scharf und erhob sich mit einem Mal. „Außerdem hast du ein Gelübde abgelegt.“
Theodor pustete los. „Das meinst du doch nicht ernst! Komm, wer wird das denn so eng sehen?“
„Wenn Kratius rausfindet, dass…“, hob Femo an, wurde jedoch umgehend unterbrochen.
„Was glaubst du, warum Kratius den ganzen Tag auf dem Schloss verbringt? Der alte August hat sicher noch eine Menge Sünden zu beichten, bevor Beliar ihn zu sich holt, aber so lange braucht nicht mal er dafür. Nein, nein. Unser guter Kratius kümmert sich gerade in diesem Moment um die zukünftige Witwe, da kannst du Gift drauf nehmen.“

Theodor lachte leise. „Um die würde ich mich allerdings auch gerne kümmern. Die Kleine soll August auf seine alten Tage noch mal ordentlich auf Trab gehalten haben – und die Dienerschaft auch. Von der guten Elisabeth von Kopul habt ihr doch sicher auch schon gehört? Siebzehn, völlig nymphomanisch und mit zwei Dingern gesegnet, sage ich euch! Es heißt, ihre Unschuld hätte sie mit elf an ein Bataillon Lanzenträger…“
Femo schüttelte den Kopf. „Du bist so dermaßen erbärmlich“, zischte er angewidert. „Ich fasse es nicht, dass du diesen albernen Quatsch auch noch glaubst. Aber nur zu. Von mir aus vögel dir den letzten Rest Hirn auch noch raus. Aber ohne mich.“ Mit hoch erhobenem Haupt drehte Femo sich auf dem Absatz um und marschierte auf die Tür zu. „Und dafür habe ich hier meine Zeit verschwendet“, murmelte er wütend.
Theodor blickte ihm verständnislos nach. „Dann geh doch!“, rief er dann nach einem kurzen Augenblick. „Bist halt doch nur ein blöder Bauer!“ Dann drehte er sich wieder herum. „Komm, Barthos. Bleibt mehr für uns. Ich krieg den Vordereingang.“
Barthos, der das Geschehen stumm beobachtet hatte, erwachte aus seiner Starre. Langsam richtete er den Blick auf das Mädchen auf Theodors Schoß. Er hätte tatsächlich nichts gegen etwas Entspannung einzuwenden gehabt. Aber alles an Theos Eroberung stieß ihn ab. Nicht, dass sie hässlich gewesen wäre. Das war sie keinesfalls; etwas ungepflegt vielleicht und mit eher bäuerlichen Gesichtszügen, aber gewiss nicht hässlich. Dennoch stieß jedes Detail an ihr ihn ab: Das stumpfe Haar, die beinahe aus dem Kleid hervorquellenden Brüste – er hatte ohnehin immer die kleineren Exemplare bevorzugt –, das dümmliche Kichern. Nein, er verspürte keinerlei Verlangen danach, mit diesem Mädchen intim zu werden. Und schon gar nicht gemeinsam mit dem anderen Novizen. Und überhaupt war Femo viel schöner. „Lass mal.“ Barthos erhob sich, dann stockte er plötzlich. Was hatte er da gerade gedacht?
„Du nicht auch noch“, stöhnte Theo.
Barthos wandte den Kopf wieder dem anderen Novizen zu. „Tut mir leid, aber so nötig habe ich es nicht“, stammelte er.

„Du hattest seit du im Kloster warst keine mehr, das weiß ich genau. Du willst mir doch nicht erzählen, du hättest keinen Druck in der Robe. Komm, schau dir die Kleine an. So was würde doch jeder gerne mal flachlegen."
Doch Barthos hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Ohne seinen Zimmergenossen überhaupt noch zu beachten, schlängelte er sich zwischen den Tischen hindurch. Er war verwirrt, vielleicht sogar schockiert. Das hatte er doch nicht wirklich gedacht?
„Bitte!", rief Theodor ihm nach. „Allein hab ich nicht genug Geld. Es sind doch nur vierundvierzig Kupf… Hey! Hey, Süße, bleib da. Ich habe das Geld – nur nicht hier. Du kriegst es hinterher!"
Barthos trat hinaus auf eine kleine Gasse. Die kühle Luft tat ihm gut und sofort beruhigte er sich etwas. Das hatte doch nichts weiter zu bedeuten. Er wandte den Kopf und sah eine Gestalt in einer roten Robe aus der Gasse verschwinden. Femo. Einem plötzlichen Impuls folgend, setzte Barthos sich in Bewegung und ging dem anderen Novizen hinterher. Femo war in eine breitere Straße eingebogen. Er bewegte sich auf das Handwerkerviertel der Stadt zu. Sie durchquerten zwei weitere Straßen, wobei Barthos darauf achtete, sich seinem Zimmergenossen nicht zu weit zu näheren, um nicht von diesem entdeckt zu werden. Bestimmt würde Femo nun das tun, was er von Anfang an in der Stadt hatte tun wollen. Und Barthos war neugierig, was es war.
Dann erreichten sie die Hauptstraße des Handwerkerviertels. Dichtes Gedränge herrschte hier zur Mittagszeit. Menschen schoben sich an ihm vorbei. Einige trugen große Körbe, andere führten Esel oder Ziegen mit sich oder ganze Karren. Sie drängte sich zwischen ihn und Femo, rempelten ihn an, ohne ihn wirklich zu beachten. Barthos beschleunigte seine Schritte, doch der Abstand zwischen ihm und dem anderen Novizen wurde immer größer und zwischen all den Leibern war es ihm unmöglich, wieder zu Femo aufzuschließen.
Kurz darauf war es auch schon vorbei. Er hatte seinen Zimmergenossen aus den Augen verloren. Unschlüssig blieb er stehen, während der Strom aus Menschen weiter anhielt und an ihm vorbeizog. Sicher einige

Minuten verharrte er so. Warum wusste er selbst nicht ganz. Im Grunde war es ja egal, was Femo tat. Wieso interessierte ihn das überhaupt so sehr? Andererseits hatte er auch nichts Besseres zu tun.
Da erspähte er mit einem Mal wieder eine rote Robe, die deutlich zwischen der meist grauen Kleidung der einfachen Leute herausstach. Femo trat aus einem Laden an der Straßenseite und setzte seinen Weg nun wieder zielstrebig fort, wobei er sich glücklicherweise nicht auf Barthos zubewegte. Dieser hob den Kopf zu dem Schild, das über der Ladentür hing. Eine Apotheke. Femo war bei einem Alchemisten gewesen. Doch weshalb? Was hatte er sich wohl für einen Trank geben lassen? Kurz überlegte Barthos, hineinzugehen und nachzufragen, doch er befand schließlich, dass das wohl sehr seltsam gewirkt hätte, und beschloss stattdessen Femo weiter zu folgen. Die Entscheidung kam in letzter Sekunde, denn Femo hatte inzwischen bereits einen großen Vorsprung und um ein Haar hätte Barthos ihn abermals aus den Augen verloren.
Stattdessen sollte der Rest der Verfolgung für ihn jedoch ohne weitere Probleme ablaufen. Schnell stellte er überrascht fest, dass Femo die Stadt offenbar verlassen wollte. Eine Ansammlung ärmlicher Hütten lag auf der Außenseite der Mauer. Dahinter begann ein freies Feld. Hier gab es keine Möglichkeit mehr, sich zu verstecken und Barthos war froh, dass der andere Novize sich nicht umwandte und direkt auf den Wald zuhielt, in dem es wieder leichter sein würde, unbemerkt zu bleiben.
Es dauerte nicht lange, da erreichten sie eine kleine Lichtung, in deren Mitte ein großer Felsen aufragte, der wiederum den Eingang zu einer kleineren Höhle beherbergte. Barthos, der inzwischen kaum noch an sich halten konnte vor Neugierde, folgte Femo in ihr Inneres und kauerte sich schließlich hinter einem Felsbrocken nahe des Eingangs zusammen, während der andere Novize vor der Rückwand stehen blieb.
Vorsichtig hob Barthos den Kopf und spähte über den Felsen hinweg. Er sah wie Femo etwas aus seiner Robe hervorzog. Ein eckiger, etwa faustgroßer, offensichtlich von Menschen bearbeiteter Stein von dunkler, leicht bläulicher Farbe. Eine Rune.

Barthos runzelte die Stirn. Wie konnte Femo an eine Rune kommen? Selbst die Novizen, die bei Meister Scolon lernten, durften keine Runen aus der Bibliothek entfernen. Dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Der gestohlene Runenstein!
Kurzentschlossen schnellte Barthos in die Höhe, den Mund bereits geöffnet, um Femo zur Rede zu stellen. Dieser hob im selben Augenblick die Rune und wirkte den darin eingravierten Zauber. Barthos ging unbeirrt weiter auf den Novizen zu. Nur am Rande nahm er wahr, dass es sich offenbar um einen Feuerball handelte, der nun auf die Höhlenwand zuraste. Sekunden später traf er den Fels zischend und mit einem Mal schossen von der Stelle des Aufpralls mehrere kleinere Feuerbälle in alle Richtungen davon. „Runter!“ Noch ehe Barthos reagieren konnte, warf Femo sich gegen ihn, schlang die Arme um seinen Körper und riss ihn zu Boden. Barthos fühlte eines der heißen Geschosse im Fallen über seinen Kopf hinwegzischen und hörte, wie es dann an der gegenüberliegenden Wand verpuffte.
„Verdammt!“, stieß Femo wütend aus, dessen Gesicht nun direkt über Barthos’ hing. „Lauf mir nie wieder in die Schussbahn!“
„Ich…“ verdattert starrte Barthos den anderen Novizen an, der sich nun wieder erhob und seine Robe abklopfte, bevor er ihm eine Hand reichte und ihn wieder auf die Beine zog. „Was… was war das?“
„Man nennt es Magie.“ Femos Stimme war kalt. Langsam wandte der Novize sich ab und hob den zu Boden gefallenen Runenstein wieder auf. „Von so einem Zauber habe ich noch nie gehört. Ich dachte, das wäre ein gewöhnlicher Feuerball.“ Nur langsam überwandt Barthos den Schock. Sein Blick war noch immer starr auf den anderen Novizen gerichtet.
„Ja, ein modifizierter“, sagte dieser tonlos. „Ich habe ihn „Feuersturm“ genannt.“
„Du? Heißt das, du hast…?“
„Ja“, unterbrach Femo Barthos unwirsch. „Ja, ich habe den Runenstein gestohlen, auch den davor. Ja, ich habe einen neuen Zauber entwickelt. Und ich hätte wohl lieber zulassen sollen, dass es dich erwischt.“ Er

senkte den Kopf. „Du wirst es dem Rat erzählen, stimmt's?“, fragte er mit auf einmal leiser, brüchiger Stimme.
„Ich…“ Das hatte Barthos im ersten Moment tatsächlich vorgehabt. Er war kein Verräter und niemand, der viel davon hielt, jede Kleinigkeit gleich der Obrigkeit zu melden, aber wenn ein einfach gestrickter und unausgebildeter Novize Runensteine stahl und damit herumhantierte, war er eine Gefahr, auch für sich selbst. Doch mit einem Mal war dieses Vorhaben vergessen. Nicht, weil Femo ihm gerade das Leben gerettet hatte – das hatte er noch gar nicht wirklich realisiert. Vielmehr war es die Faszination, die ihn ob dessen ergriff, was Femo da gelungen war. „Kann ich mal…“ Unsicher streckte er eine Hand nach der Rune aus.
Femo hob den Kopf, blickte ihn kurz aus diesen durchdringenden grünen Augen an und reichte ihm dann den Stein. Ehrfürchtig nahm Barthos die Rune entgegen, nicht ohne bei der Berührung von Femos Hand ein weiteres Mal festzustellen, wie angenehm weich die Haut des Novizen war, hielt sie sich vors Gesicht und studierte die eingeprägten Symbole. „Der Zauber basiert also auf dem Feuerball“, murmelte er. „Und dann… Das ist genial! Wie hast du das hinbekommen?“
„Ja, schon seltsam, nicht?“ Femo schien sich etwas gefasst zu haben und war wieder in seine übliche Tonlage verfallen. „Wie hat der dumme Bauer das nur hinbekommen?“
Mit einem Mal drückte Barthos Femo den Stein wieder in die Hand. „Kannst du einmal, nur ein einziges Mal ein ganz normales Gespräch führen? Weißt du, was ich glaube? Du fühlst dich ständig ungerecht behandelt und benachteiligt. Du glaubst, alle Welt hätte sich gegen dich verschworen. Und deshalb gibst du niemandem eine Chance und denkst, alle wollten dir nur Schlechtes. Deshalb reagierst du auf jede Frage wie auf einen Angriff.“
Femo schnaubte. „Danke. Das nächste Mal frage ich, wenn ich ein psychologisches Gutachten brauche.“
„Du machst es einem wirklich nicht leicht“, seufzte Barthos. Er zögerte, bevor er fortfuhr: „In Ordnung, vielleicht wirst du wirklich teilweise ungerecht behandelt. Ich gebe es zu, ich hätte nicht gedacht, dass du so

was kannst. Eine Rune herstellen oder zaubern, meine ich. Aber du lässt ja auch niemanden an dich heran, sodass er sich ein richtiges Bild von dir machen könnte. Du führst dich die meiste Zeit wie ein beleidigtes Kind auf."
Femo hatte ihm stumm zugehört und ihn weiterhin mit seinem Blick durchbohrt. Nun ergriff er wieder das Wort, langsam sprechend, wie mit einem Kind, dem er einen komplizierten Sachverhalt erklären musste: „Vielleicht will ich das alles ja gar nicht. Du hältst dich für furchtbar schlau, Barthos. Du denkst, du hast durchschaut, was in mir vorgeht. Wahrscheinlich kommst du dir unheimlich toll vor und denkst auch noch, du würdest mir einen Gefallen tun, indem du mich darüber aufklärst, wie kindisch und unvernünftig ich mich doch verhalte. Aber was du nicht kapierst und wahrscheinlich auch gar nicht kapieren willst: Ich will niemanden, der mich versteht. Ich will keine Anerkennung weil ich irgendeinen tollen neuen Zauber entwickelt habe – der im übrigen auch nicht mehr kann, als Dinge anzuzünden. Ich will keine Freunde. Ich will meine Ruhe. Ich will, dass man mich mit meinen Problemen in Ruhe lässt, solange ich nicht um Hilfe frage. Ich komme dir nämlich auch nicht in die Quere, falls dir das entgangen sein sollte." Femo wandte sich ab. Mit einem tiefen Seufzen senkte er den Kopf und stützte die Stirn in die Hand.
Barthos blickte ihn verständnislos an. Er konnte und wollte einfach nicht begreifen, was dieser Kerl für ein Problem mit ihm hatte. Was machte er denn bitteschön falsch, dass Femo sich so aufregen musste? War er nicht nett und freundlich? Hatte er ihm nicht einen guten Rat gegeben? „Ich weiß ja nicht, wie du dir das vorstellst", hob er an, seine Wut mühsam unterdrückend. „Deine *Ruhe*." Er betonte das Wort, als handle es sich um etwas Böses, Widerwärtiges. „So wie du dich benimmst, ist es ziemlich schwer, dich in Ruhe zu lassen. Anstatt zu fragen, stiehlst du die Bücher, die du lesen willst einfach – wahrscheinlich hast du noch viel mehr aus der Bibliothek gestohlen; woher sonst weißt du, wie man Runen herstellt? Runensteine stiehlst du auch. Was du da geschaffen hast, ist beeindruckend, aber das hättest du auch im Unterricht machen können.

Du hättest fragen können, ob du mitmachen darfst, zeigen können, was du kannst. Aber du kannst doch nicht einfach Runen entwenden und erwarten, dass niemand sich dafür interessiert. Dafür sollte ich dich wirklich beim Rat melden. So toll dieser neue Zauber auch sein mag, du kannst nicht für deine Spielereien…“
„Spielereien?!“ Nun wurde Femo laut. Mit einem Mal war er herumgeschnellt. „Du denkst, das wäre alles nur ein großer Spaß, ja? Aber ich sag dir mal was: Du hat keine Ahnung. Du urteilst einfach, aber du hast in Wahrheit keine Ahnung, was das alles eigentlich soll. Ich werde es dir sagen, vielleicht gibst du dann wenigstens Ruhe: Ich bin…“ – er zögerte einen winzigen Moment – „krank. In Ordnung? Da hast du's. Ich bin krank. Die Alchemie kann es erträglicher machen, aber sie kann mich nicht heilen. Deswegen brauche ich einen Heilzauber. Und *deswegen* experimentiere ich mit diesen Runen rum. Glaubst du wirklich, ich stehle einen Runenstein und riskiere so viel, nur um ein bisschen mit Feuerzaubern rumzuspielen? Das ist nur ein Nebenprodukt. Zufällig dabei entstanden. Aber dafür mache ich das nicht, verdammt!“
Barthos erschlaffte. All die tollen, vernünftigen Worte, die er sich zurechtgelegt hatte, um sie Femo an den Kopf zu werfen und ihm zu zeigen, wie lächerlich er sich aufführte, waren vergessen. Damit hatte er nicht gerechnet. „Tut mir leid“, stammelte er. „Ich wusste nicht…“
Femo schüttelte niedergeschlagen den Kopf und winkte ab. „Erzähl einfach niemandem davon und lass mich in Zukunft in Ruhe, ja?“, bat er matt, schob die Feuersturmrune in eine Tasche seiner Robe und schlurfte auf den Höhlenausgang zu.
„Können dir die Magier nicht helfen?“, fragte Barthos, der sich plötzlich schuldig fühlte.
„Nein.“ Femo drehte sich nicht um und hielt auch nicht an. „Wenn es ein normaler Heilzauber tun würde, hätte ich so einen hergestellt und nicht mit neuen Zaubern experimentiert. Meine Krankheit kann man nicht so einfach heilen. Sie ist angeboren.“
Barthos lief Femo nach. Mit schnellen Schritten schloss er zu ihm auf. Am Höhleneingang erreichte er ihn. „Aber vielleicht kennen sie die

Krankheit. Du bist sicher nicht der einzige, der daran leidet. Es muss ein Heilmittel…“
„Nein, es gibt keins!“, fuhr Femo ihn wütend an und blieb endlich stehen. „Andere, die darunter leiden, leben mit der Krankheit. Ich kann das nicht. Nicht hier. Und ich hatte dich gebeten, mich einfach in Ruhe zu lassen. Aber das kannst du einfach nicht.“ Femo schien nun den Tränen nahe und Barthos wandte den Blick ab. Er konnte nicht länger in diese Augen schauen. „Ich kümmere mich allein darum. Das geht niemanden sonst etwas an. Und ich will auch nicht, dass irgendjemand sonst davon erfährt, klar?“
Femo wartete keine Antwort ab. Er drehte sich herum und verschwand zwischen den Bäumen.

Gleiches mit Gleichem

Der Runentisch surrte leise, während er sich immer schneller zu drehen begann. Barthos begutachtete den Runenstein kritisch. Wenn er alles richtig gemacht hatte, hatte er soeben eine Feuerballrune erschaffen. Aber das wäre nicht seine erste gewesen. Mit einem Feuerball würde er sich nicht zufrieden geben. Nicht heute. Er wollte einmal schauen, ob er die Symbole auf Femos Rune wirklich richtig abgelesen hatte.
„Reichst du mir mal den Schwefel?“
„Schwefel?“ Florentius gluckste herablassend. „Man benötigt keinen Schwefel für einen Feuerball.“
„Weiß ich“, entgegnete Barthos ohne den Blick zu heben. „Bekomme ich jetzt den Schwefel?“
Wortlos reichte Florentius ihm den kleinen Becher mit dem gelblichen Pulver darin. Barthos nahm ihn ebenso wortlos entgegen und ließ den Inhalt dann vorsichtig über seinen Runenstein rieseln. Er stellte das Behältnis neben sich ab und fuhr damit fort, weitere Symbole in den Stein einzugravieren.
„Was tust du da, junger Novize?“
Die schwere, schleppende Stimme Scolons ließ Barthos aufschrecken.
„Äh… ich habe nur etwas herumexperimentiert“, antwortete er rasch.
„So?“ Der Magier nahm eine Zange zur Hand und hob den Stein aus dem Runentisch. Mit seinen kleinen, müden Augen begutachtete er ihn.
„Dies ist kein Feuerball. Du hattest klare Anweisungen, Novize.“
„Es ist eine neue Rune“, sagte Barthos zögerlich. „Ein Feuersturm.“

„Das ist unerhört!“, keifte der Magier wütend und versprühte dabei Tropfen von Speichel auf Barthos’ Brust. „Ihr seid hier um zu lernen; in Demut. Nicht, um herumzuspielen. Ein Runenstein ist etwas sehr Wertvolles. Ich dachte, ich hätte euch gelehrt, nicht leichtfertig damit umzugehen.“
Inzwischen hatten auch die anderen Novizen ihre Arbeit unterbrochen und sahen interessiert dabei zu, wie Scolon zu einer längeren Standpauke ansetzte.
„Aber Meister…“
„Wage es nicht, mir ins Wort zu fallen, Novize! Ich habe den Eindruck, dass du noch nicht bereit bist, in die Geheimnisse der Magie eingewiesen zu werden. Vielleicht solltest du dich vorerst bei der Arbeit auf den Feldern in Demut und Gehorsam üben.“
„Aber Ihr versteht nicht. Seht doch.“ Barthos riss dem überraschten Magier die Rune aus der Hand, ging mit schnellen Schritten auf die gegenüberliegende Wand zu und stellte sich an den Eingang des kleinen Raumes, der hinter dieser lag und der dazu diente, die neu erschaffenen Runen zu erproben, ohne die Bücher zu gefährden. Während er den Stein hob, hoffte er inständig, alles richtig gemacht zu haben. Es war seine einzige Möglichkeit, der Bestrafung zu entkommen.
Wärme durchströmte seinen Körper, fuhr über die Fingerspitzen in den Stein und löste sich in Form eines Feuerballs aus diesem, der an die bereits rußgeschwärzte Wand auftraf und dort in acht kleinere Feuerbälle zersprang.
Stille.
Barthos spürte die erstaunten Blicke der Anwesenden auf sich ruhen. Dann nahm ihm Scolon die Rune plötzlich aus der Hand. „Hast du diesen Zauber geschaffen, Novize?“, fragte er stockend.
„Die Rune, ja, aber…“
„Unglaublich.“ Der alte Magier starrte den Stein in seiner Hand an, bevor er den Kopf hob und Barthos mit einer Handbewegung bedeutete, dass er ihm folgen sollte. „Der Rat muss hiervon erfahren.“

„Hast du etwas, das du beichten musst, Sohn?“
Barthos überlegte einen winzigen Moment. Durfte er verraten, dass Femo die beiden Runensteine gestohlen hatte? Er hätte es tun müssen. Femo verdiente eine Bestrafung. Und vielleicht war es besser, ihn von weiteren Experimenten abzuhalten, bevor er noch einen Feuerregen über dem Innenhof zündete. Doch nach dem, was er in der Höhle gehört hatte, konnte Barthos das einfach nicht mehr. „Nein, Vater“, sagte er leise.
„Bist du sicher, mein Sohn?“, fragte die schleppende Stimme von der anderen Seite des Gitters. „Was ist mit den Sünden des Fleisches? Hast du der Versuchung nachgegeben? Hast du Hand an dich selbst gelegt?“
Barthos rollte mit den Augen. Es war doch immer dasselbe. Er wusste, warum er schon als Kind die wöchentliche Beichte verabscheut hatte und es auch hier im Kloster noch tat. Gehöre diese krankhafte Fixierung auf diese Art der Sünde zum Gelübde eines Feuermagiers oder war sie einfach Resultat des Zölibats? Und vor allem: War irgendjemandem bewusst, dass solche Fragen vieles bewirkten, doch sicherlich nicht, dass der Beichtende ein Leben in Keuschheit führte? Barthos erinnerte sich noch gut, dass er als Kind nicht einmal auf die Idee gekommen war, *Hand an sich zu legen*, bis die allwöchentliche Frage im Beichtstuhl danach ihn schließlich dazu animiert hatte, einmal auszuprobieren, was an dieser Sünde so besonderes war. Und darauf, wie angenehm der Ausblick von der richtigen Position aus sein konnte, wenn die junge Luise sich bückte, um seine Kammer zu schrubben, hatte auch erst ein Feuermagier im Beichtstuhl ihn gebracht.
Aber diese Kerle ließen ja doch nicht locker, und so gestand Barthos schließlich die Sünde, ohne sie begangen zu haben, und fügte dann zur Sicherheit hinzu, dass er auch noch gelogen habe – Letzteres interessierte den Magier zwar weniger als die erste Sünde, aber Barthos konnte mit reinem Gewissen die Kirche verlassen.
Er schlenderte über den Hof. Die Novizen, die ihm über den Weg liefen, tuschelten aufgeregt oder beglückwünschten ihn lautstark. Barthos verzog das Gesicht. Zwei Tage war es nun her und mittlerweile wusste

das ganze Kloster, dass er einen neuen Zauber entwickelt hatte. Natürlich hatte er versucht, den Irrtum aufzuklären, doch niemand hatte ihm wirklich zuhören wollen. Stattdessen hatte der Rat ihn beglückwünscht und ausgezeichnet und von den ohnehin schon wenigen Arbeiten freigestellt, damit er sich ganz seinen Forschungen widmen konnte. Seine Chancen stünden gut, hatte Lumones ihm zudem mitgeteilt, in den nächsten zwei, drei Jahren von Innos erwählt und in den Kreis des Feuers aufgenommen zu werden.
Er betrat einen der schmaleren Seitengänge am Rande des Hofes, von dem er mittlerweile wusste, dass es sich um eine Abkürzung zur Bibliothek handelte.
„Na, sind wir auf dem Weg in die Bibliothek, um einen neuen Spruch zu entwickeln?“, schallte plötzlich eine Stimme durch den steinernen Gang und ließ Barthos zusammenzucken. Langsam drehte er sich herum. Der Gang war leer, bis auf eine einzelne Gestalt, die lässig und mit verschränkten Armen in einer kleinen Tür lehnte.
„Femo…“ Barthos schluckte. Seit der Rückkehr aus Brabern hatten sie nicht mehr geredet. Er hatte Femo kaum zu Gesicht bekommen. Wie üblich war sein Zimmergenosse früh aufgestanden und erst spät zu Bett gegangen. So oder so hatte Barthos meist geschlafen. Ihm war dies ganz recht gewesen, denn er hatte nicht gewusst, wie er Femo die Sache erklären sollte. Genau genommen wusste er es auch jetzt nicht.
„Bitte!“ Femo machte ein gequältes Gesicht. „Erspar mir irgendwelche Ausflüchte. Ich will keine Entschuldigungen hören. Weißt du…“ Er stieß sich von der Wand ab und stellte sich gerade vor Barthos hin. „Im Grunde ist es mir egal“, erklärte er. „Ich brauche keinen Ruhm. Meinetwegen sollen sie Barthos von Laran in den Geschichtsbüchern den Erfinder des Feuersturms nennen. Ist sogar das, womit alle Beteiligten am zufriedensten sein dürften. Du hast deinen Ruhm und dein Name wird in irgendwelchen Büchern veröffentlicht. Und ich habe meine Ruhe. Und all die alten, verkalkten Männer, die ihre Hintern kaum noch aus den Stühlen kriegen, werden sich auch freuen, dass ein Blaublütiger darauf gekommen ist und kein Bürgerlicher. Es geht mir nur ums

Prinzip.“ Er grinste schief. „Du hättest ja fragen können, bevor du meine Erfindung als deine ausgibst.“
„Aber das habe ich nicht“, versuchte Barthos sich zu verteidigen. „Es tut mir leid. Aber ich wollte das nicht, ehrlich. Mir hat keiner die Möglichkeit gelassen, es zu erklären.“
Femo seufzte tief. „Weißt du, was mich an dir ankotzt? Wie du ständig versuchst, dir selbst vorzumachen, du seiest der Tollste, und damit auch noch Erfolg hast. Da ist mir Flora doch wesentlich lieber. Der ist einfach ein Arschloch. Du bist ein Arschloch, das sich für das genaue Gegenteil hält.“
„Was soll denn das wieder heißen?“, fragte Barthos ärgerlich und seufzte innerlich. Es hatte ja so kommen müssen. Jetzt spielte Femo sich wieder auf. Dabei gab es doch dieses Mal wirklich keinen Grund, wütend zu sein. Zumindest nicht auf Barthos.
Femo lachte jedoch nur freudlos auf. „Ja, klar, du bist völlig unschuldig. Du wolltest das alles nicht. Du genießt es nicht, dass alle dich plötzlich für ein Genie halten. Du lachst dir nicht heimlich ins Fäustchen, weil du wahrscheinlich nach nur zwei, drei Jahren im Kloster zum Magier wirst, während andere zehn Jahre oder länger warten müssen. Und dir geht auch keiner ab beim Gedanken, dass dein Name bald in Dutzenden Büchern stehen und noch in hundert Jahren jeder Gelehrte der Welt ihn kennen wird.“
Barthos öffnete den Mund, doch ihm fiel nichts ein, was er erwidern sollte. Er hatte es zu verdrängen versucht, aber selbstverständlich hatte Femo Recht: Das Gefühl, im Mittelpunkt zu stehen, von den Novizen bewundert und den Magiern verhätschelt zu werden, war großartig.
„Machen wir uns nichts vor“, fuhr Femo erbarmungslos fort. „Du kannst dir noch so sehr einreden, das nicht gewollt zu haben, aber allzu heftig kannst du ja wohl nicht widersprochen haben.“
„Hör zu“, sagte Barthos langsam und ruhig. „Es tut mir leid. Aber ich werde für dich mit Scolon sprechen. Er soll dich auch unterrichten.“
Sein Gegenüber schnaubte. „Willst du jetzt dein Gewissen reinwaschen? Ohne mich. Ich kann schon Runen herstellen, danke.“

„Und was soll dieses Gehabe jetzt?“, fragte Barthos und verschränkte trotzig die Arme. Es war doch wirklich nicht zu fassen! Beinahe glaubte er, Femo habe einfach Spaß daran, sich mit ihm zu zanken.
„Habe ich doch schon gesagt: Du kotzt mich an. Du hältst dich für etwas ganz Besondere, aber das bist du nicht, Barthos. Du bist genauso wie Dutzende andere adlige Novizen auch. Ja, du bist wahrscheinlich das biederste, stereotypste, unindividuellste, was mir je untergekommen ist. Du denkst, du wärst aller Welt überlegen. Nicht nur dem einfachen Volk – das versteht sich ja von selbst – sondern auch den anderen Adligen. Du verachtest Kerle wie Theo, weil sie Kerlen wie Flora in den Arsch kriechen, ohne zu merken, dass du genau dasselbe machst. Du verachtest Kerle wie Flora, weil sie auf alles und jeden herabblicken und machst dabei genau dasselbe. Du hältst dich für unheimlich liberal, weil du dich im Stillen darüber mokierst, wie Flora mit mir oder anderen umspringt, hast aber nicht die Eier in der Hose, ihm das ins Gesicht zu sagen. Am Ende kuschst du nämlich genauso vor ihm und allen anderen Höhergestellten wie Theo. Du siehst dich als Nabel der Welt, als einzigen vernünftigen Menschen und oberste moralische Instanz. Du denkst, du wärst furchtbar schlau, weil du studiert und so viele Bücher gelesen hast. Du denkst, du hättest den vollkommenen Durchblick. Und die anderen sind nicht so großartig wie Barthos von Laran. Die anderen sind tumbe, ungebildete Bauern oder arrogante, konservative Adlige, die nicht merken, wie arrogant sie sind. Aber soll ich dir mal was sagen? Du bist keinen Deut besser. Du bewertest die Menschen doch auch nur nach ihrer Herkunft, genau wie Flora, ist es nicht so? Du hast mich gleich als Bauern abgestempelt und mir damit jede Intelligenz abgesprochen.“
„Aber du bist nun einmal ein Bauer. Und ein solcher hat einfach nicht den gleichen Zugang zu Bildung. Ich gebe ja zu…“
„Bitte!“ Femo machte ein gequältes Gesicht. „Erspar’s mir. Du tust es schon wieder. Ja, ja, du *konntest nicht ahnen*. Dich *trifft keine Schuld*. Ich verrate dir ein Geheimnis: Ich bin kein Bauer. Ich habe nicht mehr Ahnung von Feldarbeit als du.“
Barthos stutzte. „Aber du hast doch selbst gesagt…“

„Nein, Flora hat gesagt. Und du hast es einfach hingenommen, ohne mich selbst mal danach zu fragen. Und er wiederum hat das einfach so angenommen, weil für ihn eh alle Bürgerlichen nur dumme Bauern sind. Nur um das klarzustellen: Mein Vater ist Hufschmied. Aber da muss man nicht groß differenzieren. Er arbeitet. Er schwitzt. Er ist dreckig und arm. Wo ist da schon der Unterschied zu einem Bauern?“
„Das habe ich nie…“
Barthos' Versuch, zu Widersprechen, war nur schwach und wurde von Femo, der inzwischen völlig in Rage geraten war, sofort hinweggefegt: „Und nur zur Info: Du bist nicht allwissend, nur weil du in Geldern ein paar Bücher gewälzt hast. Im Gegenteil. Du hast doch keine Ahnung vom Leben oder von der Welt. Du hast immer in deiner eigenen kleinen, perfekten Welt gelebt. Und mit richtigen Menschen, die nicht in seidene Windeln kacken durften und die arbeiten mussten, um zu leben, hattest du doch nie Kontakt.“ Der Novize schnaubte abfällig und fügte hinzu: „Na ja, vielleicht hast du ein paar Dienstmädchen gevögelt.“
Barthos schluckte. Das alles kam der Wahrheit erschreckend nahe. Bis hin zu den Dienstmädchen. Trotzdem wollte er nicht so schnell einlenken. Im Moment war es ja wohl Femo, der überheblich und herablassend war. Er musste sich gewiss nicht erzählen lassen, was er alles falsch machte, schon gar nicht von diesem Kerl, der selbst derart unfreundlich, starrköpfig und uneinsichtig war, wie sonst niemand, den Barthos kannte. „Danke“, sagte er abfällig. „Nächstes Mal frage ich, wenn ich ein psychologisches Gutachten brauche.“
„Sehr witzig.“
„Das war kein Witz“, sagte Barthos ernst. „Als ich dir deine Fehler aufgezeigt habe, hast du dich beschwert. Jetzt machst du genau dasselbe.“ Der kurze Moment der Zustimmung für Femos Worte war wieder vergessen. Barthos war nun nur noch wütend und ging in die Offensive. Diesem ungehobelten Kerl würde er es zeigen!
„Meine Fehler? Ich brauche niemanden, der mir meine Fehler aufzeigt. Die sind meine Sache.“

„Da sind wir ausnahmsweise einer Meinung. Dann behalt in Zukunft doch für dich, was du über mich denkst, und kümmere dich um dich selber.“
Einen Moment funkelte ihn Femo zornig an, dann sagte er: „Vielleicht ist es besser, wenn wir beide uns um uns selbst kümmern und den anderen in Ruhe lassen.“ Er drehte sich herum. „Lass dich für den Feuersturm feiern“, sagte er im Weggehen. „Mir ist es egal. Hauptsache, du hältst dich in Zukunft von mir fern.“

Die Prüfung des Feuers

„Ah, Barthos, dachte schon, du kommst nicht mehr!“ Theodor klopfte auf den freien Platz neben sich. Barthos nickte abwesend. Sein Interesse galt in diesem Moment nicht seinem Zimmergenossen, sondern dem Eingang der Kirche. Er drehte sich auf der Bank herum und verrenkte sich den Hals, um ihn im Blick behalten zu können, und musste erkennen, dass die anderen Novizen es ihm gleich taten. Das ganze Kloster war heute hier versammelt und sie alle beschäftigte nur eine Frage: Wen von ihnen hatte Innos wohl erwählt? Vor drei Tagen war es endlich soweit gewesen: In einer Vision hatte ihr Gott dem Rat mitgeteilt, welche Novizen er für würdig erachtete, sich in der Prüfung des Feuers zu bewähren. Ein wenig hoffte Barthos darauf, selbst zu diesen Novizen zu gehören. Gewiss, er war jung. Er lebte kaum ein Jahr im Kloster. Aber andererseits war er der Liebling der Magier, seit diese von ihm glaubten, er hätte den Feuersturm erfunden.
Und dann endlich kamen sie: Lumones, Kratius und Justranis. Bedächtig und erhaben schritten sie zwischen den Bänken entlang und auf die Kanzel zu, so wie sie es an jedem Morgen taten. Gespannt folgten alle Augenpaare ihnen.
Es schien unendlich lange zu dauern, bis die Ratsmitglieder endlich Platz genommen hatten und sich Lumones erhob. Sein strenger Blick schweifte durch den Raum und nach einem kurzen Moment begann er zu sprechen: „Innos belohnt die, die seine Gebote befolgen. Die, die arbeiten und die, die ihm und seinen Erwählten Gehorsam entgegenbringen. Und

so wisset, dass die Entscheidung des Gleißenden immer gerecht ist, denn er ist Herr über die Gerechtigkeit. Wer unter euch glaubt, er habe es verdient, die Prüfung abzulegen, einzig weil er schon viele Jahre in diesen geheiligten Mauern verbracht hat, der ist noch nicht bereit, denn er hat nicht verstanden, was es heißt, zu dienen. Zwei aber unter euch haben dies verstanden und sie wurden für würdig erachtet, die Prüfung des Feuers abzulegen. Sie mögen nun vortreten. Der erste von ihnen ist Karl Gustav Franz Joseph von Vahon."
Ein Novize in einer der vorderen Reihen auf der anderen Seite des Mittelganges erhob sich und schritt mit einer Haltung und einem Gesichtsausdruck nach vorn, die daran zweifeln ließen, ob er das Gebot der Demut tatsächlich verinnerlicht hatte.
„Der zweite ist Florencius Arturius Ludovico Ferdinand von Kavaros."
Barthos rollte mit den Augen und sah Femo zwei Plätze weiter dasselbe tun. Er hatte es gewusst.
Sein Blick blieb an Femo hängen. Der andere Novize sah nicht gut aus heute Morgen. Das hieß, natürlich sah er gut aus, er sah immer gut aus – Nein! Barthos schüttelte sich. Was war das schon wieder für ein Gedanke gewesen? Er versuchte sich wieder auf das zu konzentrieren, was er eben wahrgenommen hatte. Es war Unruhe oder Nervosität, die Femos Gesicht zeichnete. Sekunden später wusste Barthos, warum:
„Nicht jeder hat die Gebote des Herrn verinnerlicht. Doch Innos ist gnädig und gestattet seinen Novizen, ihre Lektion selbst zu lernen. Es ist einer unter euch, der die Dreistigkeit besaß, die Prüfung zu fordern, ohne erwählt worden zu sein. Der Novize Femo wird an der Prüfung teilnehmen und durch sein Scheitern hoffentlich Demut lernen."
Barthos riss die Augen auf. „Man kann die Prüfung fordern?", stieß er überrascht aus.
„Hättest du wohl nicht gedacht", flüsterte Femo grinsend zurück, während er sich erhob. „Der Trick ist halt nicht, viele, sondern die richtigen Bücher zu lesen." Mit diesen Worten wandte der Novize sich von seinem Zimmergenossen ab und zwängte sich aus der Bankreihe heraus und zum Mittelgang durch.

Entgeistert blickte Barthos ihm nach. Man konnte die Prüfung einfach fordern und sie wurde einem gewährt? Langsam wandelte sein Unglaube sich in Trotz. Ein Idiot wie Florencius wurde erwählt, nur weil er dem Hochadel angehörte, und Femo wurde für seine Dreistigkeit belohnt anstatt bestraft. Was war da mit ihm, Barthos? Auch wenn er es damit nach Lumones' Definition nicht war, hielt Barthos sich für mehr als bereit, die Prüfung abzulegen. Er sah gar nicht ein, warum er noch weitere Jahre das Leben eines Novizen führen sollte, wenn es wirklich so einfach war.
Ohne wirklich darüber nachzudenken, was er tat, sprang Barthos auf und folgte Femo. Dass alle Blicke dabei auf ihm ruhten, merkte er gar nicht.
„Was tust du da, Novize?", blaffte Kratius, als Barthos neben dem überraschten Femo zu Füßen der Kanzel zu stehen kam.
„Ich will die Prüfung ablegen", hörte Barthos sich selbst sagen, als kämen die Worte aus dem Mund eines anderen.
Ein Raunen ging durch die Menge, verstummte jedoch sofort, als Lumones sich erhob. „Strapaziere unsere Gutmütigkeit nicht zu sehr, Novize!", mahnte er gebieterisch.
„Ich…" Barthos kam sich mit einem Mal furchtbar klein vor und fragte sich, was er hier eigentlich machte.
„Dir scheint deine Entdeckung zu Kopf gestiegen zu sein", sagte nun Justranis. „Du bist noch nicht bereit, Novize. Begib dich auf deinen Platz zurück."
„Nein!" Barthos war selbst über die Festigkeit seiner Stimme überrascht. „Femo hat die Prüfung gefordert, dann darf ich das auch."
Lumones' Mund war nicht mehr als ein schmaler Strich. „Du enttäuschst mich", sagte er ruhig. „Wir hielten dich für vielversprechend, würdig in einigen Jahren erwählt zu werden. Stattdessen entpuppst du dich als ungestüm und unreif." Er hob den Kopf und ließ seinen Blick über die übrigen Novizen schweifen. „Die Anmaßung scheint sich wie eine Seuche zu verbreiten. Vergesst nicht, dass Hochmut eine der Todsünden ist. Die Klausel, die es einem Novizen gestattet, die Prüfung zu fordern,

wird aus gutem Grunde nicht öffentlich bekannt gemacht. Sie verleitet allzu leicht zu schändlicher Selbstüberschätzung und Eitelkeit. Ich hoffe wahrlich, dass nicht noch mehr von euch sich ein Beispiel an eurem Bruder Femo nehmen, sondern ihr vielmehr die Weisheit besitzt, ihm und Barthos bei ihrem Scheitern zuzusehen und daraus zu lernen."
Tatsächlich wagte niemand mehr, sich zu erheben. Lumones' Blick mochte einiges dazu beitragen.
„So höret denn die Prüfungen", wandte Justranis sich nach einigen Momenten an die vier Novizen zu Füßen der Kanzel. „Beweist euren Glauben, indem ihr dem Pfad der Gläubigen folgt."
„Beweist eure Demut und erlangt so, was ihr am Ende des Pfades findet", sagte Kratius.
„Und beweist eurer Wissen und erschafft eine Rune des Lichts", forderte Lumones. „Und nun geht! Die Prüfung des Feuers hat begonnen!"

Da stand er nun und wusste nicht so recht, was da eben eigentlich geschehen war. Inzwischen hatte jeder die Kirche wieder verlassen. Und die Blicke der anderen Novizen sagten alle nur eins: „Damit hast du alles verspielt, Trottel."
Barthos gab ihnen insgeheim Recht. Was war nur in ihn gefahren? Nur weil Femo dumm genug war, die Prüfung einfach zu fordern, musste er doch nicht dasselbe tun. Er war sich sicher, dass er schon bald nach seinem Versagen den Zorn der Magier zu spüren bekommen würde. Mit den vielen Privilegien war es vorerst wohl vorbei.
Barthos gab sich einen Ruck. Nun gab es kein Zurück mehr. Und er wollte es wenigstens versuchen. Also setzte er sich in Bewegung. Der Novize Karl war auf der Suche nach den Materialien für die Rune in der Bibliothek verschwunden. Femo und Florencius hatten das Kloster jedoch verlassen und Barthos beschloss, ihnen zu folgen. Was es mit dem Pfad der Gläubigen auf sich hatte, war klar. Es handelte sich um einen schmalen Pfad hinauf in die Berge, wo ein alter Steinkreis stand. Schon einmal war Barthos dort oben gewesen, als das Kloster dort das Sonnwendfest gefeiert hatte.

Der Weg hinauf zum Steinkreis begann auf der anderen Seite des Sees, sodass Barthos zunächst den Pfad zum Kloster hinabsteigen und am Ufer entlanglaufen musste, bevor er hinauf in die Berge steigen konnte. Der Pfad war lang und steil und wandt sich um zahlreiche Felskanten. Und umso weiter er hinaufstieg, umso mehr verließ Barthos der Mut, umso sicherer wurde er, dass die anderen das Ziel längst schon erreicht hatten.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als er endlich ein kleines Plateau weit oberhalb des Klosters erreichte und vor dem großen Steinkreis in dessen Mitte stand. Seine Aufregung wuchs. Die erste Prüfung war bestanden, doch wie sollte es nun weitergehen? Beim besten Willen vermochte er nicht zu sagen, wie er sich nun am besten in Demut üben sollte. Erwartete man von ihm etwa ein Gebet zu Innos? Nein, das konnte unmöglich funktionieren. Barthos musste gestehen, dass er nie sehr fromm gewesen war. Ungünstig für jemanden, der gerade die Prüfung zum Magier ablegte, mochte man meinen, doch Barthos bezweifelte, dass die drei übrigen Novizen ihm hier viel voraus hatten. Letztlich entschied das Gold, wer im Kloster aufgenommen wurde, nicht die Stärke des Glaubens.
Doch er durfte seine Zeit jetzt nicht mit Nachdenken verschwenden. Er musste sich auf seine Aufgabe konzentrieren. Mit festem Schritt setzte er sich in Bewegung, passierte die großen Monolithen und trat in die Mitte des Steinkreises. Und jetzt sah er es: Ein großes Loch in der nahen Felswand. Barthos war sich sicher, dass es bei der Sonnenwendfeier noch nicht dort gewesen war. Dunkel erinnerte er sich an eine schwere Steinplatte voller alter Runen, die Innos und sein Licht priesen und die Lumones bei den Feierlichkeiten rezitiert hatte. Als er sich das Loch genauer besah, stellte er fest, dass jene Platte nun im Boden versunken war. Offensichtlich gehörte dies zur Prüfung. Doch als er über die Schwelle schritt und den Berg betrat, kam ihm ein anderer Gedanke, bei dem sein Herz vor Schreck für den Bruchteil einer Sekunde stehenblieb.

Was, wenn einer der anderen Novizen die Platte auf irgendeine Weise bewegt hatte und nicht die Magier? Was wenn einer seiner Konkurrenten ihm zuvor gekommen war?
Barthos dachte nicht mehr lange nach. Er begann zu rennen, stürmte eine schmale Treppe hinab und einen langen Gang entlang. Dann erreichte er eine größere Kammer, an deren Rückseite sich eine Innosstatue erhob. In ihrer Mitte erkannte er einen Runentisch. Und eine Gestalt, die sich daran zu schaffen machte. Er erstarrte. Es konnte sich nur um einen der anderen Novizen handeln. Und dies bedeutete, dass er zu spät war. Doch was war das? Während sein Konkurrent den Runenstein mit der Zange aus der Halterung hob, um das Ergebnis seiner Arbeit zu begutachten, löste sich ein Schatten aus der Dunkelheit hinter einer Säule. Die Gestalt hatte den am Eingang stehenden Barthos offensichtlich nicht bemerkt, sondern schlich auf den Novizen am Runentisch zu, der ihnen beiden den Rücken zugekehrt hatte. Barthos sah, wie eine Hand des Schattens kurz in dessen roter Robe verschwand und dann etwas Kurzes, Silbernes daraus hervorzog. Unendlich langsam hob er nun die Hand. Barthos erschrak, als er sah, was der Schatten vorhatte. Ohne nachzudenken riss er sich seinen Kampfstab vom Rücken, durchmaß die Höhle mit wenigen Schritten und ließ die hölzerne Waffe mit aller Kraft herabsausen.
Der Novize am Runentisch ließ Zange und Rune fallen und fuhr herum. Der Schrecken stand ihm ins Gesicht geschrieben, als er aus zwei weit aufgerissenen grünen Augen auf Barthos, der noch immer dastand, den erhobenen Stab in seinen Händen, dann auf den Angreifer, der reglos am Boden lag, sein Messer neben sich, dann wieder auf Barthos starrte. Einen Moment schauten sie sich stumm in die Augen, dann senkte Femo wieder den Blick auf den am Boden Liegenden. „Flora“, sagte er leise. „Ist… ist er?“
Barthos ließ seinen Stab sinken, beugte sich hinab und griff mit zitternder Hand nach Florencius’ Arm. Hatte er soeben einen Menschen ermordet? Selbst wenn er Florencius nicht mochte, selbst wenn dieser offensichtlich bereit gewesen war, für den eigenen Erfolg über Leichen zu gehen – das war das Letzte, was Barthos gewollt hatte. Er zögerte

einen Moment, dann griff er zu. Als er den Puls des Novizen fühlte, schloss er für einen Moment erleichtert die Augen. „Nein“, sagte er dann. „Nein, er lebt.“
Femo nickte nur wie benommen. Nach einem Moment bückte er sich und hob die Rune auf. Barthos erkannte, dass sie bereits fertig war. Femo hatte die dritte Prüfung gemeistert. „Ich würde sagen, wir gehen zum Kloster zurück“, schlug Barthos zögernd vor.
„Und Flora?“
„Na ja, er wird schon wieder aufwachen und den Weg zurück finden.“
Femo nickte unsicher.

„Barthos?“
„Hm?“
„Danke.“
„Schon in Ordnung. Immerhin hast du mir auch schon das Leben gerettet, schon vergessen? Jetzt sind wir also quitt.“
„Hm, stimmt.“
Schweigend stiegen sie den gewunden Pfad hinab, während die Sonne sich langsam dem Horizont näherte.
„Weißt du“, ergriff Femo wieder das Wort. „Ich bin schon länger im Kloster als du. Ich habe schon ein paar Prüfungen miterlebt. Es ist schon einmal ein Novize nicht wiedergekommen. Ich weiß nicht, was derjenige, der damals bestanden hat, dem Rat erzählt hat, aber offenbar hat es die Magier nicht weiter gekümmert. Ich habe mir damals meinen Teil gedacht. Aber ich hätte einfach nie damit gerechnet, dass…“ Er stockte.
Barthos stellte bei einem schnellen Seitenblick fest, dass Femo noch immer kreidebleich war. Nie zuvor hatte er den anderen Novizen derart unsicher erlebt. Nicht einmal als Barthos ihn als Dieb des Runensteins enttarnt hatte. Florencius’ Angriff schien den Novizen stark mitgenommen zu haben.
Kurz verspürte Barthos den Impuls, Femo einen Arm um die Schulter zu legen, doch er unterdrückte ihn und verdrängte den Gedanken schnell

wieder. Stattdessen sagte er: „Ich auch nicht. Mir war klar, dass Florencius unbedingt die Prüfung bestehen wollte, aber dass er soweit geht…“
„Tja, er ist nicht der einzige, der unbedingt Magier werden will.“ Femo lächelte schwach. „Wollten wir uns nicht aus dem Weg gehen? Langsam habe ich das Gefühl, du kannst mich gar nicht in Ruhe lassen. Du scheinst wirklich nichts Besseres zu tun zu haben, als mir hinterherzulaufen und dich über mich aufzuregen.“
Barthos seufzte innerlich. „Muss das sein, Femo? Es tut mir leid, wirklich. Aber wir müssen doch nicht direkt wieder damit anfangen, oder?“
Femos Lächeln erstarb. „Nein, nein, so meinte ich das gar nicht!“, versicherte er hastig. „Das war nur ein dummer Scherz. Ich habe auch keine Lust, mich bis an mein Lebensende mit dir zu streiten. Aber ich muss auch zugeben, ich war vorhin ziemlich sauer. Ich hatte das Gefühl, dass du mir gar nichts gönnen kannst, dass du einfach unbedingt besser sein musst als der dumme Bauer.“
„Na ja, vielleicht stimmt das ja sogar.“ Barthos schaute nachdenklich in die Ferne. „Ich hätte wirklich noch warten können. Niemand wird nach einem Jahr Magier. Und ich hätte zufrieden sein können mit dem, was ich hatte. Seit alle denken, ich hätte den Feuersturm erfunden, gibt es wirklich nichts, worüber ich mich beklagen könnte. Eigentlich habe ich ja nicht einmal das verdient. Aber du, du hast zwei der Prüfungen bestanden.“
„Drei“, berichtigte Femo. „Was glaubst du, wie ich die Platte da oben wegbekommen habe?“
„Wie denn?“
„Ich habe mich in Demut geübt.“ Femo grinste leicht.
„Dann meinen Glückwunsch. Du verdienst es mehr als ich. Du hast nicht nur die Prüfung bestanden, du bist auch der bessere Magier. Und das, obwohl du dir alles selbst beibringen musstest.“
„Ich… danke.“ Barthos sah aus dem Augenwinkel, wie Femo zu Boden starrte.

Wieder schwiegen sie eine lange Weile. Irgendwann spürte Barthos eine sanfte Berührung an seiner Hand. „Barthos, ich will, dass wir diese Rune gemeinsam dem Rat übergeben. Und ich will, dass wir ihm sagen, wir hätten die Höhle gleichzeitig erreicht und das Rätsel am Eingang zusammen gelöst.“
„Aber…“
„Jetzt wag es ja nicht, den edlen Paladin zu spielen.“ Ein Grinsen huschte über Femos Gesicht. „Wenn du nicht machst, was ich sage, erinnere ich mich wieder daran, dass du ein dummer arroganter Adliger bist, gebe den Runenstein allein ab und werde dir dann als Magier so viele Arbeiten aufhalsen, dass du dir wünschst, du hättest mich da oben nicht vor Flora gerettet.“
Barthos lachte und spürte ein angenehmes, ja befreiendes Gefühl der Wärme in seinem Bauch. „Sieht aus als hätte ich keine Wahl. Und noch mehr, als wir es schon getan haben, können wir den Rat sowieso nicht mehr erzürnen, schätze ich.“

Ungewisse Zukunft

„Meister Matrus! Meister Barthos!“
Die beiden jungen Feuermagier hoben gleichzeitig die Blicke in Richtung Kajüteneingang. Dort stand Tim, der kleine Schiffsjung und atmete schwer. Er war offensichtlich über das halbe Deck gerannt. „Kapitän Drekka lässt Euch ausrichten, dass wir in einer knappen Stunde im Hafen von Vengard einlaufen. Er rät Euch, Eure Sachen zu packen.“
Femo nickte. „Danke, Junge. Wir brauchen nicht lange.“ Während Tim wieder die Treppe hinaufstürmte und die Kajütentür hinter sich zuwarf, richtete der Magier seinen Blick wieder auf die Tischplatte, auf der ein großes Schachbrett lag. „Wo waren wir?“
„Du warst dran.“
„Ja, ich weiß, aber was hatte ich… Ach ja, richtig!“ Femo schob seinen Bauern nach vorne und vereitelte somit Barthos’ Angriff, den er nun schon seit neun Zügen plante. „Tja, wie schon gesagt“, fuhr er fort, als sei nichts gewesen. „Ich habe es in diesem Dorf einfach nicht mehr ausgehalten. Zu allem Überfluss wollte mein Vater mich dann auch noch verheiraten.“
„Und das Mädchen war nicht nach deinem Geschmack, nehme ich an?“ Barthos brachte seinen Springer vor dem gegnerischen Turm in Sicherheit.
„Äh… so in etwa.“ Hastig senkte Femo den Blick auf das Schachbrett. „Also habe ich, wie gesagt, mein Erspartes genommen und bin abgehauen. Erst mal in die Stadt. Dort habe ich mich irgendwie

durchgeschlagen, Geld verdient… Und als ich genug hatte, bin ich ins Kloster. Weißt du, ich wollte einfach nicht ewig in diesem Dorf versauern, verheiratet mit jemandem, den ich nicht ausstehen kann, mich um ein Dutzend Bälger kümmern müssen… Schach!“ Barthos biss sich auf die Lippe. Während er nach einem Ausweg aus der für ihn brenzligen Situation suchte, redete Femo hastig weiter. „Das Kloster war natürlich nur Mittel zum Zweck. Innos ist mir ziemlich egal. Aber wo sonst hätte ich mich bilden und vor allem Magie lernen sollen? Ich war ziemlich enttäuscht, als ich sah, dass alles ganz anders war, als ich mir das vorgestellt hatte. Aber das Leben war für mich selten einfach. Und ich hatte mir immer zu helfen gewusst.“
„Also hast du angefangen, Bücher aus der Bibliothek zu klauen und heimlich zu lesen.“ Barthos beschloss, einen Turm zum Schutze seines Königs zu opfern. „Ja. Ja, da waren wir schon mal.“
„Na ja, viel mehr gibt’s da auch nicht zu erzählen. So spannend ist meine Lebensgeschichte wirklich nicht. Schachmatt.“ Femo erhob sich, während Barthos noch überrascht auf das Spielfeld starrte und erst langsam realisierte, dass er ausgerechnet einen einfachen Bauern völlig ignoriert hatte, der ihm nun zum Verhängnis geworden war. Im nächsten Moment grinste er über die Ironie dieses Spielausgangs und begann die Figuren in ihre Schachtel zurückzupacken. „Wir sollten uns langsam fertig machen“, meinte Femo.
Barthos nickte nur, hob den Blick und beobachtete den anderen Magier, wie er seine im Zimmer verstreuten Habseligkeiten auflas. Die weite, rote und aus schwerem Stoff gefertigte Robe eines Magiers stand ihm wirklich hervorragend. Und Femos Gesicht wirkte entspannter als sonst, was es gleich noch schöner wirken ließ.
„Was starrst du denn so?“
„Was…?“ Barthos schreckte auf. „Äh… nichts.“ Er sprang in die Höhe und begann ebenfalls, seine Sachen zusammenzusuchen.
„Vengard, wie ist das so?“, hörte er Femo in seinem Rücken. „Du warst doch schon mal dort, oder?“

„Ja, aber nur ein paar Tage. Und das ist Jahre her. Ich war schließlich nur auf der Durchreise nach Geldern. Aber ich sag dir, du wirst staunen. Vengard ist riesig. Und das königliche Schloss erst!“ Barthos ergriff seinen an der Wand lehnenden Kampfstab und hängte ihn sich auf den Rücken, bevor er sich wieder zu Femo herumdrehte. Die beiden waren im Laufe des letzten Monats gute Freunde geworden und zu seiner Schande musste Barthos gestehen, dass er Femo wirklich Unrecht getan hatte. Er war nicht nur ein fabelhafter Schachspieler und Magier, nein, man konnte sich auch hervorragend mit ihm unterhalten. Und dennoch ertappte Barthos sich ab und zu dabei, wie er Femo noch immer unterschätzte. Doch er versuchte, dies nicht zu häufig vorkommen zu lassen.
„Bist du soweit?“
„Ja“, antwortete Barthos und warf sich seine Tasche über den Rücken. Gemeinsam stiegen sie die schmale Treppe hinauf, die aus ihrer Kajüte ans Deck des Schiffes führte. Sofort schlug ihnen salzige Seeluft entgegen, in die sich das Geschrei von Möwen mischte.
„Ah, da sind die Herren Magier ja!“ An der Reling des Steuerdecks, unweit ihrer Kajütentür, stand Kapitän Joseph Drekka.
Femo riss die Augen auf. „Das ist Vengard?“ Ungläubig deutete er auf die mächtige, auf einer Klippe in einer Flussmündung thronende Burg, neben der rechterhand, auf einer zweiten Klippe am nördlichen Flussufer, eine gewaltige Kathedrale aufragte, während sich zu ihrer Linken, am Südufer des Flusses, riesige Hafenanlagen erstreckten.
Der Kapitän lachte. „Habt wohl noch nie so’ne Stadt gesehen, was? Ja ja, das ist schon ein anderes Kaliber als diese Fischerdörfer bei Euch auf’m Archipel. Sogar Laran sieht dagegen ziemlich armselig aus, was? Aber jetzt entschuldigt mich bitte, Meister Matrus. Und ihr auch, Meister Barthos. Einer muss dieses Schiff schließlich in den Hafen manövrieren.“
Während der Kapitän lachend davonging, fiel Barthos’ Blick wieder auf Femo. Der andere Magier hatte sich noch immer nicht an seinen neuen Namen gewöhnt, das verriet ein kaum wahrnehmbares Zucken seiner Augenbrauen, wenn dieser fiel. Es war üblich, dass ein Novize, der zum

Magier geweiht wurde, seinen alten Namen ablegte und sich einen neuen wählte. Femo hatte dies umgehend getan. Er hatte schon seit einigen Monaten vorgehabt, die Prüfung zu fordern. Somit hatte er auch genug Zeit gehabt, sich einen passenden Namen für sein zukünftiges Leben zu überlegen. Barthos dagegen war in keiner Weise auf die Prüfung vorbereitet gewesen und hatte dies einmal mehr feststellen müssen, als Lumones ihn nach seinem neuen Namen gefragt hatte. Ihm war erst in diesem Moment eingefallen, dass er einen solchen wählen musste. Und weil er auf die Schnelle keine bessere Idee gehabt hatte, hatte er spontan seinen bisherigen Namen genannt. Das war keinesfalls verboten, aber das war das Fordern der Prüfung auch nicht. Beliebt machte man sich beim Rat mit beidem nicht.
„So hatte ich mir das alles allerdings nicht vorgestellt“, nahm Femo den Gesprächsfaden vom Schachspiel wieder auf, während er gedankenverloren auf die vor ihnen liegende Stadt blickte. „Ich hatte gehofft, wenigstens als Magier könnte ich mich etwas mehr auf das konzentrieren, was ich eigentlich im Kloster finden wollte: Wissen, Magie… Stattdessen haben sie uns dahin geschickt, wo das Sumpfkraut wächst.“
Barthos nickte grimmig. Die Magier verstanden sich darauf, diejenigen loszuwerden, die ihnen ein Dorn im Auge waren. Und nachdem sie die Prüfung nicht nur gefordert, sondern auch noch gemeinsam zuende gebracht hatten, hatten Femo und Barthos wohl endgültig das Wohlwollen des Rates verspielt. So war es kaum überraschend gewesen, als man den beiden jungen Magiern nur kurz nach ihrer Weihe eröffnet hatte, dass sie das Kloster würden verlassen müssen, um in den Landen der Heiden als Missionare zu dienen. „Glaub mir“, sagte Barthos. „Ich hatte auch nicht vor, die nächsten Jahrzehnte in irgendeinem Dorf am Rand der Zivilisation zu verbringen.“
Femo schnaubte. „Das bin ich zur Genüge gewohnt. Aber… genau das wollte ich nicht mehr. Ich wollte mehr sein als meine Eltern und Geschwister waren. Aber vielleicht ist das ja gar nicht möglich. Vielleicht gibt es wirklich keine Chance für einen Bürgerlichen, einfach die Magie

zu studieren und sein Wissen zu erweitern. Vielleicht muss man wirklich mit einem silbernen Löffel im Mund geboren sein. Zumindest habe ich langsam das Gefühl, dass ich tun kann, was ich will, mir werden jedes Mal nur neue Steine in den Weg gelegt."
„Ich glaube, du stellst dir das Leben für einen Adligen viel zu einfach vor", warf Barthos ein. „Wir sind auch an das gebunden, was unsere Geburt uns vorgibt. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich das Kloster nie betreten, sondern bis an mein Ende in Geldern studiert."
„Aber auch nur, weil du der Zweitgeboren bist."
Nun war es an Barthos, zu schnauben. „Und wenn ich der Erstgeborene wäre? Dann dürfte ich meinen Vater beerben, mich auf Banketten langweilen, vor Leuten wie Florencius buckeln und mich mit Politik herumschlagen."
„Ach, das ist doch nicht dasselbe!", stieß Femo wütend aus. „Wenigstens hätte man dich nicht einfach so verheiratet und von dir erwartet, für den Rest deines Lebens deinem…"
Der Magier brach plötzlich ab, doch Barthos bemerkte dies kaum. Er lachte nur auf. „Femo, du bist doch sonst nicht so naiv. Du weißt genau, dass ich mir meine Gattin nicht hätte aussuchen können."
„Schon, aber… Ach, das kannst du nicht verstehen. Glaub mir, du würdest mir zustimmen, wenn ich es dir nur erklären würde."
„Warum tust du es nicht?"
„Weil…" Femo mied Barthos' Blick und knetete unruhig die Hände. „Das ist kompliziert. Bitte, ich kann nicht darüber sprechen. Ich würde gerne, aber es geht nicht, glaub mir bitte einfach."
Barthos war überrascht über den flehenden Ton, der plötzlich in Femos Stimme lag. Er nickte nur unsicher. So ganz verstand er nicht, was dies zu bedeuten hatte und wie ihr Gespräch sich in diese Richtung hatte entwickeln können.
Femo wandte sich unterdessen seufzend wieder dem Hafen zu. „Ganz Unrecht hast du nicht", murmelte er. „Vielleicht kann sich in dieser Welt niemand so wirklich aussuchen, was er gerne tun möchte. Wo sie uns wohl hinschicken?", fügte er nach kurzer Pause hinzu.

Ja, in der Tat, diese Frage stellte sich auch Barthos. Als Missionare sollten sie arbeiten. Heiden bekehren. Doch wo, das würden sie erst in Vengard erfahren. Vielleicht im Norden bei Feste von Folklung, in den an der Grenze gelegenen Dörfern der nordmarer Barbaren? Oder in Nemora, im Süden der Westmark? Oder gar im ferne Varant?

Intellektuelles Geschwätz

Je stärker ein Mensch auf einen anderen angewiesen ist, desto stärker muss er seine Affekte im Umgang mit diesem zurückhalten. Eine solche Angewiesenheit besteht vor allem zwischen zwei Individuen, die derselben Gesellschaft angehören. Hinzu kommt, dass die Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft vom Individuum verlangt, einen Großteil seiner Macht an die die Gesellschaft beherrschende Instanz abzutreten. Aus dem Zwang zur Zurückhaltung und der Monopolisierung der Macht innerhalb einer Gesellschaft folgt, dass jede Gesellschaft in ihrem Inneren pazifiziert ist. Die Ursache der Kriege liegt also in der Koexistenz mehrerer paralleler Gesellschaften, welche wiederum gezwungen sind, zu expandieren, also einander zu bekämpfen, da sie im Spiel der Mächte andernfalls zwangsläufig untergingen. Deutlich macht dies die Entwicklung Myrtanas. Stand früher noch auf jedem zweiten Hügel eine kleine Burg, von der aus ein Ritter als Grundbesitzer über einige Hektar Land gebot, ließ sich in den letzten Jahrhunderten eine – lässt man kleinere Schwankungen außer Acht – kontinuierliche Entwicklung hin zu immer größeren und immer stärker zentralisierten Territorien beobachten. Um sich gegen die angrenzenden Fürstentümer zu behaupten, mussten die kleinen Feudalherren der frühmyrtanischen Epoche ihr Gebiet in Kriegen verteidigen und fremdes Gebiet erobern. Der Lauf der Geschichte brachte es jedoch mit sich, dass es einigen Feudalherren gelang, den Sieg über ihre Nachbarn davonzutragen und sich deren Gebiete einzuverleiben, was zur Vergrößerung des eigenen Gebiets und der Bildung der heutigen Territorien führte. Was sich an frühen Kleinfürstentümern beobachten lässt, ist damit auf die heutige Zeit zu

übertragen, findet nun jedoch in einer anderen Größenordnung statt. Die neuen großen Territorien streiten untereinander wiederum um die Vorherrschaft – als Beispiel seien die Herzogtümer und Grafschaften des Östlichen Archipels genannt, deren Herren allesamt nach dem Titel des Erzherzogs trachten – im Innern aber sind sie, schon weil sie andernfalls zwangsläufig untergingen, pazifiziert. Selbstverständlich folgt aus der Vergrößerung der Gebiete auch eine Vergrößerung der Kriege und ihrer Schrecken. Und so scheint dies die Folge des Fortschritts zu sein: Größerer Friede und größere Kriege, hervorgerufen durch ein Anwachsen einiger weniger Herrschaften und das auf der Strecke Bleiben der meisten anderen. Es steht außer Frage, wie diese Entwicklung voranschreiten wird: Aus den großen Fürsten werden die größten hervorgehen. Die zu Territorien geeinten Gebiete werden zu Reichen geeint werden. Schon jetzt gibt es sowohl in Myrtana als auch in Varant Bestrebungen einer Einigung und es scheint nur eine Frage der Zeit, bis es in beiden Nationen einem mächtigen Herrscher gelingt, eben dies zu erreichen. Und wie es der Lauf der Dinge ist, werden in der Folge die Reiche aufeinanderprallen, wie zuvor die Territorien. Gewiss erwartet uns noch viel Morden, doch der verständige Leser wird erkennen, dass dies der Weg zum pax orbi und dieser keinesfalls Utopie, sondern schlicht logische Folge der natürlichen Entwicklungen ist. Was uns in ferner Zukunft erwartet, ist nichts weniger als ein weltumspannendes, vollkommen befriedetes Imperium.

Barthos legte die Feder auf seinem Schreibtisch ab und hob den Kopf.

„Der wievielte ist heute?“

„Der vierte“, antwortete Femo, ohne von seiner Lektüre aufzublicken.

Noch einmal nahm Barthos die Feder zur Hand, um seine Arbeit mit dem heutigen Datum zu versehen. Dann, als in der rechten oberen Ecke in frischer Tinte die Worte *4.9. Anno Igni 860* glitzerten, legte er die Feder endgültig beiseite und schraubte sein Tintenfass zu.

„Willst du mal probelesen?“

„Willst du je über die Einleitung hinauskommen?“, fragte Femo und hob noch immer den Kopf nicht.

„Aber…“

„Seit fast drei Wochen lese ich mir das jetzt immer wieder durch, nur damit du es jedes Mal wegwirfst und von vorne anfängst. Danke, da bleibe ich lieber bei dem Buch hier. Das ist nämlich fertig."
Barthos verschränkte entrüstet die Arme. „Darf ich dich daran erinnern, dass du es bist, der jedes Mal etwas auszusetzen hat und wegen dem ich immer wieder von vorne anfange?"
Ein Grinsen huschte über Femos Gesicht. „Ich kann ja nichts dafür" – er befeuchtete seinen Daumen mit der Zunge und blätterte zur nächsten Seite – „dass du nichts Vernünftiges zu Papier bringst."
„Aber das ist vernünftig! Und das ist ein Thema, was jeden Menschen dieser Tage beschäftigen sollte! Myrtana ist jetzt schon seit sechzig Jahren zerfallen und der Adel von der Westmark bis zum Östlichen Archipel hat nichts anderes im Kopf, als die Abwesenheit eines Königs zu nutzen, die eigenen Gebiete so weit wie möglich auszudehnen oder am Ende gar zum neuen König gekrönt zu werden."
„Und nun kommt der große Barthos daher, beschreibt in seiner tollen Staatstheorie, wie man es richtig macht und schwups leben wir in Utopia."
„Jetzt machst du dich über mich lustig."
Femo klappte sein Buch zu und legte es auf dem Tisch neben sich ab. „Entschuldige. Aber du bist nun mal ein Intellektueller und ich – Innos sei Dank – nur ein dummer Bauer. Was du da machst, ist für meinen Geschmack einfach zu viel theoretisches Gelaber."
Verständnislos runzelte Barthos die Stirn. „Du hast dich doch ständig mit mir über die politische Lage unterhalten, seit wir in Vengard sind. Und das nicht, weil ich dich genötigt hätte."
„Aber das ist etwas völlig anderes. Du hast da ein paar ganz interessante Ideen. Aber trotzdem wirst du zugeben müssen, dass das wenig mit der Wirklichkeit zu tun hat. Und wenn du jemals fertig werden und das veröffentlichen solltest, dann werden dir vielleicht ein paar von deinen Freunden aus Geldern begeistert zustimmen, aber davon abgesehen wird dein Buch in den Bibliotheken verstauben. Weil die Wirklichkeit unabhängig davon funktioniert. Und wenn du an der tatsächlich etwas

ändern wolltest, würdest du kein theoretisches Werk verfassen."
„Du hältst das also für Schwachsinn?", fragte Barthos leicht gekränkt.
„Du hast mir nicht zugehört. Mach das ruhig. Aber mach es, weil es dich interessiert und dir Spaß macht. Und versprich dir nicht zu viel davon. Es wird nämlich nicht jedem, der es ließt, die Erleuchtung bringen. Und die Welt wird es auch nicht verändern. Wenn du das erwartest, lass es lieber bleiben. Wie dem auch sei." Der Magier erhob sich. „Ich muss mal aufs Necessarium."
Barthos blickte ihm kurz nach, wandte sich aber wieder seinem Manuskript zu, als die Tür ins Schloss fiel. Vermutlich hatte Femo Recht. Doch sie waren jetzt schon ein halbes Jahr in Vengard und ihr Leben schien nur noch aus dem morgendlichen Unterricht und abendlichen Schachpartien zu bestehen. Barthos sehnte sich danach, etwas Sinnvolles zu tun. Und er hatte schon während seiner Zeit an der Universität das Bedürfnis verspürt, der Welt einmal seine Gedanken zu ihrem Zustand in Form eines Buches mitzuteilen. Die Lage in Vengard hatte schließlich den entscheidenden Anstoß gegeben.
Nirgendwo im Reich wurde die Lage, in der sich Myrtana befand, deutlicher. Hier, in diesem Stadtstaat, der für sich noch immer beanspruchte, der Mittelpunkt des zerfallenen Reiches zu sein und der schon in dritter Generation von einem Truchsess regiert wurde, der im Dienste eines nicht existierenden Königs stand, spürte man deutlicher als irgendwo sonst die Spaltung und die daraus resultierenden Machtkämpfe der Adligen und den verzweifelten Versuch der Reichskirche, ihre eigene Machtposition zu behaupten und nicht in der Bedeutungslosigkeit zu versinken. Gleichzeitig spürte man aber auch, dass die Gesellschaft einem Wandel unterworfen war, dass der Handel und die Städte gegenüber der Landwirtschaft und den Dörfern an Bedeutung gewannen und dass Wohlstand und Bildung stärker wuchsen als je zuvor – zumindest für einige wenige. Viele Menschen sehnten sich nach einer Einigung des Reiches durch einen neuen, starken König, nach einem Ende der lokalen Kriege, der Hungersnöte und der Piratenplage an der Küste. Dies alles hatte Barthos dazu animiert, die aktuelle Lage zu

analysieren und – vor allem – darüber nachzudenken, wie eine Einigung des Reiches vonstatten gehen und wie ein besserer, gerechter Staat, der seinen Einwohnern das bestmögliche Leben ermöglichte, aussehen konnte.
Aber Femo hatte Recht, dachte er seufzend. Das alles war intellektuelles Geschwätz. Davon hörten die Kriege nicht auf, die Kornkammern wurden nicht voll und die Piraten verschwanden nicht.
Der junge Magier erhob und streckte sich. Erst jetzt nahm er wahr, dass auch er einen gehörigen Druck auf der Blase verspürte. Kurzerhand verließ er ihre Kammer und machte sich ebenfalls auf den Weg zum Necessarium. Nachdenklich betrachtete er unterwegs die Wandteppiche an den Wänden der dunklen Korridore, die vornehmlich Paladine im Kampf mit finsteren Dämonen zeigten. Dies war ihre vorletzte Nacht im Kloster von Vengard. Vermissen würde er es nicht sonderlich. Man merkte hier schnell, dass man sich nicht in einem der drei berühmten Erzklöster befand und die Bibliothek wirkte lächerlich verglichen mit der von Laran. Aber es war wahrscheinlich immer noch besser als das, was sie erwartete, dachte er mit einem grimmigen Lächeln auf den Lippen. Ihr Aufenthalt hier hatte dem Zweck gedient, sie auf ihre Missionarsarbeit vorzubereiten, ihnen Sprache und Sitten der Einheimischen, aber vor allem auch die Verbreitung des heiligen Wortes zu erklären. Übermorgen aber würden sie aufbrechen und mittlerweile wussten sie beide, wohin: Nicht in die Barbarendörfer an den Gebirgshängen nördlich von Vengard. Auch nicht nach Nemora im Süden von Trelis. Ja, nicht einmal ins ferne Varant. Ihnen war das denkbar schlimmste Los von allen zugefallen, denn sie würden auf die Südlichen Inseln reisen. Der einzige Lichtblick war hierbei, dass sie nicht getrennt werden würden.
Barthos öffnete die Tür des Necessariums und wäre beinahe mit Femo zusammengeprallt, der gerade im Begriff war, dieses zu verlassen. „Oh!“, stieß der andere Feuermagier überrascht aus, wich dann aber zur Seite. Barthos, trat an diesem vorbei, schloss die Tür hinter sich, raffte seine Robe und – erstarrte. Dort in dem schmalen Wasserlauf, der die

Exkremente der Klosterbewohner in Richtung Meer trug, schwamm eine Flüssigkeit. Doch sie war nicht etwa gelb sondern von dunklem rot. Einen Moment schaute er ihr entsetzt nach, wie sie davongetragen wurde, dann ließ er den Saum seiner Robe fallen und riss die Tür wieder auf. „Femo!“
Der Angesprochene hatte sich bereits auf den Rückweg gemacht und das Ende des Ganges fast erreicht, zuckte nun, da sein Name gerufen wurde, aber zusammen und fuhr herum.
„Da ist Blut!“
Barthos sah Femo erbleichen. „Das ist nichts!“, versicherte der Feuermagier rasch.
„Nichts? Femo, damit ist nicht zu spaßen. Du bist krank!“
Kurz starrte Femo Barthos ins Gesicht. Seine Miene war schwer zu deuten. „Natürlich bin ich krank!“, stieß er dann hervor. „Und das weißt du auch.“
Ja, das wusste er eigentlich. Seit er Femo in jener Höhle vor Brabern gestellt hatte. Doch wenn er ehrlich war, hatte er es im letzten halben Jahr völlig vergessen. Beschämt senkte Barthos deshalb den Kopf. „Tut mir leid, ich vergaß…“
Ein schweres Seufzen entwich Femos Lippen. „Ich wünschte, es wäre so geblieben. Wirklich Barthos, das ist meine Sache. Ich… komme schon klar.“
„Aber…“ Nun hob er wieder den Kopf. „Ich wusste nicht, dass es so schlimm ist. Wir…“
„Ist es nicht“, fiel Femo ihm ins Wort. „Ein bisschen Blut im Harn hat noch keinen umgebracht. Das kommt bei dieser Krankheit öfter vor. Aber bitte, mach dir keine Sorgen deswegen.“
„… müssen etwas dagegen tun“, fuhr Barthos unbeirrt fort. „Es muss doch irgendein Heilmittel geben. Und wenn wir alle Alchemisten von Vengard aufsuchen oder meinetwegen auch nach Geldern reisen müssen.“
„Die haben alle kein Heilmittel, glaub mir. Aber mir wäre schon geholfen, wenn du das einfach wieder vergisst und dich da nicht

einmischst. Bitte, Barthos. Du verstehst das nicht. Aber das ist komplizierter als es aussieht. Ich werde nicht dran sterben, das verspreche ich dir.“ Femos Worte klangen aufrichtig. Dennoch war Barthos sich nicht sicher, ob sein Freund ihn nicht einfach beruhigen wollte. Doch dieser ließ ihm wenig Zeit, zum Nachdenken, sondern drehte sich wortlos herum und setzte schnellen Schrittes seinen Weg zu ihrer Kammer fort.

Wechselvolle Geschichte

Rumpelnd wackelte der Ochsenkarren über die Landstraße. Barthos versuchte die Gemüsesäcke, auf denen er saß, und deren Inhalt ihm schmerzhaft in den Hintern drückte, zu ignorieren, und stattdessen die Aussicht zu genießen. Viel sah man nicht mehr von der Landschaft der Westmark, seit sie das kleine Wäldchen vor Trelis erreicht hatten, und somit beschränkte er sich auf den Teil der Aussicht, der ohnehin am sehenswertesten war: Femos Gesicht. Sein Freund war in Barthos' Manuskript vertieft. Nachdem er nach ihrem Gespräch die Einleitung belassen hatte, wie sie war, und einfach weitergeschrieben hatte, hatte sich Femo seiner erbarmt. Und nun wartete Barthos gespannt auf sein Urteil.
Doch seine Gedanken schweiften immer wieder ab und er grübelte über die zahlreichen Dinge nach, die ihm durch den Kopf gingen.
Da war Femos Krankheit, über die sie zwar nicht mehr gesprochen hatten, die er aber auch nicht mehr vergessen konnte. So beruhigend die Worte seines Freundes auch sein mochten, er machte sich Sorgen. Große Sorgen. Und er wünschte, Femo würde ihn ins Vertrauen ziehen, ihm wenigstens sagen, um was für eine Krankheit es sich handelte. Stattdessen bestand er darauf, allein damit fertig zu werden. Und das kränkte Barthos, wenngleich er sich dies nur ungern eingestand.
Und dann war da natürlich noch ihre Reise. Sie hatten Vengard gen Westen verlassen. Über die Feste von Faring und durch das Land der Paladine bei Gotha waren sie nach Montera gezogen, wo sie einen

Händler getroffen hatten, der nach Trelis fuhr und bereit gewesen war, sie auf seinem Karren mitzunehmen. Von dort aus würden sie ihren Weg ins nahe Trelhaven fortsetzen und dort schließlich ein Schiff besteigen, dass sie auf die Südlichen Inseln bringen würde.
„Ein Philosophenkaiser?“, prustete Femo plötzlich los und riss Barthos damit aus seinen Gedanken. „Also bitte. Das kannst nicht mal du ernst meinen.“
„Warum denn nicht? Der Herrscher des Weltreichs sollte der Klügste und Bedachteste unter den Menschen sein. Oder ist dir ein gewöhnlicher Adliger lieber? Willst gerade du jetzt plötzlich jemanden wie Florencius an der Spitze des Staates sehen?“
„Ich will niemanden an der Spitze des Staates sehen!“, sagte Femo bestimmt und reichte Barthos sein Manuskript. „Ich brauche keinen Unterdrücker, schon gar nicht einen weltfremden Schwätzer, der mich im Namen der Vernunft unterdrückt.“
Nun lachte Barthos. Höhnisch und herablassend. „Du möchtest die Welt also in Anarchie versinken lassen?“
„Es gibt nicht nur Extreme, Barthos. Wie der Zufall es so will, kommen wir gleich nach Trelis. Du bist doch mit Geschichte vertraut, oder? Dann weißt du sicher, wie es in der Antike regiert wurde, nicht wahr?.“
„Volksherrschaft?“, stieß Barthos aus. „Du willst die Geschicke des Staates in die Hände irgendwelcher dummen Bauern legen?“ Die Worte hatten seinen Mund noch nicht verlassen, da erkannte er, was er gerade gesagt hatte. „Femo, so hab ich das nicht gemeint!“, beteuerte er rasch. Der andere Magier schnaubte. „Natürlich, das war nur ein kleiner Ausrutscher. Schon klar.“
„Nein, nein, du musst das anders sehen“, versuchte Barthos rasch, sich zu erklären. „Schau, ich sage ja gar nicht mehr, dass die Bauern dumm sind, weil sie Bauern sind. Das ist Unsinn, das habe ich inzwischen gelernt. Aber die meisten von ihnen sind nun einmal nicht wie du. Sie haben keinen Zugang zur Bildung und werden nie welchen haben. Es liegt nicht an ihrer Geburt und ist nicht ihre Schuld, aber du kannst es trotzdem nicht leugnen.“

„Dann gib ihnen doch Zugang zur Bildung.“
„Aber…“
Wüten verschränkte Femo die Arme und sein Gesichtsausdruck machte Barthos froh, dass Blicke nicht töten konnten. „Weißt du, was ich glaube? Ich glaube, du hast es immer noch nicht kapiert. Du schaffst es nach allem, was passiert ist, nicht mehr, dir einzureden, dass ich nur ein dummer ungehobelter Bauer sei. Aber wirklich geändert hat sich an deiner Haltung nichts. Du hältst dich immer noch für ach so überlegen. Wegen deiner Bildung und deiner Vernunft. Und du traust anderen außer euch Adligen und einigen wenigen Auserwählten, zu denen ich mich jetzt auch zählen darf, immer noch nicht zu, dass sie auch intelligent sein können, dass sie auch Verantwortung übernehmen oder auch Magier werden könnten.“
„Das stimmt einfach nicht!“, widersprach Barthos erbost. „Das redest du dir ein, weil du nicht damit zurecht kommst, dich nicht mehr hinter deiner Opferrolle verstecken zu können.“
„Ach nein?“ Femo zog die Brauen hoch. „Dann sag mir mal, Barthos von Laran: Traust du einem Bauern zu, die Politik eines Landes mitzubestimmen?“
„Ich…“
Femo ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern fuhr unbarmherzig fort: „Denkst du, ein Barbar aus Nordmar könnte ebenso gebildet und intelligent sein wie du?“
„Das kann man doch alles nicht…“
„Glaubst du, eine Frau könnte die Geheimnisse der Magie meistern?“, fragte Femo mit bereits triumphierenden Gesichtsausdruck.
„Jetzt ist aber Schluss!“, brach es plötzlich aus Barthos heraus. „Du machst dich gerade lächerlich und merkst es nicht einmal. Wir sprachen von einfachen Bauern. Gut und schön, vielleicht bin ich da immer noch etwas voreilig. Aber Frauen? Also bitte. Bauern mögen sich nur durch ihre Geburt von den Adligen unterscheiden. Aber die Unterschiede zwischen Frauen und Männern sind doch wohl kaum zu übersehen. Warum also nicht gleich Orks? Oder vielleicht Goblins?“

Dieses Mal grenzte es bereits an ein Wunder, dass der Blick, mit dem Femo Barthos bedachte, nicht tödlich war. Umso überraschender kam die ruhige Stimme, mit der der andere Feuermagier antwortete, wenn auch eine Spur von Abscheu darin lag: „Du hast nichts verstanden. Gar nichts."
„Ich…"
„I' möcht' de' Herr'n Magier ja nur un'ern untabrech'n", ließ sich der Händler vernehmen, „aba wir sin' da."
Beide blickten sie gleichzeitig auf. Tatsächlich, sie hatten den Rand des Waldes und damit auch den eines kleinen Dorfes erreicht. Auf der anderen Seite der Siedlung ragte, jenseits eines schmalen Kanals, die alte Trutzburg der Westmark auf: Trelis.
Obwohl er die Festung nicht zum ersten Mal sah, bot der Sitz des Markgrafen in Barthos' Augen einen stolzen Anblick. Und jedes Mal fühlte Barthos sich unweigerlich an die wechselhafte Geschichte Trelis' erinnert, die er in seiner frühen Jugend mit so viel Interesse verschlungen hatte.
Trelis galt vielen als Wiege der myrtanischen Kultur. Zu einer Zeit, als sich nördlich der Westmark noch ein mächtiger Urwald erstreckt und kleine Barbarenstämme beheimatetet hatte und als in der Wüste von Varant nur einige vereinzelte Sippen der Nomaden gelebt hatten, hatte hier die erste Hochkultur Midlands existiert. Und Femo hatte nicht gelogen: Die antike Stadt Trelium, auf deren Ruinen die heutige Burg stand, war von einer Volksversammlung regiert worden, die die Regierungsbeamten nicht nur kontrolliert sondern auch aus ihrer Mitte gewählt hatte. Früher hatte Barthos diese Vorstellung fasziniert. Doch er war schnell zu der Erkenntnis gekommen, dass ein solches System auf Dauer nicht funktionieren konnte. Und die Geschichte hatte ihm Recht gegeben: Trelium war schließlich, wie die gesamte Westmark, vom Alten Volk von Varant erobert worden. Noch heute zeugte der große, in den Berg geschlagene Innostempel an der Küste einige Meilen östlich davon, dass diese Region einst der äußerste Rand des Reiches von Varant gewesen war. Nördlich von Trelium hatten die Varanter einen großen

Schutzwall errichtet gehabt, der die zivilisierte Welt von den Barbarenstämmen getrennt hatte. Doch letztlich war die Stadt wie der Rest des Großreiches der Flut zum Opfer gefallen, die das Ende der Antike eingeläutet hatte.
Schweigend und ohne einander anzusehen durchquerten Barthos und Femo das kleine Dorf. Femos Wut war beinahe körperlich zu spüren. Barthos bereute seine unbedachten Worte bereits. Nicht unbedingt, weil er sie für falsch hielt, sondern vielmehr, weil er nicht das Gefühl hatte, dass Femo das in einer halben Stunde schon wieder vergessen haben würde. Auch er war wütend. Femo hatte überreagiert, wie er es bei diesen Themen immer zu tun pflegte. Dennoch wünschte Barthos, er hätte seine Worte umsichtiger gewählt. Er war sogar kurz davor, sich bei seinem Freund zu entschuldigen. Aber das unterließ er dann doch. Dafür war er zu stolz und immerhin hatte er Recht, auch wenn er sich unglücklich ausgedrückt haben mochte.
Sie überquerten nun den Kanal und passierten das Burgtor. Um sich abzulenken, betrachtete Barthos die Mauern und Türme, die Zinnen und die Erker. Die Burg war in ihrer mehr als tausendjährigen Geschichte mehrmals ausgebaut, die Mauern waren mehrmals verstärkt worden. Und so mischten sich hier viele Gesteinsfarben und Baustile. Doch der Ursprung der Festung war noch zu erkennen. Gerade die Fundamente waren unverkennbar nicht myrtanischer Herkunft. Tatsächlich war es der Emir von Braga gewesen, der, nachdem er die heutige Westmark erobert gehabt hatte, die Überreste Treliums hatte abtragen und daraus das Kastell Al Trelia errichten lassen. Erst knapp zweihundert Jahre nach der Einigung der übrigen myrtanischen Fürstentümer, war es den myrtanischen Königen gelungen, auch die Westmark ihrem Reich einzuverleiben. Sie waren es auch gewesen, die der Burg ihren heutigen Namen gegeben und sie zu einer mächtigen Festung ausgebaut hatten. Oft hatten die Varantiner versucht, Trelis wieder zu erobern und von dort aus in den Rest Myrtanas einzufallen. Und ebenso oft waren die Mauern der Festung besungen worden, an denen die feindlichen Heere abprallten wie die Wogen des Meeres an den Klippen von Ardea. Erst

dem Geschlecht der Mehmedanen war es, auf dem Höhepunkt seiner Macht, gelungen, Myrtana die Burg wieder abzuringen. Und noch heute spürte man überall in der Westmark, aber vor allem in der Region Nemora, direkt am Pass, den varantinischen Einfluss, zu dem nicht zuletzt der weitverbreitete Adanosglaube zählte.
Der Markgraf selbst aber war wie alle Fürsten Myrtanas ein Anhänger der Kirche des Feuers, wie der Tempel der Burg unschwer erkennen ließ. Und dieser war es auch, auf den sie nun zuhielten. Hier verwies man sie an einen Feuermagier namens Alvito, der sie freundlich begrüßte und auf einen Wein in sein Gemach einlud.

„Sagt, wurdet Ihr diesem Dienst zugeteilt?“, fragte Alvito und nippte an seinem Weinglas. Er hätte einen hervorragenden Junker abgegeben und gut in einen Salon gepasst, dachte Barthos sich, während er die feinen Züge des Magiers musterte, dessen Gesicht unverbraucht schien, wenngleich er sicher schon auf die vierzig zuging. Das nach hinten gekämmte schwarze Haar und der graumelierte Bart standen ihm hervorragend und unterstrichen seine Eleganz. Doch anders als ein Junker es getan hätte, trug Alvito diese nicht zur Schau. Er wirkte streng und zurückhaltend, wie in ein enges Korsett gespannt. Und in seinem Blick lag etwas Berechnendes.
„Wurden wir“, antwortete Femo kurzangebunden.
Barthos ließ seinen Blick nun durch die Kammer schweifen. Sie war luxuriös eingerichtet verglichen mit den Kammern der Novizen, doch eher spärlich für einen Feuermagier. Sie wirkte mehr wie ein Gästezimmer als wie ein Ort, der über längere Zeit einem Menschen als Wohnstatt diente.
„Ah, ja, das dachte ich mir!“, sagte Alvito gedehnt. Lächelnd schwenkte er sein Glas etwas in der Hand. „Das ist in den meisten Fällen so, wie Ihr Euch sicherlich denken könnt. Nur die wenigsten wählen freiwillig ein Leben so fern der Heimat, selbst wenn es mit einer heiligen Mission verbunden ist. Nun, was mich angeht, so habe ich mich schon in sehr jungen Jahren freiwillig für die Missionierung der Südländer gemeldet.

Ja, ich habe vermutlich mein halbes Leben auf Ariabia verbracht. Mein Aufenthalt in Trelis ist auch nur von kurzer Dauer. Ich werde gemeinsam mit Euch in See stechen. Deshalb fiel wohl auch mir die Aufgabe zu, mich Eurer anzunehmen."
Damit fühlte Barthos sich in seiner Vermutung, was das Zimmer betraf, bestätigt. Femo fragte unterdessen neugierig: „Wie ist es so auf Ariabia?"
„Lasst Euch nicht von ihren prächtigen Palästen und Häfen blenden. Ihr müsst Euch eines stetig vor Augen führen, wenn Ihr mit den Menschen dort verkehrt: Dass sie Heiden und Wilde sind. Gerade die Bewohner der Savannen im Süden. Und eben dort in den Dörfern befinden sich die meisten unserer Missionare und treiben ihnen ihre blasphemischen Götzenkulte aus. Im Norden Ariabias ist unsere Arbeit ungleich schwerer. Dort herrscht der Glaube an Adanos vor. Doch in den letzten Jahren haben wir uns sehr um die Gunst des Moguls bemüht und mittlerweile werden wir sogar an seinem Hof geduldet." Alvito unterbrach seinen Vortrag und nahm einen Schluck Wein. Barthos sah aus dem Augenwinkel, dass Femo die Brauen leicht zusammengezogen hatte. Ihm schien nicht zu gefallen, was er hörte. „Der Visitator, das werdet Ihr sehen, ist ein verständiger Mann. Er versteht es, unseren Einfluss auszuweiten. Er hat erkannt, dass gerade die Konkubinen des Moguls und seiner Vasallen sehr empfänglich für das heilige Wort sind. Und diese wiederum haben einen starken Einfluss auf ihre Herren." Der Missionar machte ein bedauerndes Gesicht und betrachtete mit leicht geöffnetem Mund das Weinglas in seiner Hand. „Es ist natürlich eine Schmach, dass wir das Wort des Herrn auf diese Weise verbreiten müssen", fuhr er nach kurzer Pause fort. „Doch der Zweck heiligt die Mittel. Und der Zweck, um den es hier geht, meine Brüder, ist so manches Opfer wert."
„Das bedeutet also, dass die Kirche schon einigen Einfluss auf Ariabia hat?", fragte Femo vorsichtig.
„Nicht so viel wie die heilige Kirche haben sollte. Doch die derzeitigen Entwicklungen sind zweifellos erfreulich. Wir führen viele Menschen ihrem Seelenheil zu. Viele der Wilden erkennen, dass sie nur dann

Seligkeit erlangen, wenn sie sich von ihrem materiellen Besitz entsagen und diesen der Kirche übergeben. Und die großen Kauffahrer sind uns wohlgesonnen."
„Ah ja, natürlich." Mit zweideutigem Lächeln leerte Femo sein Glas. „Ja, die Kauffahrer hatte ich beinahe vergessen. Die Ariabische Liga ist im Grunde nichts anderes als ein großes Handelsimperium, nicht? Man sagt, die Südländer bräuchten keine Armeen, solange sie ihre Händler haben. Tatsächlich, es wäre eine Schande, ihnen den Verkauf ihrer Stoffe und Gewürze einfach zu überlassen."
Gerne hätte Barthos Femo unterm Tisch einen Tritt versetzt. Alvitos Stirnrunzeln verriet, dass er den Sarkasmus in der Stimme des anderen Magiers durchaus gehört hatte. Doch Barthos erinnerte sich rechtzeitig daran, dass er und Femo momentan noch immer nicht miteinander sprachen. Ein unauffälliger Tritt war also nicht möglich. Stattdessen beschloss er, das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken. „Ich hörte, Magier sind auf Ariabia keine Priester?"
„Das ist richtig. Ihr seid gut informiert." Alvito nickte anerkennend. Dann verzog er missmutig das Gesicht und erklärte: „Die Magier dort sind uns ein besonderer Dorn im Auge. Die meisten von ihnen verachten und bekämpfen uns – nicht öffentlich, versteht sich."
„Durchaus verständlich", ergriff Femo zu Barthos' Bestürzung erneut das Wort. „Immerhin erlaubt die Schrift nur Priestern Innos' das Wirken von Magie. Es ist nur allzu nachvollziehbar, dass die dortigen Magier die Einführung solcher Gesetze wie sie hier in Myrtana gelten, zu verhindern suchen."
„Gewiss", pflichtete Alvito bei. „Nichtsdestotrotz steht fest, dass sie sich uns und dem Gerechten werden beugen müssen. Vorerst aber sind sie ein nicht zu unterschätzender Gegner. Viele von ihnen sind hohe Beamte im Dienste des Moguls und genießen großes Ansehen. Das macht es schwierig, unsere Interessen durchzusetzen. Aber wie dem auch sei."
Alvito trank den letzten Schluck Wein aus. „Wir sollten nun zu Bett gehen. Unser Schiff legt morgen Nachmittag ab und wir werden einige Stunden bis Trelhaven brauchen."

Klärende Gespräche

Auf die Reling der *Erasmus* gestützt, betrachtete Barthos das geschäftige Treiben am Hafen, in dem sie vor Anker lagen. Hier schien sich die gesamte Welt zu treffen. Ein buntes Gewirr von Menschen aller Länder tummelte sich am Kai. Kauffahrer aus Kitai, Schiffer von der Küstenregion, Matrosen vom Östlichen Archipel, Händler von den Khorinseln, Sklaven aus Ariabia und sogar einige Nomaden aus dem Innern der Wüste. Ja, Bakaresh war tatsächlich eine Weltstadt. Und der gewaltige Sultanspalast, der über der Metropole aufragte, ließ keinen Zweifel daran, dass dies der Mittelpunkt des Mehmedanenreiches war, des größten Reiches, das sich auf Midland erstreckte.
„Beeindruckend, nicht wahr?“ Ohne dass Barthos es bemerkt hatte, war Alvito an ihn herangetreten, die Hände in den Ärmeln seiner Robe und in steifer Haltung. Nun seufzte er. „Eine Schande allerdings, was aus der heiligen Stadt geworden ist. Einst empfing hier der Ewige Wanderer dass Zepter von Varant. Hier kam der wahre Glaube über die Menschen? Und nun? Eine Heimstatt des Götzenkults. Noch dazu eine, die uns die Entsendung von Missionaren verbietet.“
Barthos runzelte die Stirn. „Ich dachte immer, die Mehmedanen wären Anhänger Innos’.“
„Was sie hier betreiben, ist bestenfalls eine pervertierte Form des wahren Glaubens“, erklärte Alvito mit einer Stimme voller Abscheu. „Sie beten die Sonne an, in der Annahme, sie sei kein Geschenk des Herrn, kein Zeichen seiner rechtmäßigen Herrschaft über diese Welt sondern nichts

weniger als der Gleißende in Person.“ Der Magier hob einen Arm und machte eine ausladende Geste nach Westen, die den gesamten Ozean zu umfassen schien. „Ebenso gut könnte ich behaupten, dieses Meer sei Adanos. Aber natürlich glauben die Sultane von Bakaresh, bereits dem wahren Glauben anzuhängen und lassen deshalb keine Missionierungen zu. Sollte dereinst Myrtana unter einem neuen König wiedervereint werden, wäre es seine Pflicht, diese Stadt in einem heiligen Krieg zu erobern und den falschen Sonnenkult auszumerzen.“
Barthos seufzte innerlich. Er war weder religiös noch geduldig genug für derartiges Geschwätz und hatte zeitlebens wann immer möglich versucht, Fanatikern aus dem Weg zu gehen, um eben so etwas nicht ertragen zu müssen. Ein heiliger Krieg. Als hätte Myrtana keine eigenen Sorgen. Als könnte sinnloses Schlachten und Rauben etwas Heiliges sein.
Mit einem Mal nickte Alvito zur breiten Planke, die das Schiff mit dem Ufer verband. Barthos sah eine Gestalt in einer roten Robe die *Erasmus* verlassen, im Gewirr der Menschenleiber untertauchen und in einer Gasse auf der anderen Seite der Kaimauer verschwinden. „Meister Matrus scheint dringende Geschäfte in Bakaresh tätigen zu müssen.“
„Er wird schon wieder hier sein, bevor wir ablegen.“ Barthos blickte Femo nach. Ob er wohl wieder einen Alchemisten aufsuchte? Sein Zustand schien sich, nach allem, was Barthos sagen konnte, gebessert zu haben. Doch für wie lange?
„Gewiss. Allerdings hege ich meine Zweifel, ob er wirklich für diese heilige Mission geeignet ist. Er wirkt auf mich etwas… ungestüm und nicht so fromm wie man es von einem Magier des Feuers zu erwarten hätte.“
„Ich schätze, Eure Abneigung beruht auf Gegenseitigkeit“, entgegnete Barthos kalt. Ihm gefiel Alvitos Ton nicht. Ebenso wenig sein bohrender Blick, sein leicht hochmütiges Lächeln, seine steife Haltung. Irgendwie schien Alvito neben und gleichsam über den Dingen zu stehen. Ja, er erweckte geradezu den Eindruck, von Innos selbst gesandt worden zu sein, um die übrige Menschheit mit seinen tadelnden Blicken zu strafen. Vermutlich hielt er auch genau das für seine heilige Pflicht.

„Nun, Meister Matrus ist jung, der Robe eines Novizen kaum entwachsen. Dennoch… Einiges von dem, was er sagt, oder vielmehr was er zu denken scheint, ist nicht unbedingt innosgefällig.“
„Ist das eine Drohung?“, wollte Barthos wissen.
„Eine Warnung.“ Bedächtig stieß Alvito die Luft aus. „Seht ihr“, begann er langsam, „was uns erwartet, ist nichts weniger als eine heilige Mission. Es ist unsere Pflicht, die Wilden zu bekehren und der Welt so die Ordnung zu geben, die sie verdient.“
„Und dann, Alvito?“ Barthos wandte dem anderen Magier das Gesicht zu. „Was dann? Dann sind sie noch immer Wilde. Aber Wilde, die unter unserem Einfluss stehen?“
Meister Alvito seufzte. Er stützte sich auf die Reling und blickte hinauf zum Palast des Sultans. „Ihr verkennt die Lage – und auch meine Ansichten. Deshalb möchte ich mich deutlicher wiederholen: Meister Matrus scheint mir für diese Mission nicht geeignet. Er ist ein ungestümes Kind, das die Welt, in der es lebt, nicht versteht, sich ihrer Ordnung widersetzt und ihr eben dies zum Vorwurf macht. Ein kurzsichtiger, kleingeistiger Bauer, auch wenn er einige Bücher gewälzt haben mag. Ihr dagegen seid ein kluger Mann. Von adligem Geblüt, gebildet, mit den feinen Umgangsformen vertraut. Aber Ihr seid jung. Und ich möchte nicht, dass Ihr vom rechten Pfad abfallt, dass Ihr Eurem Bruder Gehör schenkt.“
„Meister Matrus ist ein größerer Magier als Ihr oder ich“, sagte Barthos deutlich. Er fühlte sich plötzlich verpflichtet, sich für Femo einzusetzen. „Das habe ich nie bezweifelt. Aber das ist gewiss auch so mancher Schwarzmagier. Bei einer moralischen Betrachtung kann dies kein Kriterium sein. Aber ich fürchte, Ihr unterliegt einem schwerwiegenden Missverständnis.“ Alvito richtete sich wieder auf und schaute Barthos in die Augen. Dieser zuckte unwillkürlich zusammen und senkte den Blick. „Ich möchte nicht, dass Ihr wie Meister Matrus zulasst, dass Eure Vorurteile Euch blenden.“
„So wie Eure Vorurteile den Heiden gegenüber?“
„Es ist diese Art von jugendlichem Übermut, die ich Euch auszutreiben

versuche. Lasst Euch eines gesagt sein: Ich bin frei von Vorurteilen. Die Wilden, seien es die Barbaren des Nordens oder jene, die wir bekehren werden, sind Innos' Kinder so wie Ihr und ich. Und wir würden ihnen nicht den wahren Glauben bringen, wenn es für sie keine Hoffnung auf Erlösung gäbe. Wenn ich Euch davor warne, Euch nicht von ihren Bauten blenden zu lassen, dann eben deshalb, weil sie nicht Wilde sind weil sie in Barbarei leben sondern weil sie Wilde sind ob ihres Heidentums. Gewiss können wir vielerlei von den Ariabiern lernen. Ihre Baukunst ist unübertroffen. Sie verstehen sich auf die Alchemie, die Astronomie und die Mathematik wie nicht einmal die Meister von Geldern. Und doch fehlt ihnen jeder Ansatz von Zivilisation. Denn ihnen fehlt der wahre Glaube."

„Und wenn sie diesen empfangen haben?" Barthos zog skeptisch die Brauen hoch. „Dann sind sie uns ebenbürtig?"

„Alles andere wäre Heuchelei und eine Beleidigung des Gerechten."

„Demnach glaubt Ihr nicht an die natürliche Ordnung der Dinge? Daran, dass es der Wille Innos' ist, dass die einen Menschen über den anderen stehen?"

„Natürlich tue ich das!", fuhr Alvito ihn ungeduldig an. „Ich bin kein Tor. Wenn der eine als Herr geboren ist, der andere als Diener, dann lässt sich das wohl schwerlich als Zufall abtun. Wenn der eine die Ausbildung der Universität zu Geldern genießt und der andere als Barbar in der Eiswüste von Nordmar aufwächst, ist das wohl kaum eine unglückliche Fügung. Und wenn der Mann mit Kraft zur Arbeit gesegnet ist, das Weib aber mit der Gabe, ihm Kinder zu gebären, ist auch das sicherlich keine Laune der Natur. Innos hat für jeden von uns einen Platz in der Welt vorgesehen. Doch er erwartet auch, dass wir diesem gerecht werden. Tun wir dies, werden wir ins Himmelreich aufgenommen werden, tun wir dies nicht, erwartet uns die Verdammnis. Letztlich ist es unser Glaube, der darüber entscheidet. Lasst mich konkreter werden", fuhr der Missionar fort, während Barthos schon den Mund öffnete, um etwas zu erwidern. „Zweifelsohne steht der Adel über dem dritten Stand. Was der Adel dieser Tage jedoch gerne vergisst, ist, dass er *von Innos' Gnaden*

herrscht. Ist nun etwa ein Graf nicht fromm, handelt nicht innosgefällig und missbraucht die ihm gegebene Macht, wird er seine gerechte Strafe empfangen. Ebenso wird sein Untertan, wenn er stets ein redlicher und gläubiger Mann war, belohnt werden."
„Und das ist, was die Kirche vertritt?" Nun wagte Barthos es wieder, seinem Gesprächspartner ins Gesicht zu schauen. „Sie schickt uns nach Ariabia, um die Menschen zu bekehren und ist bereit, sie danach als Gleiche zu betrachten? Sie hat keinerlei Hintergedanken, wenn sie sich in die dortige Politik einmischt?"
„Danke, dass Ihr mir aufzeigt, dass ich Euch noch etwas vor Augen führen muss: Die Kirche wird von Menschen geführt. Wir aber sind Magier des Feuers. Wir dienen nicht den Menschen sondern dem Gleißenden Höchstselbst. Deshalb sind wir der erste Stand."
Nun überraschte Alvito ihn tatsächlich, das musste Barthos zugeben. „Gefährliche Worte", sagte er langsam.
„Die Wahrheit ist immer gefährlich", erwiderte der andere Magier gleichmütig. „Wohlverstanden", fügte er dann jedoch hinzu. „Ich bin ein treuer Anhänger der heiligen Kirche. Viele fromme Menschen befinden sich in ihren Diensten. Und große Teile ihrer Politik in Ariabia sind durchaus gutzuheißen. Der Götzenkult dort *muss* ausgemerzt werden. Und die dortigen Magier *sind* Ketzer."
Barthos nickte langsam und lehnte sich dabei gegen die Reling. „Ich gebe zu, ich hatte Euch tatsächlich falsch eingeschätzt. Dennoch, ich habe so meine Zweifel an unserer Mission. Und Ihr widersprecht Euch. Ihr behauptet, es gäbe eine natürliche, innosgewollte Ordnung. Dennoch wollt Ihr den Menschen dort einen neuen Platz zuweisen."
Nun, da war sich Barthos sicher, war es Bedauern, das in Alvitos Gesicht trat. „Für einen Magier und Gelehrten beweist Ihr eine erstaunliche Unkenntnis der heiligen Schrift. Ihr vergesst, dass diese Welt nicht die Welt Innos' ist. Ihr Erschaffer und Beherrscher ist Adanos. Innos aber ist ihr Erlöser. Derjenige, der sie vor der Zerstörung durch den Finsteren bewahrt und der sie dereinst mit der seinen Welt vereinigen und so das Paradies bringen wird. Ja, es gibt eine innosgewollte Ordnung der Dinge.

Doch ebenso wie Innos übt auch Beliar Einfluss auf die Welt der Sterblichen aus und bringt diese Ordnung ins Wanken. Ich bin also ein bescheidener Diener des Strahlenden, der seinen Teil beiträgt zum Ende des göttlichen Krieges, indem er Beliars Einflüsse bekämpft und den Menschen die Ordnung aufzeigt, die für sie bestimmt ist. Und das ist, was ich versuchte, Euch zu erklären. Myrtana bestand achthundert Jahre, doch die Könige haben den Glauben an Innos immer nur in ihrem eigenen Reich verbreitet und beschützt. Nun, seit einigen Jahrzehnten, verbreiten wir ihn endlich in aller Welt. Nun kann das Himmelreich auf Erden bald kommen."
Barthos' Lippen kräuselten sich belustigt. „Ihr glaubt, dass wir beide den jüngsten Tag noch erleben?"
Alvito lachte. Hoch und verhalten. Eher ein Hüsteln. „Nein. Aber nichtsdestotrotz ist er nahe. Doch was sind ein paar Jahrzehnte im Angesicht der Götter? Sagt, welches Jahr schreiben wir?"
„860 nach dem Jahr des Feuers."
„Richtig. Somit müssen wir noch einhundertundvierzig Jahre warten."
„Ah, natürlich." Barthos schmunzelte in sich hinein. Er hätte es ahnen können. Es war vorhersehbar. Nicht zum ersten Mal wurde er mit dieser Ansicht konfrontiert. „Die Jahrtausendwende."
„Euer Blick spottet mir. Aber ich bin kein Narr, der schlicht an die Symbolik der Zahlen glaubt. Ich bin jemand, der die Zeichen deutet. Das erste Reich Innos' wurde gegründet vor über zweitausenddreihundert Jahren. Hier, in Varant. Es ging unter in der großen Flut. Im Jahr des Feuers entstand das zweite Reich des Strahlenden. Und es dauerte lange, bis ganz Myrtana geeint und zum wahren Glauben bekehrt war. Nun aber ist dieses Reich zerfallen. Doch unsere Epoche wird nur eine kurze Phase der Zersplitterung sein. An ihrem Ende wird ein neuer Erwählter stehen, ein heiliger König, der Myrtana von neuem eint und das dritte Reich Innos' schafft. Und in dieser Zeit wird der Glauben an den Gerechten in alle vier Enden der Welt getragen werden. Nichts anderes tun wir. Unsere Mission ist ein Vorzeichen dessen, was kommen wird. Dann aber, wenn alle Welt unter dem Erwählten geeint ist, wird Beliar

sein letztes Aufgebot wider die Rechtschaffenen schicken. Eine Zeit schwerer Prüfungen wird anbrechen. Und wenn diese Prüfungen bestanden sind, wird der Retter kommen. Und er wird das vierte Reich Innos' einläuten. Dann aber wird Innos selbst auf die Erde kommen und diese in seine Sphäre erheben. So steht es geschrieben und die Zeichen sind eindeutig. Alle Astronomen sagen große Veränderungen und große Schrecken für das kommende Jahrhundert voraus. Es besteht kein Zweifel, was an seinem Ende stehen wird."
Dieses Mal verkniff Barthos sich jede Erwiderung. Er kannte die Verheißungen und Offenbarungen der Propheten. Aber er war ein Mann der Vernunft. Er glaubte weder an die Macht der Sterne noch an apokalyptische Prophezeiungen. Die Welt würde nicht nur die kommende Jahrtausendwende sondern auch die darauffolgende erleben, ohne sich dabei entscheidend zu wandeln. Dennoch hatte das Gespräch ihn nachdenklich gemacht. Er musste zugeben, dass er sich in Alvito stark getäuscht hatte. Ob ihm der Mann, der der Missionar tatsächlich zu sein schien, lieber war als der, für den er ihn gehalten hatte, konnte er allerdings nur schwer sagen.
Er hatte kaum bemerkt, wie viel Zeit vergangen war, doch es dauerte nicht lange und alle Kisten, die an der Kaimauer gestanden hatten, waren verladen und die Taue wurden gelöst. Wenige Minuten vor Einholen der Planke hastete Femo auf das Schiff zurück. Barthos bemerkte es sofort. Die ganze Zeit über hatte er gewartet und den Hafen beobachtet. Wenn er an diesem Tag eines verstanden hatte, dann, dass ihm tatsächlich einiges an Femo lag und dass er ihn, bürgerlich oder nicht, für einen hervorragenden Magier und einen weit besseren Menschen als alle ihre Ordensbrüder hielt. Er hatte beschlossen, seinen Stolz zu überwinden und sich bei ihm für seine unbedachten Worte zu entschuldigen. Er folgte ihm kurz mit den Augen über das Deck, dann setzte er sich in Bewegung. An der Tür seiner Kajüte holte er ihn ein.
„Hast du nach einem Heilmittel gesucht?" Innerlich verfluchte Barthos sich für diese Eröffnung, nachdem sie zwei Tage lang nicht miteinander gesprochen hatten.

Somit war es auch kaum verwunderlich, dass von Femo nur ein knappes „Es gibt kein Heilmittel“ kam.
„Hör mal, das ist doch unsinnig, dass wir uns jetzt anschweigen. Ich wollte sagen, dass es mir leid tut.“
Nun drehte Femo sich herum und schaute ihn direkt an. Überraschung stand in seinem Gesicht. „Das sind ja ganz ungewohnte Töne von dir.“ Er lächelte leicht, was in Barthos sofort ein Gefühl der Wärme und das Bedürfnis, ebenfalls zu lächeln, auslöste. „Aber ich hatte auch schon längst mit dir reden wollen. Mir tut es auch leid.“
„Dir?“, fragte Barthos überrascht. „Du hast doch gar nichts falsch gemacht.“
„Doch, ich habe überreagiert. Ich hätte die Sache wenigstens am nächsten Morgen wieder gut sein lassen können. Aber das war halt so eine Phase, wo es besonders schlimm war mit meiner Krankheit. Da bin ich manchmal nur schwer zu ertragen. Und du hattest mich ziemlich getroffen mit dem, was du da gesagt hast.“
„Es tut mir leid“, wiederholte Barthos. „Du hast ja Recht mit den Bauern. Es gibt ja wirklich keinen echten Unterschied zwischen denen und uns Adligen.“
Nun seufzte Femo mit einem Mal. „Es ging nicht einfach um die Bauern, Barthos. Ich bin nicht mal einer, falls du das vergessen hast.“
„Worum dann?“, wollte Barthos leicht verwirrt wissen. Dann fügte er grinsend hinzu: „Du bist ja auch kein Goblin, oder?“
Femo seufzte ein weiteres Mal, tiefer als davor, und rollte mit den Augen. „Vergiss es. Du verstehst es ja doch nicht. Und ich will nicht wieder damit anfangen. Entschuldigst du mich jetzt? Ich würde jetzt gern baden und da brauche ich wirklich keine Zuschauer.“
Etwas perplex nickte Barthos und sah dabei wie durch einen Schleier, wie Femo seine Tür eilig schloss. Eigentlich hatte er erwartet, sich nach diesem Gespräch besser zu fühlen. Irgendwie tat er das wohl auch. Aber dann auch wieder nicht. Er wurde aus seinem Freund einfach nicht schlau. Und aus seiner eigenen Gefühlswelt bald auch nicht mehr.

Das Ende der Reise

Die Kinder des Dorfes kamen ihnen lachend und schreiend entgegen, als sie sich näherten. Sie umringten sie, schüttelten ihnen die Hände und zupften an ihren Roben. Barthos fühlte sich leicht überrumpelt; mit so einer Begrüßung hatte er nicht gerechnet. Femo schien es ebenso zu gehen, doch er setzte rasch ein Lächeln auf und erwiderte die stürmischen Begrüßungen der Kinder. Alvito dagegen bewahrte seine steife Haltung. Wahrscheinlich hatte er so etwas schon öfter erlebt.
Sie hatten eine lange Reise hinter sich. Zunächst waren sie im Hafen Bandar Abadana im Nordosten der Insel eingelaufen. Hier hatten Barthos und Femo erstmals die exotische Pracht Ariabias erlebt, hinter der alle Erzählungen nur verblassen konnten. Die einfachen Menschen und selbst die meisten Gelehrten Myrtanas machten kaum einen Unterschied zwischen Varant und den Südlichen Inseln. Für jemanden, der in so kurzer Zeit von Bakaresh nach Ariabia gereist war, war dieser Unterschied jedoch offenkundig. Die dunkle Haut, die bunten, aufwändig bestickten Gewänder und die großen Turbane der Menschen ließen sich in keiner Weise mit dem vergleichsweise hellen Teint der Varantiner, ihren dagegen schlicht wirkenden Stoffen und den in Bakaresh verbreiteten Kufiyas vergleichen. Und was die Pracht der ariabischen Bauwerke anging, hatte Alvito nicht gelogen.
Tatsächlich erinnerten nur die Temperaturen des Landes unangenehm an Varant. Doch Ariabia war keinesfalls eine Wüste. Der Norden war ein felsiges Gebirgsland, in dem es jedoch auch einige fruchtbare Täler gab.

Das größte davon war eine lange Schneise, die sich der Araz, der größte Fluss der Insel, durch die Berge gegraben hatte. Diesem Fluss, an dem die meisten Siedlungen der Insel lagen, waren sie landeinwärts gefolgt. Schließlich hatten sie sein Tal jedoch verlassen und waren weiter nach Süden gezogen. Sie waren den Anhängern des hier vorherrschenden Adanoskults auf einer alten Pilgerstraße zur Stadt Sharidi gefolgt, dem wichtigsten Wallfahrtsort des Landes. Die Reise allein war ein beeindruckendes Erlebnis gewesen, denn schon viele Meilen vor der Stadt, waren alle Straßen so voller Pilger, dass man unweigerlich weiter auf die heilige Stätte zugetragen wurde, ob man nun wollte oder nicht. Doch sie hatten sich nicht lange in der großen Stadt aufgehalten. Sharidi erhob sich am Fuße des Arakusch, eines mächtigen Gebirgszug, der sich in der Mitte der Insel erhob und den Norden vom Süden trennte. Da der Weg durch die Pässe beschwerlich und das Wetter dort unberechenbar war, entschieden die drei Feuermagier sich dafür, der Küste zu folgen und den Arakusch so zu umgehen. Dies kostete sie zwei Wochen, doch verlief ihre Reise so zumindest ohne Zwischenfälle.
Und dann hatten sie endlich ihr Ziel erreicht: Die große Savanne, die den flachen Süden der Insel bedeckte. Und es war ihnen als wären sie in ein anderes Land gekommen. Nicht nur Klima und Vegetation waren hier völlig anders. Sie begegneten fremdartigen Tieren, sogar den gestreiften Pferden, von denen Barthos als Jugendlicher einmal gelesen hatte. Aber selbst die Menschen unterschieden sich stark von denen des Nordens. Sie lebten nicht in prächtigen Städten sondern in kleinen, schlichten Dörfern. Auch verehrten sie nicht etwa Adanos sondern irgendwelche Naturgeister und Götzen – so genau wusste Barthos das auch nicht. Was er wusste, war, dass dieses Land zwar nominell ebenfalls zum Herrschaftsgebiet des Moguls von Ariabia gehörte, das in der Praxis jedoch weder die Einwohner noch den Mogul selbst interessierte. Die Savanne war arm an Rohstoffen und dünn besiedelt. Hier gab es nichts, was für einen Herrscher von Interesse hätte sein können. Und deshalb kamen hier auch keine Beamten oder Soldaten her, um die Herrschaft des Moguls geltend zu machen. Aus diesem Grunde störten sich die

Einwohner wiederum nicht an ihr – sofern sie überhaupt wussten, dass in der fernen Stadt Agadir ein Mogul residierte und dass dieser offiziell ihr Herr war.
Beides, die politische Lage und die hiesige Religion, waren wohl der Grund, weshalb man es ihrem Orden gestattet hatte, die Bewohner der Savanne zu missionieren, während man sie in den Städten des Nordens bereits ob ihrer Roben misstrauisch beäugte.
Und nun waren sie also endlich am Ziel. Sie hatten das Dorf erreicht, dessen Einwohner sie bekehren sollten. Barthos kannte seinen Namen nicht. Vermutlich hatte es nicht einmal einen. Doch nach allem, was er bisher über diesen Teil der Welt sagen konnte, musste es sich wohl um eines der größten Dörfer der Savanne handeln. Nicht, dass das viel bedeutet hätte.
Nun betraten sie die Siedlung. Und jetzt kamen auch die Erwachsenen aus ihren Hütten und umringten sie. Sie schienen nicht weniger fasziniert von den drei Magiern als die Kinder. Wahrscheinlich hatten sie noch nie Menschen aus Myrtana gesehen. Und richtige Kleidung auch nicht. Barthos schluckte schwer. In diesem Dorf schien niemand mehr am Leib zu tragen als einen Lendenschurz, egal ob Mann oder Frau.
Sie kamen auf einen großen Platz, um den herum sich die Hütten gruppierten. In seiner Mitte ragte ein großer Baumstamm auf, wohl ein Totem. Die Spitze war zu einem annähernd menschlichen Gesicht zurechtgeschnitzt, das breit grinste und dabei zwei einzelne, große Zähne zeigte und von dem zwei überproportionierte Ohren abstanden. Darunter waren zahlreiche weitere Muster und Bilder in den Stamm geschnitzt. Und auch weitere Gesichter von Tieren oder seltsamen Fabelwesen.
Die Menschen vor ihnen traten nun ehrfurchtsvoll zurück und gaben damit den Blick frei auf eine kugelrunde Frau, die lächelnd zu Füßen des Totems saß. Ihr krauses, schon leicht ergrautes Haar war kurz geschnitten – wie im Übrigen das aller Dorfbewohner, auch der Frauen. Ihre großen Brüste ruhten schwer auf dem dicken Bauch. Und um ihren

Hals lag eine große Kette, auf die Steine, Perlen und kleine Tierknochen aufgereiht waren.
„Willkommen!“, begrüßte sie die drei Feuermagier. Barthos atmete erleichtert auf. Kurz hatte er befürchtet, sie würden sich nicht einmal mit diesen Menschen verständigen können. Doch so sehr sie sich von denen nördlich des Arakusch unterschieden, sie sprachen doch die gleiche Sprache, wenn auch mit starkem Akzent.
„Ich nehme an, du bist die Älteste dieses Dorfes, Weib?“ Alvito war vorgetreten und blickte nun auf die rundliche Frau herab.
„Die Älteste?“ Die Frau lachte. „Nein! Das ist Wamweru.“ Sie wies auf eine in der Menge stehende Frau mit schneeweißem Haar und zerfurchtem Gesicht, das keinen Zweifel daran ließ, dass sie die mit Abstand Älteste hier war. „Aber ich bin die Mama. Mama Mafunda. Das hier“ – sie machte eine ausladende Handbewegung – „sind meine Kinder.“
Ein kleiner Vogel – was für einer vermochte Barthos nicht zu sagen, denn in Myrtana gab es keine solchen Vögel – flog über ihre Köpfe hinweg und ließ sich auf dem Totem nieder.
Mama Mafunda lachte herzhaft. Es war ein warmes und freundliches Lachen, das den Wunsch auslöste, darin einzustimmen.
„Ombhu’Ombhoku heißt euch auch willkommen.“
Barthos sah, dass Alvito ein Gesicht machte, als hätte er in eine Zitrone gebissen. Es war Femo, der neugierig fragte, „Ombhu’Ombhoku, ist er das?“ und dabei zu der Fratze des Totems hinaufdeute.
Mama Mafunda schüttelte lächelnd den Kopf, was auf Ariabia eine bejahende Geste war, so viel wusste Barthos bereits. „Er ist der Geist des Dorfes. Er beschützt uns und erfreut sich an unserem Anblick. Zum Dank machen wir ihm Geschenke und nehmen seine Freunde in unserem Dorf auf.“ Sie wies auf eine andere Fratze in dem Totem, die entfernt an einen Löwen erinnerte. „Das war Kilu, der König der Savanne. Mein Ururgroßvater hat ihn bezwungen und seitdem leistet sein Geist Ombhu’Ombhoku Gesellschaft. Das dort“, sie wies auf eine abstoßende Dämonenfratze etwa auf halber Höhe des Totems, „ist

Tiki'mai. Er kam aus dem Arakusch, wo alle Geister herstammen. Er kam, um uns zu quälen. Er vertrieb die Gazellen und tötete die Kinder bei der Geburt. Aber ein Kind überlebte seine Streiche und sein Lachen erwärmte Tiki'mais Herz. Seitdem ist er Ombhu'Ombhokus Freund und wacht über uns, wenn unser Geist einmal schläft. Dies dort unten…"
„Genug!" Alvitos schneidende Stimme ließ die Dorfbewohner mit Ausnahme Mama Mafundas zusammenzucken. „Dieser frevelhafte Götzenkult muss aufhören! Höret. Wenn dort im Gebirge tatsächlich Geister leben und in die Ebenen hinabsteigen, sind sie Dämonen, nicht mehr. Schändliche Ungeheuer, erschaffen vom Dunklen, um die Menschen zu verführen und in die Irre zu leiten. Es gibt nur einen Namen, den ihr anrufen dürft. Und das ist der Name des Gleißenden. Das ist Innos, der Herr des Feuers und der Gerechtigkeit, der euch die große Sonne zum Geschenk machte." Zur Bekräftigung seiner Worte wies Alvito gen Himmel. Barthos musste zugeben, dass der Missionar sich auf sein Handwerk verstand. Sein Vortrag – die Art wie er die Stimme erhob, die ehrfurchtgebietenden Gesten – machte selbst auf ihn Eindruck. Was mochte er wohl in diesen ungebildeten Wilden auslösen?
Mama Mafunda jedoch lachte nur. „Als unsere Jäger euch kommen sahen, sagten sie, die Geister aus den Bergen hätten Boten geschickt. Nun sehe ich, dass ihr keine der ihren seid. Ihr seid Menschen und ich glaube, euer Weg war noch wesentlich weiter als meine Kinder es sich vorstellen können. Aber", sie zwinkerte in die Runde ihrer Leute, „das heißt nicht, dass nicht die Geister der Berge euch geleitet haben. Ihr kommt also im Auftrag von I'hos-oku, dem Geist, der unsere Feuer entzündet, ja?"
„Nein!", stieß Alvito wütend aus. „Wir sind Diener des Strahlenden, des Herrn der Gerechtigkeit. Wir sind demütige Verkünder des heiligen Wortes des einzigen Gottes."
Wieder lachte die Älteste. „Sei es wie es sei. Ihr seid willkommen in unserem Dorf. Die Geister erlauben sich einen Spaß mit uns, gönnen wir ihnen die Freude."
Als wäre dies eine geheime Formel, schienen alle Furcht und alles Misstrauen von den Umstehenden abzufallen. Die Menschen

entspannten sich sichtlich und einige stimmten in Mama Mafundas Lachen ein.
Barthos und Femo wechselten einen Blick. Und Barthos war nicht überrascht, im Antlitz seines Freundes das zu sehen, was auch sein eigenes vermutlich ausdrückte: Verwirrung und Skepsis – und Unwillen beim Gedanken daran, die nächsten Jahre damit zu verbringen, diese Menschen den Glauben an Innos zu lehren.

Ombhokus Kampf mit dem Feuergott

Herba perutilis, im Volksmund Kronstöckel; Vorkommen: selten; Bevorzugter Bodentyp:
„Was machst du da?“
Vor Schreck ließ Barthos seine Notizzettel und die Feder fallen. Hastig sammelte er beides wieder auf, während er den Kopf hob und in das Gesicht eines jungen Mannes blickte, der, den Speer locker über die Schulter gelegt, zu ihm hinab sah. Es war einer der Jäger. Rahin oder so ähnlich hieß er. Genau konnte Barthos sich die seltsamen Namen der Dorfbewohner nicht merken.
„Ich katalogisiere die hiesige Flora“, erklärte er und ordnete die Pergamente in seiner Hand wieder.
„Was?“ Verständnislos blickte der Jäger ihn an.
„Ich untersuche die Pflanzen, die hier wachsen.“
„Oh!“ Ein breites Lächeln trat auf das Gesicht des Jägers, dem nun ein Licht aufzugehen schien. „Ich weiß, wo du die Brüder von dieser Pflanze findest.“
„Brüder?“ Zweifelnd blickte Barthos zu dem Jäger auf.
Dieser jedoch nickte eifrig. „Komm mit!“
„Eigentlich wollte ich…“ Weiter kam er nicht, denn Rahin, oder wie immer er heißen mochte, packte ihn am Arm und zog ihn mit sich. Und Barthos fügte sich. Während sie durch das hohe Gras der Savanne schritten und sich dabei langsam weiter vom Dorf entfernten, bewunderte Barthos den Gang seines Führers. Es war ihm in seiner

Heimat nie aufgefallen, doch nun im direkten Vergleich mit den Bewohnern dieses Dorfes, hatte er erkannt, dass die Einwohner Myrtanas sich beim Gehen leicht vorzubeugen pflegten. Als wollten sie zum Sprint ansetzen. Die Menschen hier aber schienen völlig aufrecht zu sein. Selbst wenn sie rannten, neigten sie den Oberkörper nicht nach vorn. Und doch waren sie um einiges schneller als er, ohne sich dafür auch nur anstrengen zu müssen. Als er einem der älteren Jäger diese Entdeckung mitgeteilt hatte, hatte dieser nur gelacht. „Ihr lasst euch bei jedem Schritt nach vorne fallen. Ihr müsst in einem sicheren Land leben. Wir müssen den vorderen Fuß bis zuletzt zurückziehen können, um nicht auf eine Schlange oder einen Skorpion zu treten“, hatte er erklärt. Seitdem versuchte Barthos, seine Gehweise an die der Dorfbewohner anzupassen, denn er hatte wenig Lust, sich von einer giftigen Schlange beißen zu lassen. Da seine Versuche kläglich scheiterten, konnte er nur froh sein, bisher noch keiner begegnet zu sein.
„Hier!“ Der Jäger deutete auf ein unscheinbares Kraut, das zwischen dem hohen braunen Gras wuchs.
Stirnrunzelnd sank Barthos auf die Knie und griff mit einer Hand nach dem Stängel der Pflanze. Mit den Fingern fuhr er daran hinauf, rieb über die Blätter. „Das ist doch kein Kronstöckel.“
„Das ist der Bruder von deiner Pflanze!“, beteuerte Rahin.
Zweifelnd blickte Barthos ihm ins Gesicht. Dann seufzte er, nahm das kleine Messer zur Hand, das er in seinem Gürtel trug, schnitt den Stängel über dem Boden ab und verstaute die Pflanze umsichtig in der großen Tasche, die er um die Schulter trug und in der schon diverse andere Kräuter ruhten. Das hier war nichts als wertloses Unkraut, doch das wollte er dem Jäger nicht ins Gesicht sagen. Schnaufend erhob er sich wieder. Für heute hatte er genug getan. Er nickte Rahin noch einmal zu, zog den Gurt der Tasche fest und machte sich auf den Rückweg ins nahe Dorf.

Femo lag in der Hütte der drei Magier. Das Licht, das durch die schmalen Ritzen zwischen den hölzernen Stäben fiel, die die

Hüttenwand bildeten, malte helle Streifen auf seinen Körper. Barthos schritt an ihm vorbei auf den Tisch auf der anderen Hüttenseite zu. Dort standen eine Vielzahl von Körben und Töpfen, gefüllt mit Erde und voller Pflanzen. „War die Suche mal wieder ergiebig?“ Nur ein Tauber hätte den Sarkasmus in Femos Stimme nicht bemerkt.
Barthos seufzte. Er hatte die Versuche aufgegeben, seinen Freund aufzumuntern. Femo wollte nicht hier sein. Er wollte keine Einheimischen missionieren. Und das war ihm deutlich anzumerken. Im Grunde ging es Barthos ganz ähnlich, doch gelang es ihm, sein Missfallen über die Situation zu verdrängen und sich diversen wissenschaftlichen Projekten zu widmen, von denen seine neuentdeckte Liebe zur Alchemie, deren Grundlagen er noch aus der Zeit seines Studiums in Geldern kannte, nur eines war. Femo jedoch konnte sich auch dafür nicht begeistern. Und Alvitos fanatischen Eifer teilte er erst recht nicht. Er wollte nur weg.
„Hast du weitergelesen?“, fragte Barthos, um das Schweigen zu brechen, während er den Dreifuß und den kleinen Messingkessel unter dem Tisch hervorholte.
„Immer noch dasselbe wie bei deiner letzten Version“, kam es genervt aus Barthos’ Rücken. „Seit du deine Theorie auch noch mit deinen tollen Erkenntnissen aus dem Leben der *Wilden* untermauerst, ist das Ganze noch lächerlicher geworden.“
„Ich verstehe immer noch nicht, was dich daran stört“, erwiderte Barthos und entzündete nun mit einer seiner Runen ein kleines Feuer unter dem Kessel.
„Deine Theorie der Affektkontrolle. Du behauptest, mit dem Grad der Zivilisation steige auch der der Tabus, des Peinlichkeitsempfindens, der Umgangsformen. Das ist Blödsinn.“
„Blödsinn? Es ist so offensichtlich, dass sogar du mir mal zustimmen musst!“, widersprach Barthos, ohne sich dabei umzudrehen. Stattdessen gab er einige Blätter eines ihm unbekannten Krautes, das er in der Savanne gepflückt hatte, in den Kessel und beobachtete Interessiert, wie sich an der Wasseroberfläche nach kurzer Zeit kleine Blasen bildeten.

„Ich meine“ – er tastete nach seinem Notizblock, ohne den Blick vom Kessel abzuwenden – „schau dir nur mal an, wie die Menschen hier rumlaufen. Praktisch nackt. Daran zeigt sich doch deutlich, dass ihr Peinlichkeitsempfinden kaum ausgeprägt ist im Vergleich zu unserem.“
„Nein, daran zeigt sich, dass sie ein *anderes* Peinlichkeitsempfinden haben. Das ist deswegen aber nicht weniger stark.“
Barthos schnaubte. „Ich habe das Gefühl, du widersprichst mir nur noch des Widerspruchs Willen.“ Nachdenklich begutachtete er die Kräuter in seiner Tasche. Als er eines entdeckte, das er nicht einordnen konnte, griff er stirnrunzelnd danach und hielt es sich vor die Augen. Nach einigen Augenblicken hatte er es erkannt. Rahins Unkraut. „So etwas wie Familie kennen die hier auch nicht. Wenn du die Kinder fragst, wer ihre Eltern sind, hörst du nur „Mama Mafunda.“ Mama Mafunda hier, Mama Mafunda da. Man könnte meinen, sie wäre wirklich die Mutter aller Dorfbewohner hier. Tatsächlich ist es doch aber so, dass Liebe oder Ehe hier einfach völlig unbekannt sind. Die Menschen leben ihre Trieb aus wie Tiere und ziehen die Kinder in der Gemeinschaft groß. Da kannst du mir doch nichts davon erzählen, sie hätten so etwas wie ein Peinlichkeitsempfinden.“
„Du bist unverbesserlich!“, stieß Femo aus. „Wie wär’s, wenn du zur Abwechslung mal mit den Menschen redest und sie dir genau anschaust, anstatt dir irgendwelche Theorien auszudenken? Vielleicht hättest du dann gemerkt, dass diese Menschen genauso prüde sind wie die daheim. Sie mögen sich oben rum etwas freizügiger kleiden, aber hast du schon mal einen von ihnen seinen Lendenschurz abnehmen sehen? Machen sie genauso wenig, wie wir ohne unsere Roben rumlaufen würden. Davon abgesehen fallen hier nicht hemmungslos alle übereinander her. Bei den Tieren übrigens auch nicht, aber das nur am Rande. Hättest du besser hingeschaut oder gar mit den Leuten geredet, wüsstest du, dass sie durchaus so etwas wie Ehe kennen.“
Barthos schnaubte. „Mach dich nicht lächerlich. Diesen einen Knaben aus meiner Klasse, Baku, habe ich jetzt schon in den Betten dreier

verschiedener Mädchen erwischt. Und die drei wiederum in denen zweier weiterer Burschen."
„Wobei dir entgangen ist, dass alle drei Jungen Brüder waren. Und dass alle drei Mädchen Schwestern waren." Mit gelangweilter Stimme führte Femo weiter aus: „Dir ist auch entgangen, dass sie eine Gruppenehe führen. Außerhalb dieser Ehegruppe vergnügen sie sich aber eben *nicht* wahllos mit jedem. Wie gesagt, sprich zur Abwechslung mal mit den Dorfbewohnern. Oder nein, tu's lieber nicht. Am Ende könnte sich noch dein Horizont erweitern und das wollen wir ja nicht, stimmt's?"
Femos letzte Worte nahm er gar nicht mehr wahr. Barthos starrte auf den Inhalt des Kessels, der langsam einen violetten Farbton annahm, gleichzeitig aber unheimlich klar wurde. Eine Wirkung, die sonst nur beim Erhitzen von Kronstöckel auftrat.
„So kann es nicht weitergehen!"
Barthos schrak zusammen und fuhr herum. Auch Femo hatte den Kopf gehoben. Beide starrten sie zum Eingang, in dem ein vor Wurt kochender Alvito stand. „Wir müssen dieser Gotteslästerei ein Ende setzen!", verkündete er.
„Was ist denn los?", fragte Barthos verständnislos.
„Diese Wilden wollen sich dem Wort des Herren nicht beugen. Es ist gleich, wie oft wir sie die Worte der heiligen Schrift lehren, sie werden nicht von ihrer Blasphemie weichen." Schnaufend ließ der Missionar sich auf einen ihrer beiden Hocker fallen. „Ich erzählte ihnen von den drei Göttern. Und einer von ihnen fragte, warum wir dem dienen, der im Sommer das Gras entzündet und das Land verwüstet, anstatt dem, der die Wolken schickt und Regen spendet."
Barthos hörte Alvito stumm zu, darauf bedacht, eine ernste Mine zu bewahren. Die Frage war allerdings berechtigt. Und gewiss war dies einer der Gründe, warum der Adanosglaube in den heißen Regionen der Welt, in Varant und Ariabia, weiter verbreitet war als der Innosglaube.
„Und zu allem Überfluss sind diese Menschen unfähig, unsere Worte zu begreifen", fuhr Alvito fort. „Sie glauben, Innos, Adanos und Beliar seien

mächtige Geister. Sie verstehen nicht, dass sie im Gegensatz zu ihren Götzen real sind."
Auch dieses Mal enthielt Barthos sich eines Kommentars.
„Nicht einmal die Gebote halten sie ein."
„Wieso sollten sie auch, wenn sie Innos weder verstehen, noch ihm folgen?", sagte Femo achselzuckend.
Alvito schaute ihn kurz unter zusammengezogenen Brauen an, dann nickte er. „Ja." Er schien nachzugrübeln und starrte dabei mit halb offenem Mund zu Boden. „Vielleicht", begann er dann zögerlich. „Vielleicht sollten wir ein Zeichen setzen. Vielleicht müssen wir ihnen zeigen, dass Innos mächtiger ist als ihre Götzen." Mit einem Mal sprang er in die Höhe. Sofort schien er den ganzen Raum einzunehmen, wirkte wieder wie Innos' strahlender Prophet. „Kommt mit mir. Wir dürfen nicht zögern."
Barthos und Femo wechselten einen Blick und er war geradezu froh, in den grünen Augen seines Freundes ebenfalls nichts als Ratlosigkeit und Resignation zu entdecken.

Das Gesicht eine Maske der Entschlossenheit und mit einem Blick, der die vorbeikommenden Dorfbewohner angstvoll zurückweichen ließ, stapfte Alvito auf das Totem zu, gefolgt von den beiden anderen Magiern, die eher halbherzig hinter ihm herschlurften.
Mama Mafunda begrüßte sie lächelnd und breitete freundlich die Arme aus. „Was kann ich für euch tun?"
„Du kannst diesem Götzenkult endlich ein Ende setzen, Weib!", fauchte Alvito.
Ein fragender Ausdruck trat auf das Gesicht der Dorfältesten, ohne dabei das Lächeln zu vertreiben.
„Beinahe einen Monat versuchen wir nun schon, euch die Lehren Innos' nahe zu bringen und euch eine redliche Lebensweise zu lehren. Mein Wille war es, dass ihr die Falschheit eures Götzenkultes, eurer Unzucht, eurer Weiberherrschaft, eures gesamten Lebens selbst erkennt. Mein Wille war es, dass ihr euch zu Innos bekennt und von euren Götzen

abschwört, eure Blöße bedeckt, euch vorm Herrn trauen lasst und fortan eure Kinder nur noch von ihren leiblichen Eltern großziehen lasst, und dass ihr Weiber den Platz in der Gesellschaft einnehmt, den Innos für euch vorgesehen hat. Doch offenbar seid ihr nicht fähig, zu erkennen. Uns bleibt also keine Wahl, als euch die Falschheit eurer Lehren nicht mit Worten, sondern mit Taten vor Augen zu führen." Der Missionar griff sich an den Gürtel und zog eine Rune hervor, die er auf das Totem richtete.
Sanft, aber bestimmt ergriff die Dorfälteste seinen Arm. Nun hatte er es tatsächlich geschafft, ihr Lächeln verschwinden zu lassen. „Du darfst Ombhu'Ombhoku kein Leid zufügen. Er ist ein freundlicher Geist, aber auch launisch und rachsüchtig. Greifst du ihn an, wird er dich strafen."
„Ha!" Verächtlich blickte Alvito hinab in das Gesicht der vor dem Totem sitzenden Frau. „Euer Götze hat keine Macht. Bestraft werdet nur ihr. Und zwar wenn ihr euch nicht zum Gerechten bekennt."
Mafunda nickte ernst. Barthos brauchte einen Moment, ehe er begriff, dass die Geste als Kopfschütteln zu verstehen war. Daran würde er sich wohl nie gewöhnen. „Du verstehst nicht", sagte sie eindringlich. „Dein Gott straft nicht. Er droht es nur an. Meine Kinder folgen seinen Regeln nicht, weil sie keinen Sinn in ihnen sehen. Und ihnen geschieht nichts. Doch als ich jung war, verrichtete einst ein Mann aus unserer Mitte seine Notdurft an Ombhu'Ombhokus Füßen. Er wurde von einer Schlange gebissen und verstarb."
Alvito stieß den Arm der Ältesten beiseite. „DU begreifst nicht, Weib. Innos bestraft jene, die ihm nicht folgen. Doch nicht mit dem Tod. Erst nach dem Tod wird er sie richten. Und dann wird er sie hinabstoßen in Beliars Reich. Dein Götze aber hat keinerlei Macht über mich oder den Strahlenden. Und ich werde es dir beweisen." Mit diesen Worten hob der Priester die Rune und das Totem ging in Flammen auf.
Die Dorfbewohner, von denen sich zuvor einige versammelt und Alvitos Worten gelauscht hatten, schrieen nun entsetzt auf. Einige rauften sich die Haare. Andere fielen jammernd und klagend auf die Knie. Und wieder andere brachen in hemmungsloses Schluchzen aus. Barthos war

überrascht über derartige Reaktionen und auch leicht betreten. Das Gebaren der Dorfbewohner erinnerte ihn eher an das von Kindern und war ihm seltsam unangenehm. Gleichzeitig konnte er nicht umhin, Alvitos bestechende Logik zu bemerken. Der Missionar hatte die Machtlosigkeit des Götzen bewiesen, denn ihn biss keine Schlange ins Bein und kein Blitz kam vom Himmel und erschlug ihn. Innos' Strafe aber sollte erst nach dem Tod kommen und war damit genauso wenig widerleg- wie beweisbar.
„Seht ihr nun, dass der Dämon, den ihr verehrt, keine Macht über den Herrn der Gerechtigkeit besitzt?!", donnerte Alvito ungerührt über den Platz.
„Das ist widerwärtig", hörte Barthos Femo neben sich murmeln und sah aus dem Augenwinkel, wie sein Freund sich umdrehte und sich auf den Rückweg zu ihrer Hütte machte.

Die Geister müssen verrückt geworden sein

Müde und erschöpft klappte Barthos die heilige Schrift zu und schob sie in seine Umhängetasche, in der er daraufhin auch seine Pergamente, seinen Federkiel und sein Tintenfass verstaute. Seine Schüler, denen er nun mehrere Stunden lang das Wort Innos' gepredigt hatte, verließen schweigend die Hütte, die Köpfe gesenkt, den Blick zum Boden gerichtet.
Die Dorfbewohner begegneten den drei Magiern nicht mehr mit derselben freundlichen Neugier, die sie zu Anfang an den Tag gelegt hatten. Sie waren distanziert und ängstlich geworden. Sie wagten nicht mehr, sie ungefragt anzusprechen, im Unterricht nicht zuzuhören oder ihren Worten nicht Folge zu leisten. Barthos konnte nicht sagen, dass ihm dieser Wandel gefiel. Vor allem, da nicht er sondern Alvito den Dorfbewohnern ihren Gott genommen hatte. Andererseits – verhindert hatte er es auch nicht. Und nun tat er genau, was Alvito wollte: Er erzog diese Menschen zu guten Dienern Innos'.
Seufzend schwang Barthos sich seine Tasche über die Schulter. Er verließ die Hütte und trottete über den Dorfplatz, den die Abendsonne in rotgoldenes Licht tauchte. Die Menschen, die sich hier aufhielten, wichen vor ihm zurück. Ihre Gespräche verstummten, wenn er in ihre Nähe kam. Wieder seufzte er.
Er war froh, als er die Hütte der Magier erreichte und damit die Einwohner des Dorfes zumindest für diesen Tag hinter sich ließ. Sein Blick fiel beim Eintreten, wie er es immer zu tun pflegte, automatisch in

Femos Ecke. Doch diese war leer. Barthos runzelte leicht die Stirn, marschierte dann aber zu seiner Lagerstatt und legte seine Tasche dort ab. Femo würde sicher jeden Moment kommen. Er beschloss, an seinem Manuskript weiterzuarbeiten. Er zog Feder, Tinte und Pergament aus der Tasche, lehnte sich gegen die Rückwand der Hütte und begann zu schreiben.

Die myrtanische Gesellschaft hat in den Jahrhunderten seit ihrer Entsehung mehrere entschei

Nein! Barthos strich den begonnen Satz durch und verwarf seinen Ansatz. Er schaute auf den staubigen Boden der Hütte, die Feder versonnen zwischen den Fingern drehend.

Im Laufe ihres Bestehens hat die Gesellschaft des myrtanischen Kulturkre

Nein! Das war auch nichts.

Barthos ertappte sich selbst dabei, dass er gedankenverloren die Wand anstarrte. Er rief sich zur Ordnung und setzte wieder zum Schreiben an.

Wie bereits aufgezeigt, wurde die myrtanische Gesellschaft stets von den widerstreitenden Prinzipien der durch die Könige angestrebten Zentralisierung und der zentrifugalen und nach Individ

Barthos knüllte das Pergament zusammen und warf es frustriert beiseite. Es war zum Verzweifeln. Weder war er heute Abend mit seinen Formulierungen zufrieden, noch konnte er sich selbst dazu zwingen, mehr als einen Satz zu Papier zu bringen, ohne gleich darauf mehrere Minuten Pause einzulegen.

Er hörte Schritte und sah aus dem Augenwinkel jemanden die Hütte betreten. Hoffnungsvoll blickte er auf. Doch es war nur Alvito. „Habt Ihr Fe… äh, ich meine, Meister Matrus gesehen?“

„Nein, das habe ich nicht.“ Alvito schritt an ihm vorbei, ließ sich auf seinem Lager nieder und vertiefte sich wortlos in die Seiten eines kleinen Gebetbüchleins.

Barthos ertappte sich nach einige Zeit dabei, dass er schon wieder die Wand angestarrt hatte. Sein Blick schweifte durch die Hütte und er sah, dass Alvito schlief. Er musste wirklich sehr zerstreut sein heute Abend,

wenn er so lange auf die Wand stierte, ohne zu merken, wie die Zeit verging.
Noch immer kein Zeichen von Femo.
Barthos zögerte kurz, dann erhob er sich. Er würde ihn suchen gehen. Er spürte, dass es nichts bringen würde, sich hinzulegen. Er würde doch nur wach liegen. Also schlich er sich leise, um Alvito nicht zu wecken, aus der Hütte. Draußen war es stockfinster. Niemand war mehr auf den Beinen um diese Zeit. Etwas ziellos wanderte Barthos über den Dorfplatz. Wo konnte Femo nur sein?
„Guten Abend."
Barthos zuckte zusammen. Mehr aus Überraschung, denn aus Schreck, denn die Stimme, die ihn angesprochen hatte, klang freundlich und heiter. Er fuhr herum und erblickte Mama Mafunda, die ihn anlächelte. Wie konnte ein so dicker Mensch sich so mühelos an einen heranschleichen?
„Äh… guten Abend." Eine peinliche Pause trat ein, in der Mama Mafunda ihn weiterhin lächelnd anstarrte. Barthos fühlte sich unbehaglich. „Ähm, ich suche Meister Matrus. Hast du ihn gesehen?"
Mafunda schüttelte den Kopf. „Ja, aber du nicht."
„Richtig", sagte er zögernd. „Darum suche ich ihn ja."
„Nein", widersprach sie nickend. „Ihr Menschen von hinter den Bergen seid seltsam. Ihr schaut euch an, aber ihr seht euch nicht. Ihr drei verbringt so viel Zeit zusammen. Trotzdem sehen du und Meister Alvito nicht, was jeder im Dorf sieht." Nachdenklich schaute die Älteste in den Nachthimmel. „Vielleicht"; überlegte sie. „Vielleicht liegt es an den Haaren."
„Den *Haaren*?" Barthos verstand beim besten Willen nicht, wovon diese verrückte Alte sprach.
Diese jedoch schüttelte ernst den Kopf. „Ja, die Haare." Dann lachte sie mit einem Mal laut ihr herzhaftes Lachen. „Aber du suchst Meister Matrus. Ich kann dir helfen." Sie deutete nach Norden. „Dort findest du, was du suchst."
„Wo dort?"

„Hinter den Bergen."
Barthos' Augen weiteten sich. „Moment. Er ist… weg?"
„Meister Matrus war sehr unglücklich hier. Ich kann das verstehen. Ich glaube, wir werden auch bald sehr unglücklich sein." Mafunda blickte auf die Stelle, an der das Totem gestanden hatte, und erstmals sah Barthos in ihrem Gesicht so etwas wie Traurigkeit. „Es wird nie mehr wie früher. Auch nicht, wenn ihr alle wieder weggeht und wenn keine mehr von euch kommen. Die Geister kehren zurück in ihre Heimat. In die Berge. Neue Geister kommen. Geister aus eurer Heimat. Aber sie sind anders als unsere Geister. Ihr habt sie selbst geschaffen, nachdem ihr eure ursprünglichen Geister vertrieben habt, wie ihr nun unsere vertreibt." So schnell wie die Trauer gekommen war, so schnell kam auch die Freude wieder und plötzlich lachte die alte Frau: „Die Geister müssen verrückt geworden sein. Allesamt."
„Wo ist Femo hin?", fragte Barthos eindringlich. „Hat er etwas gesagt?"
„Nicht zu mir. Aber zu dir." Mafunda reichte ihm einen kleinen, sorgsam zusammengefalteten Zettel, den Barthos zögernd entgegennahm. Während er das Pergament auseinanderfaltete, schlenderte sie langsam davon. „Mach's gut", hörte er sie noch sagen. „Mögen die Geister lächelnd auf dich herabschauen, auch wenn sie alle verrückt sind." Ihr lautes Lachen schallte durch die Nacht, doch Barthos beachtete es nicht mehr. Er hatte den Brief entfaltet und erkannte sofort die leicht fahrige Handschrift Femos.
Ich kann nicht mehr. Keinen einzigen Tag schaue ich mir noch an, was Alvito mit diesen Menschen treibt.
Du weißt, der Orden war für mich immer nur Mittel zum Zweck. Ich wollte die Magie erlernen, mich bilden, nicht predigen und nicht missionieren. Ich glaube aber, mittlerweile alles gelernt zu haben, was der Orden mir beibringen kann. Und es reicht mir nicht. Ich habe erkannt, dass die Feuermagier nicht so mächtig sind, wie das einfache Volk denkt, wie auch ich lange dachte. Was ist schon ein Feuerball oder meinetwegen auch ein Feuerregen? Viel mehr als Dinge in Brand stecken, können wir nicht. Aber das ist nicht, wonach ich suche. Deshalb möchte ich die wahre Magie erlernen. Die Magie der Altvorderen, der

Wassermagier und der Südlichen Inseln. Die Magie, die nicht begrenzt ist und keine Hilfsmittel braucht. Wenn du das hier liest, werde ich gegangen sein, um genau diese Magie zu erlernen.
Ich weiß, was du jetzt denkst. Ich kenne dich schließlich. Aber du liegst falsch. Doch, man kann!! Ich weigere mich, wie du einfach alles hinzunehmen. Mich kümmert mein Status nicht. Ja, ich kehre dem Orden einfach den Rücken. Ja, ich nehme in Kauf, exkommuniziert zu werden. Was bedeutet das schon auf den Südlichen Inseln? So weit reicht die Macht der Innoskirche hier nicht. Und ich habe kein Problem damit, vielleicht niemals nach Myrtana zurückzukehren. Es gibt nichts, was mich dort hält. Aber selbst wenn ich es doch vorhaben sollte, wird es frühestens in einigen Jahren geschehen, wenn die Kirche diesen einen unbedeutenden Ketzer längst vergessen hat. Zudem weiß ich, mich zu verkleiden. Du siehst, Sorgen brauchst du dir keine zu machen. Ich weiß, was ich tue.
Ich hatte überlegt, mich einfach davonzustehlen, und hätte es auch getan, wäre nur Alvito hier gewesen. Aber ich dachte mir, du verdienst einen Abschiedsbrief. Du bist ein anständiger Kerl, auch wenn du dir oft Mühe gibst, es zu verbergen. Du wirst sicher in einigen Jahren zurückkehren dürfen und ich habe keine Zweifel, dass jemand wie du es noch zu etwas bringt in der Kirche. Um mich solltest du dich am Besten gar nicht weiter kümmern. Wenn du je in der Hierarchie des Ordens aufsteigen willst, ist jemand wie ich kein guter Umgang für dich. Und umgekehrt passe ich im Gegensatz zu dir einfach nicht zu dem Haufen, noch weniger, als du ahnst.
Fassungslos ließ Barthos den Zettel sinken. Das konnte er doch nicht wirklich getan haben. Er konnte nicht einfach so alles hinter sich lassen und… Barthos lachte bitter. Femo musste ihn wirklich gut kennen. Doch, er konnte. Wenn jemand das tun konnte, dann Femo.
Da war eine seltsame Leere in seiner Magengegend. Ein Gefühl, das er nicht zuordnen konnte. Wie hatte Femo das nur tun können? Wie hatte er ihn einfach so zurücklassen können?
Nein, Femo hatte Recht, musste Barthos sich mit einem tiefen Seufzen eingestehen. Er hatte sich so davonstehlen müssen, denn Barthos hätte nur versucht, ihn aufzuhalten. Er hätte versucht, die Stimme der

Vernunft zu sein. Was Femo tat, war ganz sicher unvernünftig, aber es war auch, das musste Barthos sich erschrocken eingestehen, richtig. Noch mehr erschreckte ihn aber Femos Prognose, denn auch diese traf zu, da war er sich ziemlich sicher. Er würde die nächsten Jahre hier auf Ariabia missionieren. Es würde ihm nicht gefallen, aber dennoch würde er tun, was man von ihm erwartete, und er würde es gut tun. Dafür würde man ihn eines Tages aufs Östliche Archipel zurückbeordern und er würde für seine Verdienste in den Reihen des Ordens aufsteigen. Vielleicht würde er als grauer, alter Mann sogar Hochmagier werden. Das war alles, was in seinem Leben noch auf ihn wartete. Und dann wurde es Barthos voll bewusst: Auch sein höchstes Ziel im Leben, so hatte er sich immer gesagt, war das Sammeln von Wissen. Auch er hatte im Orden vor allem die Möglichkeit gesehen, die Magie zu erlernen, auch wenn er im Gegensatz zu Femo nicht deshalb und nicht freiwillig ins Kloster eingetreten war. Von beiden Zielen war er hier, am Ende der Welt weit entfernt. Und was tat er? Er nahm sein Schicksal einfach hin, während Femo das seine selbst in die Hand nahm.
Trotzdem, er konnte nicht auch einfach davonlaufen. Im Gegensatz zu Femo war er seiner Heimat und seinem Stand in dieser gegenüber nicht gleichgültig. Er konnte doch nicht den Rest seines Lebens auf den Südlichen Inseln verbringen, Bildung und Magie hin oder her. Er konnte doch nicht sein ganzes Leben hinter sich lassen. „Kleingeistiger Trottel!“, schalt er sich selbst leise. Sein Leben. Was war das denn? Was hatte er denn zu verlieren, außer einem Dasein als Priester eines Gottes, an den er nicht glaubte, unter Menschen, die ihm entweder gleichgültig oder gar zuwider waren?
Doch am Ende waren es nicht all diese Überlegungen, war es nicht der Wunsch, es Femo gleichzutun und die Alte Magie zu erlernen, der Barthos dazu brachte, hastigen Schrittes in ihre Hütte zurückzukehren, seine Habseligkeiten zusammenzupacken und dann dem schlafenden Alvito und dem Dorf den Rücken zu kehren. Nein, es war der Wunsch, seinen Freund wiederzufinden.

Die Stadt der goldenen Kuppeln

Hielt man Vengard oder Laran für gewaltige Metropolen, war man von den Prachtbauten Bakareshs beeindruckt oder sah man Geldern als bedeutendes Zentrum von Kultur und Wissenschaft – sie mussten einem wie unbedeutende Kuhdörfer in der tiefsten Provinz vorkommen, hatte man erst einmal die Tore Agadirs, der Stadt der goldenen Kuppeln, passiert.
Letztere Bezeichnung hatte Barthos immer für eine Übertreibung gehalten. Gewiss mochte der Mogul einen beeindruckenden Palast haben, doch goldene Kuppeln besaß auch der Sultanspalast von Mora Sul, soweit er wusste. Es gab also keinen Grund, gerade im Fall Agadirs diesen Sachverhalt besonders hervorzuheben. Nun aber sah Barthos sich eines besseren belehrt. Die Dächer der Flügel und Türme des Palastes strahlten so hell in der Sonne, dass man kaum hinschauen konnte. Und nicht nur sie wurden von goldenen Kuppeln gekrönt, auch die Türme der Stadtmauer, die Akademie der Magier oder die Halle der Einhundert Reiche. Letztere war der Versammlungsort, an dem die Vertreter der Ariabischen Liga zusammentraten und damit das wohl wichtigste Gebäude der Südlichen Inseln.
Gerne hätte Barthos sich in der Stadt umgesehen, doch er durfte nicht vergessen, weshalb er hier war. Er war dem einzigen Anhaltspunkt gefolgt, den er hatte, und hatte den beschwerlichen Rückweg in den zivilisierten Norden der Insel auf sich genommen, weil er hoffte, Femo in der Magierakademie in Ariabias Hauptstadt zu finden. Er wusste, dass

diese Akademie auf den ganzen Südlichen Inseln, ja in der ganzen Welt berühmt war. Sie sollte einige der mächtigsten Magier aller Zeiten, sowie große Alchemisten und Denker hervorgebracht haben. Befand man sich auf Ariabia und wollte die Alte Magie erlernen, war dies die logische Anlaufstelle. Die Unsicherheit, die Angst, vielleicht meilenweit von Femo entfernt zu sein und ihn nie wieder zu finden, konnte ihm das nicht nehmen. Denn trotz allem war er alles andere als sicher, dass er Femo in der Akademie finden würde. Ja, wenn er ehrlich war, erschien ihm das viel zu einfach, um wahr zu sein. Doch was für Alternativen hatte er schon?

So lenkte er seine Schritte in Richtung magische Akademie. Es handelte sich um einen breiten, kreisrunden Bau mit goldener Kuppel, an dessen Rücken zwei niedrige, ebenfalls runde und von goldenen Kuppeln gezierte, Türme aufragten und mit zwei langen Seitenflügeln. Barthos konnte nur staunend an der reich mit Ornamenten und Mosaiken verzierten Fassade hinaufblicken. In diesem Bau hätte die Universität von Geldern sicherlich dreimal Platz gehabt.

Er stieg eine kurze aber breite Treppe hinauf, durchquerte ein Portal, das nicht für Menschen sondern für Schwarze Trolle gemacht schien, und fand sich in einer gewaltigen Eingangshalle wieder. Marmorne Säulen hielten eine mit Fresken bemalte Decke, die Wellenmuster, Tiger und Elefanten, Phönixe und Dschinn und Krieger im Kampf mit Dämonen und Drachen zeigte. Zwei schwere Türen aus Zedernholz führten linker- und rechterhand in die Seitenflügel. Ein prächtiger Brunnen mit sieben übereinanderliegenden Becken, von denen jedes sein Wasser in das jeweils tiefergelegene und etwas größere ergoss, erhob sich in der Mitte der Halle. Und schließlich führten zwei Treppen, die sich sanft an die runde Wand schmiegten, auf eine niedrige Empore hinauf, welche das hintere Viertel der Halle einnahm und an deren Rückwand zwei kleinere Portale in die Türme führten.

Sicher fünf Minuten stand Barthos einfach mit leicht geöffnetem Mund im Eingang und beachtete dabei auch nicht die abfälligen Blicke, die ihm die zahlreichen Magier zuwarfen, die die Halle in allen möglichen

Richtungen durchquerten und das Gebäude oder seine Flügel betraten oder verließen. Diese Magier waren keine Priester wie die Myrtanas oder Varants. Es waren Gelehrte und Wissenschaftler. Hier auf den Südlichen Inseln hatten sich Religion und Magie niemals vollends verbunden. Hier konnte jeder zum Magier werden, der das Zeug dazu besaß, ohne ein Gelübde ablegen zu müssen. Dementsprechend trugen die Magier auch dieselbe Kleidung wie die übrige Bevölkerung, Kaftans und lange Gewänder, sowie prächtige Turbane in allen Farben, an Stelle von einheitlichen Roben.
Endlich kam Barthos aus dem Staunen heraus. Seine Ehrfurcht wich Ratlosigkeit. Wie hatte er sich das vorgestellt? Diese Akademie war riesig. Selbst *wenn* Femo hier war, würde es praktisch unmöglich sein, ihn zu finden. Barthos rief sich zur Ordnung. Nein, er würde Femo finden, und wenn er jeden dieser Magier fragen und jeden Raum dieser Akademie durchsuchen musste. Er hatte nicht alles hinter sich gelassen und die gesamte Insel durchwandert, um jetzt aufzugeben. Umkehren konnte er ohnehin nicht mehr. Alvito hatte wahrscheinlich schon einen Scheiterhaufen für ihn aufgehäuft. Und überhaupt, versuchte er sich Mut zu machen, so schwer konnte es nicht sein, die wahrscheinlich einzige blonde und hellhäutige Person in dieser Stadt zu finden – vorausgesetzt, sie war in dieser Stadt…

Doch Barthos' Suche in der Akademie sollte erfolglos bleiben. Die Magier, die er ansprach, hatten Femo entweder nicht gesehen oder würdigten ihn nicht einmal einer Antwort. Und in weite Teile des Gebäudes wurde er ohne hier zu studieren gar nicht erst vorgelassen. Den Teil in ihm, der fürchtete, Femo sei gar nicht in Agadir, versuchte er damit zu beruhigen, dass es doch völlig unwahrscheinlich war, ihn gleich am ersten Tag und beim ersten Versuch zu treffen.
Also suchte er sich eine billige Herberge in den unteren Bezirken der Stadt. Als er sie betrat, hegte er die ganz leise Hoffnung, Femo hier anzutreffen. Irgendwo musste dieser schließlich auch untergekommen

sein. Aber ihm war selbst klar, dass er sich hier nur vergebliche Hoffnungen machte. Und er sollte rechtbehalten damit.
Am nächsten Tag kehrte er in die Akademie zurück. Heute gab er sich nicht dem Staunen hin. Heute wollte er sich ganz auf seine Suche konzentrieren. Doch diese ergab wieder nichts und am Abend kehrte er abermals mit gedrückter Stimmung und schwindender Hoffnung in seine Herberge zurück.
Erst am dritten Tag kam er auf die Idee, sich nach den Namen derer zu erkundigen, die sich kürzlich auf der Akademie eingeschrieben hatten. Zu diesem Zweck suchte er den Schreiber der Akademie auf, der sein Büro im Erdgeschoss eines der beiden Türme hatte, wo Barthos sich zu seinem Schrecken am Ende einer nicht enden wollenden Schlange aus vornehmlich jungen Anwärtern wiederfand.
„Euer Gold“, forderte der Mann, der am Ende der Schlange hinter einem langen Tisch saß, gelangweilt, als Barthos ihn nach Stunden des Wartens endlich erreichte.
„Was? Welches Gold?“
„Eure zweitausend Goldmünzen, die ihr an die Akademie zu entrichten habt.“
„Bitte was?“, fragte Barthos leicht verwirrt.
Sein Gegenüber zog kaum merklich die Brauen zusammen. „Euch ist bewusst, dass das Einschreiben an der magischen Akademie zu Ariabia zweitausend Goldstücke kostet?“
„Ähm, ich glaube, das ist ein Missverständnis.“
„So?“ Die Augenbrauen des Schreibers näherten sich einander noch ein Stück weiter an.
„Ich habe nicht vor, der Akademie beizutreten.“
„Dann halt’ doch nicht den Betrieb auf und mach Platz für Leute mit Geld in der Tasche!“, rief jemand aus der Schlange hinter ihm wütend. Zustimmendes Gemurmel erklang in seinem Rücken und Barthos glaubte jemanden „Dämliche myrtanische Barbaren“ zischen zu hören. Er spürte, wie er unwillkürlich den Kopf ein Stück zwischen die Schultern zog. Die wütenden Blicke, die ihn von hinten geradezu zu

durchbohren schienen, waren ihm mehr als unangenehm. „Ich möchte nur eine Auskunft“, erklärte er etwas kleinlaut.
„Ich gebe keine Auskünfte“, entgegnete der Beamte nun kalt. „Meine Aufgabe ist es einzig, das Gold der Anwärter entgegenzunehmen. Und diese Aufgabe würde ich nun gerne wieder aufnehmen.“
Barthos zögerte kurz, dann nickte er betreten und drehte sich herum, um an der Schlange vorbei zum Ausgang zu schlurfen.
„Du kannst ja übermorgen zu Meister Arathus gehen, wenn du für die Akademie kein Gold hast. Der nimmt dich bestimmt!“, rief ihm jemand nach und erntete hämisches Gelächter, das Barthos bis in die große Eingangshalle verfolgte.

Neue Hoffnung

Am nächsten Morgen setzte Barthos seine Suche fort, doch nur noch halbherzig, denn er hatte die Hoffnung fast vollständig aufgegeben. Dass einige der jungen Anwärter vom Vortag ihn erkannten und hinter seinem Rücken mit ihren Kameraden tuschelten, machte es nicht besser. Und so verließ er die Akademie schon am Nachmittag.
Ziellos streifte er nun durch die Straßen. Vage hatte er das Ziel, zu seiner Herberge zurückzukehren. Aber für viele Nächte dort würde sein Geld nicht mehr reichen. Er hätte sich ohrfeigen können für seine Dummheit. Gerade er, der die Vernunft als höchstes Gut betrachtete und sein Handeln von nichts anderem abhängig machen wollte, war wie der letzte Trottel losgestürmt. Ohne einen Plan. Ohne nachzudenken. Und das hatte er nun davon. Er war allein, ohne Perspektive, gestrandet in dieser riesigen, fremden Stadt. Zurück konnte er nicht. Und nach vorne? So etwas wie vorne gab es gar nicht. Selbst wenn er das Geld für eine Überfahrt nach Myrtana gehabt hätte: Sein dortiges Leben hatte er in einem einzigen unbedachten Moment davongeworfen.
Er schlurfte über einen kleinen Basar, ohne den Händlern Beachtung zu schenken, die es nur darauf abgesehen zu haben schienen, sich gegenseitig niederzubrüllen. Auf der einen Seite des Platzes hatte sich eine kleine Traube aus Kindern gebildet, die begeistert klatschend einem jungen Mann zusahen, der kleine Feuerkugeln durch Ringe schoss, die er zuvor in die Luft warf. Seine Trefferquote schien eher bescheiden zu sein, was die Kinder wohl weit mehr belustigte als die eigentliche Vorführung.

Barthos stockte. Feuerkugeln? Sein Kopf fuhr herum und er erblickte einen hellblonden Haarschopf. Ungläubig starrte er den Gaukler an, der in eine weite rote Robe gekleidet war, dann trugen ihn seine Füße wie von alleine auf diesen zu. „Femo!“ Er bahnte sich seinen Weg zwischen den Kindern hindurch auf seinen Freund zu, der beim Klang seines Namens die Rune hatte sinken lassen und ihm nun das Gesicht zuwandte. Ja! Er war es!
„Barthos?“ Die ungläubige Frage hatte kaum Femos Mund verlassen, da hatte Barthos ihn auch schon erreicht und schloss ihn in die Arme. Femo schien leicht überrumpelt, ließ es sich dann aber gefallen. „Was machst du hier?“, fragte er. Die Überraschung stand ihm noch immer ins Gesicht geschrieben.
„Dich suchen natürlich.“
„Weitermachen!“, quengelte eines der Kinder, ehe Femo etwas erwidern konnte.
„Verschwindet, ihr Rotznasen!“, harschte er sie an. „Na los. Hier gibt’s nichts mehr zu sehen. Kommt morgen wieder!“ Ohne weiter auf die Kinder zu achten, die sich nun murrend davonstahlen, wandte er sich Barthos zu und umarmte ihn nun seinerseits. „Schön, dich wiederzusehen. Ich hätte nicht gedacht, dass ich das mal sagen würde, aber ich habe angefangen, dich zu vermissen.“
Barthos lächelte leicht verlegen.
„Aber sag mal, du bist doch nicht einfach auf Gutglück nach Agadir gewandert und hast Alvito sitzen lassen?“, fragte Femo nun.
„Doch, genau das. Gleich nachdem Mafunda mir deinen Brief gegeben hatte.“
Femo lachte. „Ich wollte vermeiden, dass du mir nachläufst. Ich hatte sogar überlegt, ob ich dir vielleicht besser keine Nachricht hinterlassen sollte. Aber dann bin ich zu dem Schluss gekommen, dass du niemals so was Unüberlegtes machen würdest.“ Er klopfte Barthos auf die Schulter. „Ich bin froh, dass ich falsch lag.“
„Was sollte die Vorstellung hier?“, fragte Barthos nun. Auch, um das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken, denn er war sich nicht

sicher, was er bei Femos Worten spürte, doch es war ihm auf jeden Fall unangenehm.
„Ach“, Femo seufzte und das Lächeln schwand aus seinem Gesicht. „Ich war ziemlich naiv. Ich hätte es besser wissen sollen. Die Magier hier sind kaum besser als die Feuermagier bei uns. Die nehmen auch nicht jeden.“
„Soweit ich gehört habe, schon.“
„Ja“, sagte Femo tonlos. „Du denkst ja auch nicht soweit. Du wirst es gar nicht merken. Wie auch immer“, fügte er dann hastig hinzu. „Selbst, wenn sie jeden nehmen würden, bleibt das Problem, dass das verdammt teuer ist. Wesentlich teurer noch als die Aufnahme im Kloster damals. Deswegen versuche ich mir hier ein wenig Geld zu verdienen.“
Zweifelnd blickte Barthos seinem Freund in die Augen. „Indem du mit deinen Runen Kunststückchen vorführst? Das bringt dir doch höchstens ein paar Kupferstücke ein. Wenn überhaupt.“
„Weiß ich selbst. Aber erst mal brauche ich was zum Leben, solange ich keine Möglichkeit gefunden habe, schneller Geld zu verdienen. Aber wenn es sein muss mache ich das hier fünfzig Jahre, wenn ich dann genug Geld zusammenkriege.“
Ein entschlossenes Funkeln trat in Femos Augen. Es erschreckte Barthos. Ihm wurde klar, dass Femo wirklich um jeden Preis die Magie erlernen wollte. Im Grunde gab es, wenn Barthos so darüber nachdachte, nicht viel anderes in Femos Leben. Schon zum zweiten Mal hatte er dafür alles geopfert. Und wahrscheinlich hatte er auch beim ersten Mal jahrelang arbeiten müssen, bis er sich den Eintritt ins Kloster hatte leisten können. Andererseits war es durchaus verständlich. Das Leben, in das Femo geboren worden war, gab wenig her. Er hatte sich irgendein Ziel wie das Erlernen der Magie suchen müssen.
„Was ist mit dir?“, fragte Femo nun. „Wie verdienst du deinen Lebensunterhalt?“
„Ich bin noch nicht lange in der Stadt. Noch reicht, was ich dabei habe. Aber du hast Recht, ich werde mich auch nach was umschauen müssen.“
„Das wird nicht einfach“, meinte Femo ernst. „Wir brauchen Essen und eine Unterkunft. Das allein wird auf Dauer schon eine Menge Geld

verschlingen. Und wenn wir beide an die Akademie wollen, sind das insgesamt viertausend Goldstücke. Allein für die Anmeldung. Dann kommen noch die monatlichen Studiengebühren."
„Monatliche Studiengebühren?!" Er hätte es sich eigentlich denken können. In Geldern war es nicht viel anders gewesen. Doch er war so beschäftigt mit der Suche nach Femo gewesen, dass er nicht wirklich darüber nachgedacht hatte, was passieren sollte, wenn er ihn erst einmal gefunden hätte, und wie sie es an die Akademie schaffen sollten. „Gibt es denn wirklich keinen anderen Weg?", fragte er leicht verzweifelt. „Du hast dich doch sicher umgehört."
„Habe ich. Aber die werden für uns wohl kaum eine Ausnahme machen. Ohne Geld kein Studium an der Akademie. Ich schätze, wenn die die Leute umsonst ausbilden würden, hätten die auch kaum goldene Kuppeln auf ihren Dächern."
Da war etwas dran. Barthos musste sich eingestehen, dass seine Frage ziemlich naiv gewesen war.
„Ich habe rumgefragt", fuhr Femo fort. „Es soll vorkommen, dass Magier sich Schüler nehmen, die sie dann ausbilden. Also quasi privat. Abseits der Akademie. Aber meistens kostet das noch mehr. Das ist nur was für die besonders Reichen und Mächtigen, die sich für die Akademie zu schade sind. Ganz selten soll auch mal ein Magier einen Schüler umsonst aufnehmen. Aber das ist dann meist ein unfähiger Möchtegernzauberer, der sich nur keinen Sklaven leisten kann und dich die meiste Zeit den Boden schrubben lässt. Die Chancen, einen fähigen Lehrer zu finden, der einen Schüler umsonst nimmt und ihm wirklich was beibringt, tendieren wohl gegen null."
„Hm." Barthos starrte zu Boden. Das klang alles ziemlich aussichtslos. Was sollten sie nur tun? Gab es für sie überhaupt eine Chance, auf irgendeinem Weg doch noch die Alte Magie zu erlernen? Oder sollte er Femo sein Vorhaben ausreden und sollten sie stattdessen versuchen, sich irgendwie über Wasser zu halten? Da fiel ihm plötzlich etwas ein. Er wusste gar nicht, warum er mehr als einen Gedanken daran verschwendete und es auch noch laut aussprach, aber vermutlich wollte

er einfach *irgendetwas* vorschlagen: „Als ich gestern in der Akademie nach dir gesucht habe, meinte irgendjemand, da wäre jemand, der mich vielleicht umsonst ausbildet. Wie hat er ihn noch genannt? Meister Aratrus oder so ähnlich…“
„Und weiter?“
„Nichts weiter. Er meinte nur, ich solle mich übermorgen bei dem melden… Also morgen inzwischen.“
„Hm.“ Femo gab sich keine Mühe, seine Skepsis zu verbergen und Barthos konnte es ihm nicht verübeln – vor allem, wenn er daran dachte, wie und in welcher Situation er diesen Hinweis erhalten hatte. Wahrscheinlich war jeder Gedanke daran verschwendet.
„Komm“, sagte er. „Ich bin nicht weit von hier untergekommen. Und ich weiß nicht, wie's dir geht, aber ich habe Hunger.“

Nur wenig später saßen sie in der kleinen Herberge und ließen sich vom Wirt eine ziemlich schale und nur lauwarme Suppe servieren.
„Ich hätte da eine Frage“, hielt Barthos den Wirt, einer plötzlichen Eingebung folgend, zurück.
„Ja?“, brummte dieser verstimmt. Gespräche mit seinen Gästen gehörten offenbar nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Vielleicht lag es aber auch nur an ihrer Herkunft und er hielt Myrtaner für ungebildete Barbaren, wie es in dieser Stadt sogar der ärmste Bettler zu tun schien.
„Hast du je von einem Magier mit Namen Aratrus gehört?“ Einen Versuch war es ja Wert. Zu verlieren hatten sie nichts.
„Meinst du Arathus?“
„Ja, das war's!“ Barthos spürte Hoffnung in sich aufkeimen. Dieser Mann war offenbar nicht ganz unbekannt, wenn auch ein Wirt von ihm gehört hatte, der sich ganz offensichtlich nicht in magischen Dingen auskannte. Der Wirt brach jedoch nur in schallendes Gelächter aus. „Fragt mich, ob ich von Arathus gehört habe! Frag doch gleich, ob ich was vom Mogul weiß!“
Barthos kniff verärgert die Lippen zusammen. „Also? Wer ist dieser Meister Arathus nun?“, fragte er ungeduldig.“

„Haha, niemand, nur der mächtigste Magier, der je gelebt hat!“ Der Wirt hielt sich den Bauch. „Ach ja und nebenbei noch ehemaliger Großwesir.“ Barthos und Femo blickten sich an. Ihr Entschluss stand sofort fest. Und es brauchte keine Worte, um dies dem anderen mitzuteilen.

Arathus ben Yussuf

Es war nicht schwer gewesen, herauszufinden, wo sie Meister Arathus finden würden. Sie hatten nur kurz in der Eingangshalle der Akademie herumgefragt, dann hatten sie alles gewusst, was sie wissen mussten: Meister Arathus ben Yussuf, der vier Moguln als Großwesir gedient und sich vor Jahren vom Hof und aus der Akademie zurückgezogen hatte, würde zum ersten Mal seit langer Zeit wieder einen Schüler ausbilden. Die Kandidaten hatten sich in einem Raum in der Spitze eines der beiden Türme versammelt. Arathus hatte keine Bedingungen genannt, die sein neuer Schüler erfüllen musste. Dennoch waren die meisten der Anwesenden keine blutigen Laien wie Femo und Barthos sondern junge, ehrgeizige Männer, die schon viele Jahre an der Akademie studierten und wahrscheinlich zu den besten ihrer Jahrgänge zählten. Sie bedachten die beiden Myrtaner mit spöttischen Blicken und Kommentaren. Und Barthos konnte es ihnen nicht verübeln. Längst hatte er wieder alle Hoffnung verloren. Warum sollte eine derart mächtige und bedeutende Person wie dieser Arathus ausgerechnet sie beide zu seinen Schülern machen?

„Welches ist die höchste aller Tugenden?“

Die Gespräche erstarben und alle Anwesenden wandten ihre Blicke der Eingangstür zu, als die tiefe, ehrfurchtgebietende Stimme erklang. Dem Mann, der dort stand und mit ernster, unbewegter Miene in den Raum starrte, glaubte man sofort, dass er der mächtigste lebende Magier der Welt sein musste. Seine schwere purpurne Robe mit den weiten Ärmeln

war über und über mit Sternen, Runen und geometrischen Figuren bestickt. An dem großen Turban in der gleichen Farbe steckte vorne eine goldene Brosche in Form eines Pentagramms. Darunter befand sich ein strenges, von tiefen Falten zerfurchtes Gesicht, das von einem schneeweißen Vollbart gekrönt wurde. Von dem Mann ging eine seltsame Kraft aus, die den ganzen Raum zu erfüllen schien, einen jeden spüren ließ, wie klein und unbedeutend er war und in deren Gegenwart gewiss nicht einmal ein Staubkorn wagte, zu Boden zu fallen.
Die buschigen Brauen des Magiers zogen sich ungehalten zusammen.
„Na, was ist? Meine Zeit ist begrenzt. Ich gedenke noch heute die Heimreise anzutreten." Er setzte sich in Bewegung. Sofort wichen alle Anwesenden ehrfurchtsvoll zurück, sodass eine Schneise entstand, durch die Arathus den Raum durchquerte. „Ich habe eine simple Frage gestellt. Wenn ihr nicht fähig seid, sie zu beantworten, frage ich mich, weshalb ihr euch hier eingefunden habt." Er kam auf der anderen Seite des Raumes zum Stehen und drehte sich herum. „Also?"
„Gehorsamkeit!", rief eine Stimme aus der Menge und das Gesicht ihres Besitzers ließ keinen Zweifel daran, dass er bereit war, Arathus diesen bedingungslos entgegenzubringen.
Dieser jedoch zog die Brauen nur noch weiter zusammen.
„Gehorsamkeit? Akbar I. machte mich nicht zu seinem Großwesir, weil ich gehorsam war!", bellte er, was die Menge zusammenzucken ließ. „Na los! Ich sagte doch, meine Zeit ist begrenzt!"
„Gelehrsamkeit", versuchte es einer der Anwärter.
„Geh zurück in die Unterrichtsräume. Dort ist Platz für deine Gelehrsamkeit!"
„Pflichtbewusstsein."
„Ich suche einen Schüler, keinen Soldaten."
„Fleiß."
Arathus' Brauen schienen nun zu einer einzigen geworden zu sein. Er verschränkte die Hände auf dem Rücken und sagte dann mit leiser Stimme, die noch weit bedrohlicher wirkte als sein vorheriges Gebell:
„Mir scheint, die magische Akademie zu Agadir ist seit meiner Zeit zu

einem Ort verkommen, an dem man den Schülern nur noch beibringt, stumm den Worten ihrer Lehrmeister zu lauschen und am Ende mit magischen Blitzen um sich zu werfen. Ich muss mich doch sehr wundern, dass anscheinend kein Wert mehr auf die Ausbildung des Geistes gelegt wird.“ Er machte nachdenklich einige Schritte, wobei ihm die Augen aller Anwesenden vorsichtig folgten, wie einem Tiger, der jeden Moment angreifen konnte und den man nicht aus den Augen lassen durfte, der aber auch zu furchteinflößend war, um davonzulaufen. „Es scheint, dass die heutige Jugend nicht mehr beigebracht bekommt, Sekundärtugenden als solche zu erkennen.“ Der alte Magier blieb stehen und wandte sich wieder den Anwesenden zu. „Wer einen ernsthaften Vorschlag für mich hat, soll ihn äußern. Allen anderen rate ich, zu ihren Meistern in die Unterrichtsräume zurückzukehren.“
„L-l-liebe“, stotterte jemand irgendwo in den hinteren Reihen und zuckte gleich darauf zusammen, als Arathus’ Blick ihn traf.
„Liebe?“ Der Magier schritt auf den jungen Mann zu und wieder wichen die anderen vor ihm zurück, bis der Anwärter völlig allein und zitternd im Raum stand. „Liebe?“, wiederholte Arathus nachdenklich und kam nun direkt vor dem jungen Mann zu stehen. „Nun, wenn du die Liebe für die höchste unter den Tugenden hältst, dann gehe hinaus und liebe.“ Er griff sich an den Gürtel, löste von diesem einen kleinen Lederbeutel ergriff dann den Arm seines Gegenübers und drückte ihm den Beutel in die zitternde Hand. „Hier, ich gebe dir genug Gold, um die beste Hure von ganz Agadir zu lieben. Und jetzt verschwinde.“ Als der Angesprochene sich nicht vom Fleck rührte, fuhr Arathus ihn an: „Na los doch! Worauf wartest du? Verschwinde schon!“ Der junge Mann zuckte zusammen und rannte dann wie von der Blutfliege gestochen nach draußen. „Weitere Vorschläge?“, fragte Arathus, sich wieder der Menge zuwendend.
„Glaube.“
„Nur die Barbaren des Nordens mischen Glauben mit Magie. Ich erwarte vieles von meinen Schülern, doch Glaube gehört nicht dazu.“
„Was ist mit Intelligenz und Wissbegierde?“, versuchte es ein anderer.

„Es muss wirklich schlimm stehen um die Jugend“, seufzte Arathus, „wenn sie nicht fähig ist, EINE Tugend zu nennen, wenn man auch nur nach EINER fragt. Aber vermutlich denkst du armer Narr, Intelligenz und Wissbegierde seien das selbe. Wisse, dass sie nichts miteinander zu tun haben. Und jetzt verschwinde von hier. Immerhin hast du alles von mir gelernt, was ich dir beibringen kann und deshalb bist du doch erst hergekommen, oder?“ Arathus wartete, bis auch dieser Anwärter sich aus seiner Starre gelöst hatte und durch die Tür verschwunden war.
„Gerechtigkeit“, war das Nächste, womit einer der Anwesenden versuchte, Arathus’ Gunst zu erlangen.
„Gerechtigkeit ist Krieg“, entgegnete dieser nur kalt.
„Mäßigung.“
Nun lachte der Magier erstmals, doch seltsamerweise war dies keine Erleichterung sondern ließ ihn nur noch bedrohlicher wirken. „Vielleicht solltest du besser zu den Mönchen von Burjaki gehen, wenn Mäßigung oder gar Askese sind, was du suchst.“
„Ist es Verständigkeit?“, wollte jemand wissen.
„Es ist die höchste unter den Tugenden“, entgegnete Arathus schlicht.
„Also eine Tugend, die andere in sich vereint?“ Barthos war selbst überrascht, als er sich sprechen hörte. Bis eben hatte er keinerlei Idee gehabt, was Arathus meinen könnte, und seine Hoffnung war mit jeder abgeschmetterten Idee eines der anderen gesunken. Als der Magier sich zu ihm umdrehte und sich sein Blick in ihn hineinbohrte, zuckte Barthos zusammen.
Nach einigen Momenten breitete sich ein höhnisches Lächeln auf dem alten Gesicht aus. „Sieh an. Was haben wir hier? Einen Barbaren aus dem kalten Norden! Und noch dazu ein Feuermagier, der Kleidung nach zu schließen. Und auch noch in Begleitung.“ Sein Blick sprang kurz zu Femo hinüber, bevor er ihn wieder auf Barthos richtete. „Nur zu, Myrtaner! Ich bin gespannt auf deinen Vorschlag. Welche Tugend vereint deiner Meinung nach denn die anderen in sich?“

„Nun ja…“ Barthos zögerte. Er hatte eine Idee, doch eine solche hatten schon vor ihm viele in diesem Raum gehabt und hatten damit daneben gelegen.
„Ich warte“, sagte Arathus ungeduldig.
Andererseits hatte er auch nichts zu verlieren… „Nun, Verständigkeit und Intelligenz und… und Liebe und…“ Er schluckte schwer. In seinem Hals saß ein dicker Kloß. Was er jetzt sagte, konnte alles entscheiden. Die Blicke der übrigen Anwesenden sprachen Bände: Wenn sie es nicht errieten, wie sollte es diesem myrtanischen Barbaren gelingen? „All diese Tugenden“, fuhr Barthos mit belegter Stimme fort. „Vereint doch die Weisheit in sich, ist es nicht so?“
Einen Moment herrschte Stille, dann wandte Arathus sich von ihm ab. Schon glaubte Barthos, etwas Falsches gesagt zu haben, doch dann sagte der alte Meister laut: „Die Weisheit ist es, die alle bedeutenden Tugenden vereint. Die Weisheit ist die einzige Tugend, die es verdient, als göttlich bezeichnet zu werden. Die Weisheit ist der Schlüssel zu vollkommener Erkenntnis. Ein Magier, der wahrhaft mächtig werden, der die Magie wahrhaft verstehen will, muss deshalb zugleich Philosoph sein. Und ich spreche nicht von einem verkalkten Schwafler und Theoretiker, der mit dem Leben, über das er zu philosophieren meint, nie in Berührung kommt, ich spreche von einem Philosophen im eigentlichen Sinne des Wortes.“ Er legte eine kurze Pause ein, in der keiner auch nur zu atmen wagte, dann sagte er: „Damit habt ihr alle mehr über die Magie gelernt, als eure Meister in der Akademie euch je beibringen werden. Und nun verschwindet, ich habe meinen Schüler.“ Die lauten Äußerungen von Wut und Enttäuschung nicht beachtend, wandte sich Arathus wieder Barthos zu. „Besitzt du irgendwelche Habseligkeiten, die du mitzunehmen wünschst?“
„Was?“ Barthos, der noch gar nicht wirklich glauben konnte, was hier gerade passiert war, blickte den Magier verwirrt an. Dann schüttelte er den Kopf. „Nein. Nein, ich habe nichts.“
„Das ist gut, denn ich möchte so schnell wie möglich aufbrechen. Wenn wir jetzt losreiten, erreichen wir morgen Abend mein Heim. Komm mit

mir.“ Arathus wirbelte herum und rauschte in Richtung Ausgang.
„Ähm, Meister Arathus…“, hob Barthos zögernd die Stimme.
Der Magier blieb stehen und wandte sich herum. „Ja?“ Ungeduld lag in seiner Stimme. Eine Augenbraue hatte er bedrohlich angehoben.
„Kann mein Freund mitkommen?“ Er deutete auf Femo, der ebenso wie Barthos erst dabei war, das gerade Geschehene zu begreifen und bei diesen Worten aus einer Trance zu erwachen schien.
„Nein.“ Arathus wandte sich um und strebte wieder dem Ausgang zu.
„Aber…“
„Er hat meine Frage nicht beantwortet. Außerdem bin ich hierher gekommen, um EINEN Schüler aufzunehmen, nicht zwei“, sagte Arathus kalt, ohne stehen zu bleiben und fügte dann murmelnd hinzu: „Offenbar bringt man den Kindern heute nicht einmal mehr das Zählen bei.“
Barthos zögerte kurz, dann, als Arathus gerade die Tür erreicht hatte, sagte er mit fester Stimme: „Wenn mein Freund nicht mitkommen darf, komme ich auch nicht mit.“
Der Magier drehte sich herum. Langsam, wie in Zeitlupe. Sein Gesichtsausdruck war unergründlich. Er musterte erst Barthos von Kopf bis Fuß, dann Femo, dann wieder Barthos. Dann lächelte er. „Ich sehe, ich habe eine gute Wahl getroffen. Es sollte eine interessante Zeit werden mit euch beiden.“

Arathus' Heim

Arathus lebte knappe zwei Tagesreisen westlich von Agadir. In Abgeschiedenheit, um sich auf die Wesentlichen Dinge konzentrieren zu können, wie er sagte. Unterwegs sprachen sie nicht. Er erklärte knapp, dass er auf Reisen wenig gesprächig sei und sich noch früh genug mit Barthos und Femo befassen würde. Ihre Namen waren das einzige, wonach er sie gefragt hatte.
Die Sonne stand tief und warf nur noch einen violetten Streifen auf den ansonsten schwarzen Himmel, als sie ihr Ziel erreichten: Den nördlichsten Ausläufer des Arakusch, an dessen steilen Hang sich Arathus' Heimstatt befand. Offenbar war die Behausung des Magiers in den Berg hineingehauen worden, denn sie schien nur aus einer mächtigen, von Säulen gesäumten Fassade zu bestehen, die an einen antiken Tempel erinnerte.
Sie ritten mit ihren Kamelen eine in den Fels gehauene Rampe hinauf. Als sie näherkamen, stellte Barthos staunend fest, dass die Fassade komplett aus dem Fels gehschlagen war, selbst die davor aufragenden Säulen.
„Lassen wir die Kamele einfach hier stehen?", fragte Femo, als sie abgestiegen waren und Arathus schon die wenigen Stufen zum im Vergleich zur mächtigen Fassade recht kleinen Eingangsportal hinaufschritt.
„Ja. Sie werden gleich in den Stall geführt werden. Macht euch darüber keine Gedanken", erklärte der Magier, ohne sich umzuwenden.

Barthos und Femo wechselten einen Blick.
„Er hat Diener hier?“
„Was hast du erwartet?“, entgegnete Barthos. „Ich will gar nicht wissen, wie groß das Teil von innen ist.“ Er grinste. „Einer muss da ja saubermachen.“
Sie folgten ihrem neuen Meister die Treppe hinauf und durch das Eingangsportal in einen rechteckigen Vorraum mit niedriger Decke. Die Heimstatt des Magiers war tatsächlich in den Berg gehauen. Barthos und Femo sahen sich um. Öllampen tauchten den Raum in ein behagliches Licht. Ein kostbarer Teppich lag ausgebreitet auf dem völlig glatten Steinboden.
Plötzlich öffnete sich die Tür vor ihnen und eine sehr kleine Frau – sie konnte nicht viel größer sein als anderthalb Meter – trat heraus. „Meister Arathus!“ Sie verbeugte sich leicht und lächelte dabei überglücklich. „Endlich seid Ihr zurück!“
„Ich freue mich auch, wieder hier zu sein, Shirin.“ Erstmals sah Barthos den Magier lächeln.
Doch sein Blick galt viel eher der Frau, die Arathus als Shirin angesprochen hatte. Nie zuvor hatte er eine solche Frau gesehen. Wenn die Worte „wunderschön“, „hinreißend“ oder „perfekt“ für eine bestimmte Person erfunden worden waren, dann ganz gewiss für diese Frau. Ihre Füße steckten in hölzernen Sandalen mit hohen Sohlen, deren genaue Höhe sich nicht abschätzen ließ, da die Füße selbst bereits von dem schlichten Gewand aus türkiesgrüner Seide verhüllt wurden, das die Frau am Leib trug und dessen lange Ärmel ihre kleinen, zierlichen Hände halb verdeckten. Ihr tiefschwarzes Haar, von dem ein intensiver Patschuliduft ausging war zu einer kunstvollen Frisur hochgesteckt. Ihr dunkler, cremefarbener Teint verriet, dass sie nicht aus Ariabia kam sondern vermutlich Varantinerin war. Und schließlich waren da ihre strahlenden braunen Augen, die sie bei ihrem glücklichen Lächeln leicht zusammenkniff.
„Wie du siehst, habe ich mich entschlossen, zwei Schüler bei uns aufzunehmen“, erklärte Arathus der Frau, während Barthos sie noch

musterte. „Ich wünsche, dass sie beide gebadet und ordentlich eingekleidet werden. In einer Stunde werden wir gemeinsam speisen. In der Zwischenzeit werde ich mich in meine Gemächer zurückziehen.“
Shirin verbeugte sich ein weiteres Mal. „Sehr wohl“, sagte sie, noch immer lächelnd. Während Arathus an ihr vorbeischritt, wandte sie sich Barthos und Femo zu und verbeugte sich nun auch vor ihnen. „Ich freue mich, euch willkommenheißen zu dürfen. Mein Name ist Shirin.“
„Femo. Freut mich.“ Barthos’ Freund neigte leicht das Haupt und streckte die Hand aus.
„Barthos, sehr erfreut.“ Auch er streckte die Hand aus.
Shirins Lächeln wandelte sich in ein schelmisches Grinsen, als sie nacheinander Femos und Barthos’ Hand schüttelte. „Bitte folgt mir“, forderte sie die beiden dann auf.
Sie taten, wie ihnen geheißen, und folgten Shirin durch die Tür, durch die sie gekommen war, auf einen parallel zur Felswand verlaufenden Gang mit vielen Türen zu beiden Seiten. Hier wandten sie sich nach rechts. Während sie durch weitere Gänge schritten, ruhte Barthos’ Blick auf dem mehr als wohlgeformten Hintern ihrer Führerin. Schließlich erreichten sie einen großen, gekachelten Raum, dessen Wände von Mosaiken verziert wurden und in dessen Mitte sich ein großes, wassergefülltes Becken befand. Shirin zog an einer Kordel, die direkt neben dem Eingang von der Decke hing. Das Bimmeln eines Glöckchen erklang. „Ich muss jetzt in die Küche und Bescheid sagen, dass wir zwei Gäste haben“, erklärte sie. „Wir haben mit nur einem Schüler gerechnet. Bitte habt einen Moment Geduld.“ Und schon war sie durch die Tür verschwunden.
Femo und Barthos blieben leicht unschlüssig zurück, beide etwas überfordert mit der Situation. Was sie hier vorfanden, entsprach nicht annährend ihren Vorstellungen von der Behausung eines mächtigen Magiers, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte.
Sie mussten keine Minute warten, da öffnete sich eine zweite Tür auf der anderen Seite des Raumes und zwei weitere Frauen traten ein. Beide waren größer als Shirin, standen ihr aber an Schönheit in nichts nach. Sie

trugen die gleichen Gewänder, wenn auch in himmelblau und korallrot. Beide waren jedoch offensichtlich keine Varantinerinnen. Die Frau in dem blauen Gewandt hatte weiße, blasse Haut und rotes Haar wie die Menschen aus Nordmar. Die andere Frau war dunkelhäutig, doch ihren Gesichtszügen nach zu urteilen, die eher den hellhäutigen Menschen Midlands ähnelten, stammte sie aus Kitai. Beide verbeugten sich.
„Herzlich willkommen“, begrüßte sie die Nordmarerin. „Mein Name ist Swanhild.“
„Und ich heiße Indrakshi“, stellte sich die zweite Frau vor. „Wir wurden mit der Aufgabe betraut, euch zu baden.“
„Äh, uns baden?“ Barthos spürte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg.
„Ja, so hat es Meister Arathus angeordnet“, bestätigte Swanhild lächelnd.
„Ich würde gerne allein baden“, sagte Femo hastig.
„Oh, aber es gibt kein Problem“, versicherte Indrakshi. „Wir haben viel Erfahrung. Du wirst zufrieden mit unseren Diensten sein.“
„Ich behalte trotzdem gerne meine Privatsphäre, wenn es nicht ausmacht. Macht ihr nur. Ich wasche mich dann schnell alleine, wenn ihr fertig seid.“ Ohne den beiden Frauen eine Möglichkeit zur Antwort zu lassen, stürmte Femo nach draußen und schloss die Tür hinter sich.
Die fragenden Blicke der beiden richteten sich auf Barthos. „Stimmt etwas mit ihm nicht?“, wollte Swanhild wissen.
„Ich… äh, keine Ahnung.“ Tatsächlich wusste Barthos nicht, was mit Femo los war. Er war aber momentan auch nicht in der Lage, weiter über Femos Verhalten nachzudenken. Sein Verstand schien nämlich mit seinem Freund durch die Tür verschwunden zu sein.
„Nun, wenn es sein Wunsch ist.“ Die Nordmarerin zuckte mit den Schultern. „Dann werden wir uns eben beide um dich kümmern.“
Ehe er wusste, wie ihm geschah, hatte sie seinen Gürtel gelöst und nahm ihm seine lederne Schärpe ab. Barthos spürte, wie sein Blut dieses Mal in andere Regionen seines Körpers schoss. „Äh, ich kann das auch alleine“, sagte er hastig und schob sanft ihren Arm beiseite, als sie ihm die Robe über den Kopf ziehen wollte.
„Oh. Ganz wie du meinst.“

Barthos wartete einen Moment, um den beiden Frauen Zeit zu geben, den Raum zu verlassen. Schließlich geziemte es sich nicht, sich vor Damen zu entkleiden. Die beiden dachten jedoch nicht daran, zu gehen. Stattdessen musste er mit ansehen, wie sie sich nun selbst ohne jede Scham auszogen. Ihm stockte der Atem bei dem, was sie ihm da offenbarten.
„Sollen wir dir vielleicht doch helfen?“, fragte Indrakshi lächelnd, als sie beide völlig nackt vor ihm standen, während er noch immer keine Anstalten gemacht hatte, sich seiner Robe zu entledigen. Ohne eine Antwort abzuwarten, streifte sie sie ihm über den Kopf und befreite ihn dann auch von seinem Unterkleid. Die beiden Frauen kicherten wie kleine Mädchen, als sie sahen, dass ihn das Geschehen nicht kalt ließ. Sein Gesicht lief unterdessen puterot an. Die Reaktion seines Körpers war ihm mehr als peinlich. Indrakshi und Swanhild schienen sich jedoch nicht weiter daran zu stören, nahmen ihn zwischen ihre Mitte und bugsierten ihn mit sanfter Gewalt in das Becken. Barthos leistete keinen Widerstand. Längst war er zu keinem klaren Gedanken und zu keiner eigenen Handlung mehr fähig. Das Wasser war angenehm warm und er genoss, wie es seinen Körper umschmeichelte. Die beiden Frauen hatten plötzlich duftende Seifen in den Händen und begannen ihn so gründlich zu waschen, wie es nicht einmal seine Amme vor so vielen Jahren getan hatte. Er ließ es sich gefallen und schloss sogar wohlig die Augen, bis er plötzlich eine Berührung zwischen seinen Beinen spürte. Er schlug die Augen auf und sah direkt in Indrakshis Gesicht. „Äh… du musst das nicht…“
Sie lächelte lasziv. „Gefällt es dir nicht?“, fragte sie mit verführerischer Stimme.
„Doch, schon aber…“ Er stöhnte auf, als Indrakshi ihre Arbeit grinsend fortsetzte.
„Mach dir nicht so viele Gedanken und genieße es einfach“; vernahm er Swanhilds Stimme an seinem Ohre, während ihre Hände sanft seinen Rücken wuschen.

Barthos folgte der Aufforderung. Abermals schloss er die Augen. Schnell vergaß er seine Scham und entspannte sich unter den wohltuenden Berührungen. Er genoss, wie sie den Schmutz und damit auch alle Strapazen der letzten Monate von ihm abwuschen. Er ließ sich von ihnen wieder aus dem Becken und auf eine Liege führen, wo Indrakshi ihn zu massieren begann, während Swanhild ihn mit duftenden Ölen einrieb. Barthos war gar nicht bewusst gewesen, wie verspannt seine Muskeln gewesen waren. Doch als die beiden Frauen mit ihrer Behandlung fertig waren und ihn in einen bequemen mit Blumenmustern verzierten Umhang kleideten, fühlte er sich wie neugeboren.
„Ich hoffe, du bist zufrieden mit unseren Diensten?“, fragte Swanhild, während sie sein Haar bürstete und dabei eine wohlriechende Salbe in dieses einarbeitete, die es, wie sie gesagt hatte, geschmeidig und fest machen würde.
Barthos lächelte. „Soll das ein Witz sein? Ihr habt nicht übertrieben vorhin.“ Ihm kam ein Gedanke, der ebenso naheliegend wie unangenehm war. „Sagt mal… macht ihr das häufiger? Also mit Arathus?“
Indrakshi kicherte. „Täglich.“
Das hatte er befürchtet. Er verfluchte sich dafür, dass er die Frage überhaupt gestellt hatte, denn nun hatte er ein Bild vor seinem inneren Auge, auf das er gut und gerne hätte verzichten können.

Femo saß im Korridor, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt. Als die Tür sich öffnete, sprang er in die Höhe. „Und, hast du dich amü…?“ Er brach ab und musterte Barthos von oben bis unten. „Hey, du siehst…“ – er zögerte, dann sagte er mit veränderter Stimme: „…gut aus! Und… du riechst gut.“
„Danke“, sagte Barthos zögernd und spürte, wie er errötete.
„Bist du sicher, dass du allein baden möchtest?“, fragte Swanhild, die hinter Barthos durch die Tür getreten war.
„Ganz sicher“, antwortete Femo und verschwand durch die Tür.

Wenig später führten die beiden Frauen die frischgewaschenen Feuermagier durch die Korridore zum Speisesaal. Barthos beschloss, dass „Palast“ wohl die treffendste Bezeichnung für dieses Gebäude war, das zwar klein wirkte verglichen mit Agadirs Prachtbauten, aber jeden Fürsten Myrtanas vor Neid hätte erblassen lassen.
Der Speisesaal war ein großer, behaglicher Raum, dessen Wände von bunten Mosaiken geschmückt wurden. Die beiden Frauen ließen sie an einer großen Tafel in der Mitte des Raumes Platz nehmen und verschwanden dann.
Kaum waren sie weg, öffnete sich eine Tür auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes. Shirin trat ein, gefolgt von Arathus. Als der Hausherr am Ende der Tafel Platz genommen hatte, klatschte sie in die Hände. Sofort betraten drei weitere Frauen den Raum. Die erste von ihnen hatte lockiges blondes Haar und himmelblaue Augen und war in ein tiefgrünes Gewandt gekleidet. Ihr folgte eine schwarzhaarige Schönheit mit olivefarbenem Teint und gelber Kleidung. Das Schlusslicht bildete eine dunkelhäutige Ariabierin in violettem Gewandt. Alle drei trugen Tablette mit erlesenen Speisen darauf, die sie auf der Tafel abstellten. Dann verbeugten sie sich und traten zurück.
„Meine Herren.“ Arathus hob den Kopf und blickte Femo und Barthos in die Gesichter. „Es ist angerichtet.“
Das ließen sich die beiden nicht zweimal sagen. Nach den recht gewöhnungsbedürftigen Speisen der Steppenbewohner und dem Fraß in den billigen Herbergen Agadirs wäre ihnen sogar das Essen, welches man den Novizen im Kloster vorsetzte, wie eine Offenbarung vorgekommen. Hier jedoch durften sie die berühmte ariabische Küche genießen. Da gab es Reis in allen Farben und Geschmacksrichtungen, geräucherten Fisch, Goblinbeersalat, Fleischsoßen und Sirup aus Walnüssen und Granatäpfeln. Dazu roten Tränenpfeffer, Orangensaft, Safran und gemahlene Drachenwurzeln als Gewürze.
Während sie sich über die Speisen hermachten, entfernten sich die Frauen bis auf Shirin, die sich hinter Arathus stellte, die Pentagrammbrosche an seinem Turban entfernte und diesen dann

langsam und umsichtig aufwickelte, ohne dass dieser sich davon stören ließ.
„Ich möchte einige Dinge klarstellen, bevor ich morgen früh mit eurem Unterricht beginne“, ergriff Arathus nach einer Weile das Wort. „Dass ich von euch erwarte, dass ihr meinen Anweisungen Folge leistet und dass ich Faulheit nicht dulde, dürfte sich von selbst verstehen und bedarf im Grunde keiner Erwähnung. Ich verlange ferner absolute Ehrlichkeit. Es ist legitim, dass jeder von uns seine kleinen Geheimnisse hat und eure kümmern mich nicht, genauso wie ich erwarte, dass euch die meinen nicht kümmern. Ehrlichkeit bedeutet nicht Offenheit. Ich habe kein Problem damit, wenn man etwas vor mir verbirgt, was mich nichts angeht. *Wenn* ihr mir aber etwas erzählt, erwarte ich, dass es sich um nichts anderes als die Wahrheit handelt – oder zumindest, was ihr dafür halten mögt. Selbstverständlich werde ich es umgekehrt genauso halten. Ein Lehrer sollte seine eigenen Regeln nicht brechen.“ Shirin hatte den Turban vollständig aufgewickelt und einen völlig kahlen Schädel zum Vorschein gebracht. Sie zückte nun ein kleines Fläschchen, das sie wer weiß woher nahm, und träufelte daraus vorsichtig drei Tropfen einer klaren Flüssigkeit auf Arathus’ Glatze. Dieser zuckte schon beim ersten zusammen und verzog das Gesicht. „Verdammt, du sollst mich doch vorwarnen! Kleines Miststück!“, fügte er zischend hinzu, als Shirin nur schadenfroh kicherte.
„Was ist das für ein Mittel?“, fragte Femo interessiert, während Shirin begann, es ihn Arathus’ Kopfhaut einzumassieren.
„Es hält die Haut jung“, erwiderte der Magier schlicht und schob sich etwas Reis in den Mund. Er lachte, als er die zweifelnden Gesichter seiner Schüler sah. „Es vollbringt keine Wunder. Aber ihr wollt nicht wissen, wie meine Kopfhaut ohne es aussähe. Leider“ – er verzog das Gesicht – „ist es eiskalt. Aber das lässt sich nicht vermeiden. Wie dem auch sei. Ich möchte noch weitere Dinge unmissverständlich klarstellen: Meine Konkubinen sind nicht Teil des Inventars. Ich schätze sie sehr und sie werden Teile eures Unterrichts übernehmen. Ich erwarte also, dass ihr ihnen mit dem nötigen Respekt begegnet.“

Beim Wort „Konkubinen“ waren Barthos’ und Femos Blicke zu Shirin gehuscht, die noch immer mit ihrer Arbeit an Arathus’ Schädel beschäftigt war. Nach dem Bad hatte Barthos etwas Derartiges geahnt, dennoch wollte und konnte er sich nicht vorstellen, wie der alte Arathus sich mit diesen jungen Frauen vergnügte, von denen eine schöner war als die andere – ganz gleich, in welcher Reihenfolge man sie betrachtete.
„Zudem möchte ich nicht, dass bei euch falsche Vorstellungen entstehen, etwa aufgrund dessen, was bei eurem Bad geschehen sein mag.“ Arathus fixierte sie mit seinen Augen und wieder einmal ließ dieser durchdringende Blick sie unwillkürlich zusammenzucken. „Meine Konkubinen stehen nicht zu eurer freien Verfügung. Sie wissen das, doch ich sage es euch, um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen und für den Fall…“ Sein Blick wanderte hinauf zu Shirin, die scheinbar abwesend seine Kopfhaut massierte, und seine Stimme nahm einen etwas schärferen Ton an: „…dass sie selbst es vergessen sollten.“ Shirins Mundwinkel zuckten schalkhaft, doch sie hob weder den Blick, noch unterbrach sie ihre Arbeit.
„Wenn ich fragen dürfte…“, ergriff Barthos nach einer Weile das Wort, in der sie alle schweigend weitergegessen hatten. Er brach ab und wartete auf Arathus’ Erlaubnis. Es schien ihm klüger, im Gespräch mit diesem Mann nicht zu vergessen, dass er nur der Schüler war.
Er hatte sich jedoch getäuscht. Arathus aß erst schweigend weiter und blickte dann, nach mehreren Minuten auf. „Ja?“, fragte er und seine Augenbrauen hatten sich wieder ungeduldig erhoben. „Was ist? Wartest du auf eine Erlaubnis, zu sprechen? Ich hoffe nicht, denn dann müsste ich meine Wahl überdenken. Ich brauche keine ergebenen Diener, die vor Ehrfurcht erstarren, wenn ich den Raum betrete. Stünde mir danach der Sinn, würde ich an der Akademie unterrichten oder in den Staatsdienst zurückkehren. Wenn ihr eine Frage habt, dann stellt sie.“
Barthos schluckte. Er wollte es Arathus recht machen, ihm keinen Grund geben, mit seinem Schüler unzufrieden zu sein. Doch das war offenbar nicht so einfach, wie gedacht. „Nun, ich wollte eigentlich nur wissen, wie

viele Menschen hier leben“, beeilte er sich, zu erklären. Vor allem wollte er wissen, auf wie viele betörendschöne Frauen er sich noch gefasst machen musste.
„Genau zehn Personen. Ich, ihr beide und meine sieben Konkubinen.“
Als er den Ausdruck in den Gesichtern seiner Schüler sah, grinste er nur.
„Der Mogul hat eine Frau für jeden Tag im Jahr. Ich war schon immer ein bescheidener Mann und begnüge mich als solcher mit einer für jeden Tag in der Woche.“
Offensichtlich galt auf Ariabia eine andere Definition des Wortes „Bescheidenheit“, dachte Barthos sich stumm. Gleichzeitig huschte sein Blick wieder zu Shirin, die ihre Arbeit stumm fortführte und entweder nicht bemerkte, dass er sie anstarrte, oder zumindest so tat.
Schweigend beendeten sie das Mahl. Am Ende fühlte Barthos sich so satt wie noch nie zuvor in seinem Leben und ein Seitenblick auf Femo sagte ihm, dass es seinem Freund ähnlich gehen musste.
Arathus erhob sich als erster. Augenblicklich klatschte Shirin in die Hände, woraufhin die drei Frauen von vorhin eintraten und den Tisch abräumten. Arathus hielt die schwarze Konkubine zurück. „Nasrin, komm bitte gleich in mein Gemach. Du weißt, ich musste fast zwei Wochen im Palast von Agadir zubringen und die Frauen, die der Mogul seinen Gästen zur Verfügung stellt, sind einfach nicht, was sie noch unter seinem Großvater waren.“
Lächelnd drückte die Ariabierin dem Hausherrn einen Kuss auf die Wange. „Nun seid Ihr ja wieder in guten Händen.“ Mit diesen Worten verschwand sie hinter ihren Gefährtinnen.
„Shirin, du wirst meine Schüler zu ihren Gemächern führen“, wandte sich Arathus an die verbliebene Konkubine. „Vorher ist da allerdings noch eine letzte Sache.“ Er richtete den Blick wieder auf Barthos und Femo. „Euch wird in den nächsten Tagen gewiss eine eiserne Tür in diesem Haus auffallen. Was sich dahinter befindet, zähle ich zu den kleinen Geheimnissen, die euch nicht zu kümmern haben. Ich erwarte, dass diese Tür nicht angerührt wird. Ihr werdet feststellen, dass mein Heim auch ohne diesen einen Raum mehr als groß genug ist, um sich die

Beine zu vertreten.“ Obwohl dies wohl ein Scherz sein sollte und er dabei lächelte, lag in Arathus’ Stimme eine Schärfe, die sie beim Vortragen der übrigen Regeln nicht gehabt hatte. Doch Barthos war viel zu satt und viel zu müde, um darüber nachzudenken.
Arathus ging ohne ein weiteres Wort und ließ sie mit Shirin zurück, die die beiden zu ihren Schlafzimmern führte. Beide wären sicherlich auch für den Erzmagier mehr als gut genug gewesen. Barthos hatte sich kaum in sein riesiges Bett gelegt, da war er auch schon eingeschlafen.

Offene Fragen

Barthos erwachte, als sich etwas zwischen seinen Beinen zu schaffen machte. Einen Moment genoss er das Gefühl, dann erwachte auch sein Verstand und erfasste die Situation. Er riss die Augen auf und sah vor sich neben dem Bett Shirin stehen. Sie lächelte ihn mit diesem wunderbar unschuldigen Lächeln an, das ihn schon gestern Abend verzaubert hatte.
„Guten Morgen. Es ist Zeit zum Aufstehen."
Barthos ließ seinen Blick vorsichtig nach unten wandern, um zu sehen, ob sie nicht vielleicht eine Hand unter die Bettdecke geschoben hatte. Verwundert hätte es ihn nach dem letzten Abend nicht. Doch da war nichts.
Die Konkubine blickte ihn verwundert an. „Stimmt etwas nicht?", fragte sie noch immer völlig unschuldig.
„Nein, nein, alles in Ordnung", sagte er hastig. Hatte er sich das nur eingebildet? Er beschloss, Shirin lieber nichts davon wissen zu lassen, und erhob sich aus dem Bett. Auf einer kleinen Kommode daneben waren frische Kleider für ihn ausgebreitet worden. Gerade wollte er sich diesen zuwenden, da hörte er hinter sich in leises Kichern. Er fuhr herum und erblickte eine Frau mit mandelfarbenem, leicht welligem Haar in seinem Bett. Sie musste direkt hinter ihm gelegen haben. Auch Shirin brach nun in mädchenhaftes Gekicher aus. Während die beiden Frauen noch um die Wette feixten, wandte Barthos sich wieder den Kleidern zu. Das konnte ja noch eine lustige Zeit werden…

„Oh, ich mache das schon für dich.“ Die brünette Konkubine schwang sich aus dem Bett und begann ihn aus den Kleidern vom vorigen Abend zu schälen. Jetzt aus der Nähe fielen ihm ihre grauen Augen und die besonders feinen Wimpern auf. Wie zu erwarten, war die letzte der Konkubinen ebenso schön wie die sechs anderen. „Ich musste mich gestern Abend um die Kamele kümmern. Aber ich will doch auch mal meine Landsleute kennen lernen“, sagte sie, als sie ihm ein seidenes Tuch als Gürtel um die Hüfte wickelte.
„Landsleute?“
„Ja, ich komme auch vom Archipel. Aus Parthalan. Ich heiße Geneviève.“
„Ich bin Barthos.“
„Ich weiß. Das haben mir die anderen schon erzählt. Und alles Übrige auch.“ Sie zwinkerte zweideutig.
„Ihr habt noch genug Zeit zum Plaudern“, meldete sich Shirin, die nun ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden trommelte. „Meister Arathus wartet nicht gern. Wenn du also vor dem Unterricht noch Frühstücken willst, dann kommst du jetzt.“
Auf sein Frühstück wollte Barthos nicht verzichten, also folgte er Shirin zum Speisesaal. Irgendwie gefiel ihm das klackernde Geräusch ihrer hölzernen Sohlen auf dem Steinboden. Fast so sehr wie das leichte Schwingen ihrer Hüften.
Femo saß bereits essend an der großen Tafel, die heute morgen zwar nicht ganz so reich, aber noch immer mehr als üppig gedeckt war.
„Morgen“, wünschte Barthos fröhlich und ließ sich auf seinem Platz nieder, während sich das Klackern von Shirins Schuhen langsam wieder entfernte.
„Mohen“, nuschelte Femo mit vollem Mund.
„Sag mal…“ Barthos sah sich um, ob niemand in der Nähe war, und beugte sich dann leicht vor. „Wie haben sie dich geweckt? Lag bei dir auch eine von ihnen in deinem Bett?“
Femos Gesichtsausdruck verfinsterte sich kaum merklich. Er nickte. „Ich hoffe, die Türen lassen sich verschließen.“

„Na ja.“ Barthos grinste. „Ganz unter uns: Ich könnte mich schon dran gewöhnen.“
Ein Kichern erklang in Barthos’ Rücken. Erschrocken fuhr sein Blick zur Tür, die, wie er nun feststellte, nur leicht angelehnt gewesen war. Schnelles Klackern von zwei Paar Schuhen verriet ihm, dass zwei der Konkubinen gelauscht haben mussten und jetzt davonrannten. „Scheint, als wäre man vor denen nie sicher.“ Grinsend wandte Barthos sich wieder seinem Essen zu. Ja, er würde sich schon an die sieben Konkubinen gewöhnen. Die anfängliche Scham war bereits von ihm abgefallen. Die war bei diesen Frauen völlig fehl am Platz, so viel hatte er bereits begriffen.
„Ich weiß noch nicht ganz, was ich von diesen Konkubinen halten soll“, gab Femo zu. „Sie scheinen ganz nett zu sein. Etwas… albern vielleicht. Aber ganz geheuer sind sie mir nicht. Und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass sie Magierinnen sind.“
Verwirrt blicke Barthos auf. „Wieso sollten sie das auch sein?“
„Arathus meinte doch, sie würden einen Teil unserer Ausbildung übernehmen.“
„Meinte er?“
Femo rollte mit den Augen. „Du bist nicht nur ein typischer Adliger sondern auch ein typischer Kerl. Kaum wackelt ein süßer Arsch vor deiner Nase rum, hörst du nur noch jedes dritte Wort, was?“
Barthos senkte beschämt den Blick und konzentrierte sich ganz auf sein Essen. Er konnte nicht leugnen, dass Femo Recht hatte.
Ein Klackern hinter der noch immer nur angelehnten Tür kündigte Shirins Rückkehr an. Barthos fragte sich, ob sie eine der beiden Lauscherinnen gewesen war. Zwar trug sie wieder ihr unschuldiges Lächeln, aber er hatte bereits gelernt, dass das nicht viel heißen musste. Anstatt weiter darüber nachzusinnen, kam er jedoch zu dem Schluss, dass es völlig egal war, wer sie nun belauscht hatte. Er war sich ziemlich sicher, dass sich die Konkubinen ohnehin alles erzählten, vor allem nach Geneviéves Aussage vorhin.

„Meister Arathus erwartet euch in seinem Studienzimmer“, erklärte Shirin ohne Umschweife. Barthos hatte zwar noch nicht aufgegessen, doch ihr Blick machte deutlich, dass der Meister nicht gewillt war, zu warten.

Das Studienzimmer war ein großer, behaglicher Raum, dessen Wände bis auf den letzten Zentimeter mit Bücherregalen vollgestellt waren. Arathus saß auf einem Lager aus Kissen in der Raummitte, das Ende einer Wasserpfeife im Mund, und forderte seine beiden Schüler mit einer Handbewegung auf, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Shirin entfernte sich wortlos.
„Nun denn“, ergriff Arathus das Wort. „Beginnen wir mit der Frage, was zwei Feuermagier dazu treibt, in Agadir nach einem Lehrmeister zu suchen, der ihnen die wahre Magie beibringt. Ich gebe zu, eure Anwesenheit in der Akademie hat mich überrascht. Das war einer der Gründe, weshalb ich gerade euch wählte.“
Barthos zögerte, denn er musste selbst erst über die Antwort auf diese Frage nachdenken. So kam Femo ihm zuvor: „Ich komme vom Östlichen Archipel. Aus einem kleinen, armen Dorf. Mein Vater ist Hufschmied. Ich will nicht das Leben meines Standes führen. Ich will mir nicht durch meine Herkunft mein Schicksal vorschreiben lassen. Ich will es zu etwas bringen. Deshalb will ich so viel wie möglich lernen. Und deshalb will ich lernen, die Magie zu beherrschen. Ins Kloster bin ich nur deswegen eingetreten, nicht aus religiösen Gründen. Aber sie haben uns beide in die Steppen südlich des Arakusch geschickt. Als Missionare. Das war nicht, was ich mir vorgestellt hatte. Und ich habe erkannt, dass ich es mit den Runen nicht zu mehr bringe als zu ein paar Taschenspielertricks. Also habe ich den Orden kurzerhand verlassen.“
Arathus lächelte ein unergründliches Lächeln. „Ich verstehe“, sagte er langsam. Ein nachdenklicher Ausdruck trat in sein Gesicht. „Ich riet dem Großvater des amtierenden Moguls seinerzeit, die Missionare allesamt außer Landes zu werfen. Leider zog er es vor, seiner elften Nebenfrau Gehör zu schenken, die sich bereits zum Innosglauben hatte bekehren

lassen. Eure Kirche ist mir bis heute ein Rätsel.“
„Inwiefern?“, wollte Barthos wissen.
„Nun, ich bin als ehemaliger Großwesir vier unterschiedlicher Herrscher durchaus mit politischen Ränkespielen vertraut. Die Feuerkirche aber legt, obwohl – oder vielleicht weil – sie aus ungebildeten Barbaren besteht, eine erschreckende Rücksichtslosigkeit an den Tag. Während die meisten Personen oder Gruppierungen, die auf den Mogul Einfluss zu nehmen suchten, nur die eigene Position stärken wollten, trachtet diese Kirche danach, nicht im Rahmen des bestehenden Systems an Macht zu gewinnen, sondern es völlig umzuformen. Dabei nimmt sie auch die daraus möglicherweise erstehende völlige Zerstörung dessen in Kauf, was innerhalb des bestehenden Systems existiert. Sie geht dabei derart kurzsichtig vor, dass sie gar auf die eigene Zerstörung hinarbeitet.“ Er nahm nachdenklich einen Zug an seiner Wasserpfeife und blies dann den Rauch versonnen in die Luft. „Zudem ist ihr religiöser Eifer bemerkenswert. Es mag an der religiösen Vielfalt der Südlichen Inseln liegen, doch ein solcher Fanatismus ist uns hier fremd. Ich habe – schon vor vielen, vielen Jahren – dieses Thema mit kitaischen Gelehrten erörtert, die die These aufstellten, dieser Fanatismus sei Teil ihres Monotheismus, ihres universellen Geltungsanspruchs, der keinen anderen Glauben dulden kann. Ich denke, dass dies den Eifer der Feuerkirche unterstützt, aber nicht erklärt, denn der ariabische Monotheismus hat weniger Fanatiker hervorgebracht, auch wenn die Kitaier das übersehen mögen. Wie dem auch sei.“ Sein Gesicht nahm wieder den gewohnten festen Ausdruck an und er richtete seinen Blick auf Femo. „Du sollst wissen, dass auch ich aus einfachen Verhältnissen stamme. Wie übrigens viele Beamte und Würdenträger am Hofe des Moguls dieser Tage. Auch ich war einst sehr ehrgeizig. Deine Motive sind… verständlich, aber nicht weise. Und Weisheit ist der Schlüssel zur Magie, das werdet ihr noch begreifen oder aber an meinem Unterricht scheitern. Ich rate dir, dir ein anderes Ziel zu setzen, als dir selbst oder anderen beweisen zu wollen, dass auch ein Mensch aus einfachen Verhältnissen ein mächtiger Magier oder großer Gelehrter werden kann.

Dieses Ziel wäre gleich in mehrerlei Hinsicht fragwürdig. Und“ – er zog an der Wasserpfeife – „nur, damit wir uns verstehen: Ich erwarte von dir nicht, deine Magie für irgendwelche noblen, selbstlosen Ziele einzusetzen. Ihr seid schließlich hier, um mächtig und weise zu werden, nicht um Ritter zu spielen. Und dies hier ist kein burjakisches Kloster.“ Femo schwieg. Er hatte den Kopf leicht gesenkt und blickte nachdenklich auf die Muster des Teppichs zwischen ihnen und Arathus. Barthos vermochte nicht, zu erraten, was sein Freund dachte. Auch wurde seine Konzentration auf anderes gelenkt, als Arathus’ Blick sich nun in ihn bohrte und ihr Meister fragte: „Und weshalb bist du hier?“
„Ich bin kein einfacher Mann. Ich bin von Adel, wenn auch von geringem. Mein Vater gab mich ins Kloster und wie Femo wurde ich als Missionar nach Ariabia gesandt. Weder im Kloster, noch hier war ich freiwillig. Am liebsten wäre ich in Geldern verblieben und hätte dort studiert. Aber hier sehe ich nun die Möglichkeit, mein Studium wieder aufzunehmen, wenn auch in anderer Form. Und die Magie hat mich schon immer fasziniert. Die Philosophie auch“, fügte er rasch hinzu.
Arathus nickte, die Pfeife im Mund. Er stieß etwas Rauch aus, dann sagte er: „Dir rate ich, nicht immer gefallen zu wollen. Ich wette, du warst auf deiner Universität der Primus, doch wir sind weder in Geldern, noch in Ariabia. Du hast es mit mir zu tun und ich werde keine Noten verteilen, sondern Ergebnisse erwarten. Weder erfüllt es mich mit irgendeiner Art von Genugtuung, wenn meine Schüler mich nicht anzusprechen wagen, noch kann man bei mir punkten, indem man mir in allem zustimmt oder vorgibt, meinen Idealen anzuhängen.“ Barthos öffnete den Mund, um sich zu verteidigen, doch Arathus ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Ich glaube dir aufs Wort, dass dein Interesse für Philosophie ehrlich ist. Dennoch hast du es nur erwähnt, weil ich zuvor erklärt hatte, dass ein Magier Philosoph sein muss, und weil du nun auf ein Lob oder Ähnliches hoffst. Und eben das wünsche ich nicht.“ Er machte eine Pause, in der er an der Pfeife zog. Dieses Mal wagte Barthos es nicht, zu einer Erwiderung anzusetzen. „Zudem hast du vergessen, dass ich sagte, dass ich mit Philosophie ausdrücklich nicht das Geschwätz weltfremder

Männer meine, für das du zweifellos schwärmst, sondern die schlichte Liebe zur und damit das Streben nach Weisheit.“ Barthos verfluchte sich innerlich für seine Torheit. Arathus hatte Recht, er versuchte ihm zu gefallen – und genau damit missfiel er ihm.
Eine lange Zeit des Schweigens trat ein, in der Arathus in unregelmäßigen Abständen an der Wasserpfeife zog. „Habt ihr keine Fragen?“, wollte er nach einiger Zeit wissen. „Wenn ja, so ist nun die Zeit, sie zu stellen. Wenn nicht, so werde ich fortfahren.“
„Na ja.“ Femo hob das Gesicht und blickte Arathus an. „Ihr wolltet wissen, warum wir Eure Schüler werden wollen. Da wäre es doch passend, zu fragen, warum Ihr einen Schüler wollt.“
Arathus lächelte. „Das wäre es. Aber es gibt mehrere Antworten auf diese Frage. Ich war lange Zeit Großwesir. Mehrere Jahrzehnte lang. Drei Moguln hatte ich überlebt und auch einem vierten jahrelang gedient, bevor ich aus seinen Diensten austrat. Seitdem statte ich dem Hof nur noch unregelmäßige Besuche ab, wenn der Mogul meinen dringenden Rat erbittet.“
„Warum habt Ihr Euch zurückgezogen?“, wollte Barthos wissen.
Arathus’ Brauen zogen sich wütend zusammen. „Der Reihe nach!“, blaffte er. „Das ist schon die zweite Frage, für die eine einzige Antwort nicht ausreicht.“ Seine Züge entspannten sich wieder. „In meiner Zeit bei Hofe lehrte ich gleichzeitig an der Akademie. Auch von ihr zog ich mich zurück, als ich den Dienst als Großwesir aufgab. Seitdem habe ich niemanden mehr zum Magier ausgebildet. Dies soll sich nun ändern. Zu forderst, weil ich etwas Unterhaltung suche und ein Schüler mir diese bieten kann. Ich habe schlicht Lust, einmal wieder mein Wissen weiterzugeben. Dieses Mal frei von den Zwängen der Akademie und gewappnet mit der Weisheit, die ich in den letzten Jahren erwarb. Hinzu kommt, dass ich Wissenschaftler bin. Meine Leidenschaft ist das Forschen. Und kluge Schüler könnten mir dabei helfen.“ Wieder zog er an der Pfeife. Nachdenklich den Rauch ausstoßen, sagte er: „Bestimmte Probleme kann ein Einzelner nicht lösen…“ Ein weiterer Zug folgte, bevor er wieder das Wort ergriff: „Was meinen Rückzug vom Hof und

aus der Akademie angeht: Ich war beides nach all den Jahrzehnten schlicht leid. Das politische Geschäft, die Ränke zwischen all den Adligen und Beamten und dann auch noch den Mätressen und Eunuchen, das hatte ich Jahrzehnte ertragen. Ich hatte genug. Gleichsam verhielt es sich mit den Narren, die an der Akademie lehren und lernen. Lieber wollte ich mich ganz meinen Forschungen widmen. Der Alchemie, die Astronomie und natürlich der Magie. Dies alles wurde dadurch unterstützt, dass ich bereits sehr alt war und fühlte, dass ich nur noch wenige Jahre zu leben hatte. Die wollte ich nicht auch noch mit Belanglosem verschwenden."
Barthos erschrak. Obwohl Arathus zweifellos alt war, machte er nicht den Eindruck, als stünde er bereits mit einem Bein im Grabe. „Wie lange ist es denn her, dass Ihr Euch zurückgezogen habt?", fragte er.
„Dreißig Jahre."
Damit stand es wohl fest. Arathus hatte mit seiner Einschätzung, bald sterben zu müssen, gewaltig danebengelegen.

Die erste Aufgabe

„Beginnen wir also endlich mit dem Unterricht.“ Der Magier erhob sich. „Was wisst ihr über den Ursprung der Magie?“
„Ich habe gelernt, dass sie die göttliche Essenz ist. Das Material, aus dem Dämonen und Engel und letztlich auch die Götter selbst geschaffen sind“, wiederholte Barthos, was er in Geldern gelesen hatte. „Und sie lagert sich in magischem Erz ab, das sich dann zu Runen formen lässt.“
„Und diesen Haufen Halbwahrheiten vergisst du ganz schnell wieder“, forderte Arathus barsch. „Mit göttlichen Essenzen oder anderen Sphären werde ich mich nicht befassen. Weder können wir darüber irgendeine Aussage treffen, die über bloße Spekulation hinausgeht, noch ist es von Bedeutung. Wir wollen uns auf die Magie hier in unserer Welt konzentrieren. Magie oder, um bei den Fachtermini zu bleiben, Mana ist der Grundstoff allein Seins. Mana ist die Urkraft, die alles erfüllt und umgibt. Eine Kraft, die allem seine Form gibt, und die Bewegung jeglicher Art erst ermöglicht. Eine Kraft, die wir nicht sehen, aber zu einem gewissen Grad spüren und nutzen können. Viele Gelehrte halten das Mana für ein Element oder eine Naturgewalt. Ich würde jedoch sagen, es IST die Natur, das Universum, manche würden sagen Gott, doch ich selbst bin nicht sehr religiös. Wollt ihr das Mana wirklich nutzen lernen, müsst ihr zunächst seine Natur begreifen. Und ihr müsst euch direkt von einer gängigen Vorstellung verabschieden: Magie, also Mana lässt sich nicht beherrschen. Wenn ihr das versucht, werdet ihr scheitern. Die Mönche von Burjaki würden sagen, ihr müsst dem Mana

dienen, aber ich bin nicht ganz so spirituell. Vielmehr würde ich meinen, dass ihr seine Natur annehmen und schöpferisch darauf einwirken müsst. Ihr müsst es für euch arbeiten lassen, aber ihr könnt es nicht dazu zwingen.“ Er hielt kurz inne und kratzte sich am Bart, dann hellte sich sein Gesicht auf und ihm schien eine Idee zu kommen: „Vergleichen wir das Mana mit einem Ozean, in dem wir schwimmen. Diesen Vergleich halte ich für halbwegs treffend, denn auch der Ozean umgibt uns und wir sind ihm völlig unterworfen. Der Ozean ist mächtiger als ihr. Ihr könnt ihn nicht zwingen, euch zu tragen. Ihr müsst euch also seinen Gesetzen anpassen und euch ihnen unterwerfen. Dann könnt ihr ihn nutzen und auf seiner Oberfläche schwimmen. Das alles setzt wie gesagt keinen spirituellen Blödsinn voraus. Weder ist der Ozean ein lebendiges Wesen, noch müsst ihr eure Seele mit ihm in Einklang bringen oder dergleichen.“

Das alles klang einleuchtend und leicht verständlich. Offenbar steckte auch hinter der wahren Magie kein großes Geheimnis. Barthos’ Brust schwoll leicht an vor Stolz, dass er Arathus’ Ausführungen so mühelos verstand, und er war sich sicher, dass er das Zaubern schnell meistern würde.

„So viel zu den simpelsten Grundlagen“, fuhr ihr Meister nun fort. „Jetzt kommen wir zu eurer ersten Aufgabe: Ich möchte, dass ihr die Bedeutung der Eins ergründet.“

Einen Moment herrschte Totenstille. Arathus blickte sie mit völlig steinerner Miene an, während Barthos sich fragte, ob er sich nicht verhört hatte. Schließlich ergriff Femo neben ihm das Wort. Er hatte die Brauen angehoben und seiner Stimme war deutlich anzumerken, dass er nicht so recht glaubte, was er gerade gehört hatte. „Die Bedeutung der *Eins*?“, wiederholte er.

„Ganz recht.“ Als seine beiden Schüler ihn noch immer völlig perplex ansahen, erklärte Arathus: „Ich könnte euch täglich stundenlange Vorträge über das Wesen und die richtige Anwendung der Magie halten. Doch ich habe die Akademie nicht umsonst verlassen. Zudem könnte ich meine kostbare Zeit dann auch auf anderes verwenden und euch

irgendwelche Bücher in die Hand drücken. Ich will euch aber nichts vorkauen, ich will, dass ihr etwas lernt. Und das tut ihr, indem ihr es euch selbst erarbeitet. Wenn ihr das nicht könnt, werdet ihr es auch nie zu ordentlichen Magier bringen. Mein Unterricht wird also so ablaufen, dass ich euch Aufgaben stelle, die ihr dann zu lösen habt. Wie, ist mir dabei egal. Wenn ich euch für bereit halte, werde ich euch die jeweils nächste Aufgabe stellen."
„Aber…" Barthos konnte nicht so recht glauben, was er da hörte. Das konnte Arathus doch unmöglich ernst meinen. So brachte man doch niemandem etwas bei. Wenn sie alles selbst machen sollten, wozu waren sie dann überhaupt seine Schüler? „Aber Ihr gebt uns ja gar keinen Anhaltspunkt!", protestierte er. „Ich meine, *die Bedeutung der Eins*, was soll das überhaupt heißen?"
„Eben das sollt ihr ja herausfinden, Dummkopf!", bellte Arathus. „Das ist der Grund, weshalb ihr Weisheit benötigt. Und was heißt, ich hätte euch keinen Anhaltspunkt gegeben? Ich habe euch gerade die Grundlagen der Magie erklärt. Köpfe zum Denken habt ihr auch. Wie ihr das Problem zu lösen versucht, ist euch freigestellt. Ihr dürft jedes dieser Bücher zu Rate ziehen – ihr werdet feststellen, dass ich alle bedeutenden religiösen und philosophischen Schriften hier habe. Meinetwegen könnt ihr sogar nach Agadir oder aufs Festland reisen, wenn ihr glaubt, die Lösung dort zu finden. Es ist mir völlig gleich." Er grinste Barthos herausfordernd an. „Es ist eine philosophische Frage. Das sollte dir doch gefallen."
Barthos wandte Femo das Gesicht zu. Sein Freund schaute genauso ratlos drein wie er selbst. Langsam wandte er den Kopf wieder Arathus zu. „Dann… geht es nicht weiter, bis wir die Lösung haben?"
„Richtig. Wenn ihr auf tägliche Unterrichtsstunden gehofft habt, muss ich euch enttäuschen. Ich gedenke nicht, euch jeden Tag Blitze durch die Gegend schießen zu lassen und euch dann zu erzählen, was ihr falsch macht."
„Was, wenn wir Eure Aufgabe nicht lösen können?", wollte Femo wissen. Arathus öffnete leicht den Mund, begleitet von einem leisen Schnalzen seiner Zunge. „Lasst mich Folgendes klarstellen", sagte er langsam. „Ich

weiß nicht, ob ihr irgendwelche Pläne für die Zukunft und daher nur begrenzte Zeit habt. Ich weiß nicht, ob ihr in einem Jahr wieder zuhause sein wollt oder an einer tödlichen Krankheit leidet und nur noch wenige Monate zu leben habt. Es interessiert mich auch nicht. Wie viel Zeit ich habe, weiß ich zufällig sehr genau. Und nach meiner Zeit werde ich eure Ausbildung einteilen. Solltet ihr für diese simple Frage zehn Jahre brauchen, so ist dies eure vertane Zeit. Ich habe diese Zeit und werde eure Ausbildung dann eben in zehn Jahren fortsetzen. Mit der nächsten Aufgabe. Ihr könnt euch so viel Zeit lassen, wie ihr braucht. Schließlich sollt ihr etwas lernen und nicht auf eine Prüfung vorbereitet werden. Bevor jedoch ein falscher Eindruck entsteht: Ich werde Faulheit nicht dulden. Ihr seid hier, um zu lernen, nicht um euch an Annehmlichkeiten und dem Anblick meiner Konkubinen zu erfreuen. Wenn ihr für eure Aufgabe Jahre braucht, weil sie euch jahrelang beschäftigt, werde ich euch diese Jahre geben. Wenn ihr Jahre braucht, weil ihr nicht mit aller Kraft versucht, eure Aufgabe zu lösen, und weil ihr lieber den Luxus dieses Hauses genießt, dann werde ich keine Sekunde zögern, eure Ausbildung zu beenden und euch vor die Tür zu setzen."
„Dann ist das vorerst alles, oder?", fragte Barthos. „Dann müssen wir jetzt versuchen, diese Aufgabe zu lösen und vorher werden wir nicht weiter unterrichtet?"
„Nicht ganz." Arathus ließ sich wieder auf den Kissen nieder und ergriff wieder den Schlauch der Wasserpfeife. „Ihr seid nicht nur hier, um die Magie selbst zu erlernen. Von meinen Schülern erwarte ich eine weit umfassendere Bildung. Ich selbst werde jedoch nur euren magischen Unterricht übernehmen. Alles übrige lernt ihr von meinen Konkubinen. Ihr werdet feststellen, dass auch sie sehr bewandert auf ihren Gebieten sind." Ein Grinsen huschte über sein Gesicht und bevor er sich die Pfeife wieder in den Mund steckte, sagte er: „Und keine Sorge, ihr Unterricht wird vermutlich nicht ganz so unkonventionell ablaufen."

Teestunde

Gemeinsam verließen Femo und Barthos das Studienzimmer und schlurften ratlos durch die Korridore. Beide schwiegen sie, denn keiner von ihnen wusste, wie sie ihre Aufgabe angehen sollten. Sie achteten nicht darauf, wohin sie gingen. Wahrscheinlich hätte es ihnen auch nicht viel gebracht, denn sie hätten sich ohnehin nicht in dem Labyrinth aus Gängen zurechtgefunden. So kamen sie, ehe sie es sich versahen, in eine Sackgasse. Ein kleiner, quadratischer Raum mit völlig kahlen Wänden und auch ohne einen Teppich auf dem Boden lag vor ihnen. Das einzige, was sich in diesem Raum befand, war eine kleine eiserne Tür.
Abrupt blieben die beiden Freunde stehen.
„Das ist die Tür, von der Arathus gesprochen hat, oder?“
Femo nickte. „Ich denke schon.“ Er machte einen Schritt nach vorne. „Ich frage mich, was…“
Leises Klackern ließ sie herumfahren. „Habt ihr euch verlaufen?“ Shirin lächelte zuckersüß und Barthos fragte sich unwillkürlich, ob sie vielleicht schon so viel gelächelt hatte, dass sie gar nicht mehr anders konnte.
„Wir, äh… Ja, irgendwie schon“, stotterte er unbeholfen.
„Soso. Dann wird es das Beste sein, ich zeige euch den Weg, was?“ Shirin machte auf dem Absatz kehrt und stolzierte klackernd davon. Barthos blickte Femo an. Dieser zuckte nur mit den Schultern. Sie hatten ohnehin kein Ziel. Also folgten sie der Konkubine.
Shirin führte sie durch die Gänge des Palastes, eine Treppe hinauf, durch weitere Gänge und schließlich zu einem Türrahmen, der von einem

Vorhang aus Perlenketten verhangen war. Als sie diese beiseite schob, wehte ihnen ein intensiver Jasmin- und Rosenduft entgegen. Sie folgten ihr durch den Vorhang in einen Raum mit besonders flauschigem Teppich und zahlreichen bunten Kissen, die in kleinen Gruppen an den Wänden verteilt waren. „Setzt euch.“ Shirin deutete auf einen niedrigen aber großen Tisch in der Raummitte, der keine Stühle besaß, um den herum jedoch weitere Kissen drapiert waren. Während sie der Aufforderung nachkamen, verschwand Shirin durch eine Tür auf der anderen Seite des Raumes. Barthos sah, dass es insgesamt acht Pforten in der Wand gab. Die perlenverhangene, durch die sie eingetreten waren, und sieben weitere, richtige Türen. Er brauchte einige Momente, doch dann fiel ihm wie Schuppen von den Augen, dass dies die Gemächer der Konkubinen sein mussten.
Sie warteten einige Minuten, dann kehrte Shirin zurück, ein kleines Tablett mit drei Tassen und einer Kanne aus Porzellan darauf, allesamt mit Blumenmustern verziert. Sie hatte sich ihre hölzernen Schuhe ausgezogen und wie Barthos feststellte, war sie ohne die hohen Sohlen noch um einiges kleiner. Als Shirin die Tassen vor ihnen abstellte, sahen sie, dass in jeder eine große Blüte einer ihnen unbekannten Pflanze lag. Als Shirin nacheinander jede Tasse mit kochendheißem Wasser aus der Kanne füllte, öffneten sich die Blüten langsam. Staunend beobachteten Femo und Barthos, wie sie kleine Partikel in das Wasser entließen und es sich langsam grünlich verfärbte.
„Was ist das?“, wollte Femo wissen.
„Tee.“ Shirin hatte die Kanne auf einem kleinen Stövchen abgestellt und ihnen gegenüber Platz genommen. Ihre zierlichen Finger schlossen sich um den Henkel ihrer Tasse. Mit der anderen Hand stützte sie das Trinkgefäß von unten, als sie es zu ihrem Mund führte. Barthos beobachtete genau, wie sie ihre herrlichen Lippen spitzte und einige Male auf die Oberfläche der heißen Flüssigkeit pustete, bevor sie vorsichtig daran nippte. Gleichzeitig legte er die Arme in den Schoß und beugte sich leicht vor, damit niemand die leichte Beule in seinem Gewand sah. Er konnte es sich nicht erklären, aber jede noch so kleine

Bewegung Shirins sprühte geradezu vor Erotik und brachte ihn beinahe um den Verstand. Wahrscheinlich hatte Femo Recht und er war schlicht ein triebgesteuerter Lüstling, doch fragte er sich, wie sein Freund dem Charme der Konkubinen widerstehen konnte. „Nun trinkt schon. Wenn ich Gift reingetan hätte, würde ich es euch sagen, versprochen." Es war bemerkenswert, wie schnell Shirins Lächeln von einem Ausdruck scheuer, mädchenhafter Unschuld zu einem verschmitzten, schelmischen Grinsen werden konnte – und umgekehrt.
Zögernd hoben Barthos und Femo ihre Tassen. Langsam führte Barthos seine an die Lippen und nippte an dem fremden Getränk. Sofort zog er den Kopf zurück, stieß einen zischenden Laut aus, biss sich auf die Zunge und fluchte. Er hatte sich fürchterlich verbrannt.
„Ach ja…" Shirins Grinsen wurde breiter. „Vorsicht, heiß."
Femo gluckste belustigt über Barthos' Missgeschick und pustete eine Weile auf seinen Tee ein, bevor er einen Schluck nahm. „Hmmm! Das schmeckt gut!", entfuhr es ihm begeistert.
„Und wie!", pflichtete Barthos ihm bei, nachdem er vorsichtig einen weiteren Schluck probiert hatte.
Shirin lächelte. Nun wieder freundlich und scheu. Sie nahm einen größeren Schluck aus ihrer eigenen Tasse, dann sagte sie beiläufig: „Ach übrigens, wir haben uns erlaubt, uns eure Taschen anzusehen."
„Nett, dass ihr vorher fragt." Barthos schaffte es nicht, seine Stimme so säuerlich klingen zu lassen, wie er gerne gewollt hätte. Irgendwie konnte er diesen bezaubernden Geschöpfen nicht böse sein. Ja, er war tatsächlich völlig triebgesteuert.
„Wir wollten nur behilflich sein", versicherte Shirin, auch wenn ihre Mundwinkel schon wieder spitzbübisch zuckten. „Wir haben euren Kram in die Schränke in euren Zimmern geräumt und ein wenig geordnet. Dieses eine gesprungene Reagenzglas habe ich dir ersetzt."
„Danke", entgegnete Barthos etwas überrascht. Seine wenigen alchemistischen Gerätschaften, mit denen er die Savannenflora erforscht hatte, waren in seiner Tasche in der Tat arg in Mitleidenschaft gezogen worden.

Shirin winkte ab. „Meister Arathus hat genug von den Dingern.“
„Was habt ihr mit dem gemacht, was ihr in meiner Tasche gefunden habt?“, fragte Femo vorsichtig. Barthos meinte, einen Anflug von Furcht in seiner Stimme zu hören.
„Diese alten Fetzen und Binden, meinst du? Die haben wir weggeworfen.“
„Was?!“ Femo erbleichte.
„Die waren voller Flecken. Ist doch sicher nicht angenehm.“
„Ihr versteht das nicht. Ich brauche die. Ich…“ Femo zögerte lange, bevor er etwas leiser sagte: „Ich bin krank und ich brauche diese Stoffe.“
„Ach was, erzähl keinen Unsinn. Wir haben viel Besseres für dich. Ich zeig’s dir später.“ Shirin offenbarte, dass sie auch noch einen dritten Gesichtsausdruck besaß. Natürlich lächelte sie noch immer. Doch ein seltsamer Ausdruck war in ihre Augen getreten, mit denen sie Femo direkt in die seinen blickte. Barthos vermochte ihn nicht zu deuten und blickte verwirrt zwischen ihr und seinem Freund hin und her. Auch Femos Blick hatte plötzlich etwas Seltsames an sich. Worum ging es hier? Was für alte Fetzen hatte Femo in seiner Tasche gehabt?
Femo schien Barthos’ Verwirrung zu bemerken und lenkte das Gespräch rasch in eine andere Richtung, indem er fragte: „Was ist das hier eigentlich für ein Bau? Ich meine, ich sehe nirgendwo Arbeitsspuren.“
Damit gelang es ihm tatsächlich, Barthos abzulenken. Denn diesem fiel nun erstmals auf, wie unnatürlich glatt die Wände waren. Nein, dieses Gebäude konnte unmöglich in den Fels geschlagen worden sein. Vielmehr sah es aus, als wäre es vom Wind oder von Wasser ausgehöhlt worden. Aber das war natürlich Unsinn.
Shirin zuckte mit den Schultern. „Meister Arathus hat diesen Palast geschaffen, kurz nachdem er den Hof des Moguls verlassen hatte. Mit irgendeinem Zauber, nehme ich an. Aber er wollte uns nie mehr darüber sagen. Euch wird er es also auch nicht erzählen. Als ich herkam, sah es hier jedenfalls schon genauso aus wie heute. Na ja“ – sie grinste – „die Einrichtung war nicht ganz so geschmackvoll. Dafür hat er einfach kein Händchen.“

Schweigend tranken sie ihren Tee. Als sie die Tassen geleert hatten, goss Shirin neuen nach. Dieses Mal war Barthos vorsichtiger und wartete, bis der Inhalt seiner Tasse abgekühlt war.
Es war Femo, der nach einigen Minuten wieder das Wort ergriff. „Was weißt du über die Bedeutung der Eins?“
„Gar nichts.“
„Du lügst“, entwich es Barthos sofort. Im nächsten Moment tat es ihm leid. Das hatte unfreundlicher geklungen, als beabsichtigt.
Doch Shirin schien es ihm nicht übel zu nehmen. „Vielleicht.“ Da war wieder ihr schalkhaftes Lächeln. „Aber vorsagen ist doch langweilig, oder?“ Offenbar wusste sie, worum es ging.
„Ach komm“, flehte Barthos. Fieberhaft überlegte er, wie er Shirin entlocken konnte, was immer sie wusste. Zu seinem Leidwesen fiel ihm nichts ein, was er ihr hätte bieten können.
„Hm.“ Shirin tippte sich mit dem Zeigefinger auf den Mundwinkel und presste die Lippen zusammen, wobei sich ihre Backen leicht aufblähten. Sie gab ein unheimlich süßes Bild ab, wie sie da saß und tat, als dächte sie angestrengt nach. „Na gut, ich gebe euch einen Tipp: Tongror ek urg.“
„Bitte was?“ Femo klang, als wolle er sich vergewissern, dass er sich nicht verhört hatte.
„Oh, ihr könnt kein Orkisch? Wie schade.“ Dieses Mal drückte ihr Lächeln unverhohlene Schadenfreude aus. Im nächsten Moment sprang sie auf. „Tja, dann habt ihr ja schon mal einen Anreiz, euch ordentlich anzustrengen.“
„Bei was?“, wollte Barthos stirnrunzelnd wissen.
„Bei meinem Unterricht. Aber damit ihr nicht zu schnell dahinterkommt, fangen wir erst mal mit eurem Ariabisch an. Es ist verständlich, aber einige eurer Formulierungen sind sehr ungelenk und ihr habt einen furchtbaren Akzent. Wenn wir euch das ausgetrieben haben, lernt ihr Kitaisch. Und wenn ihr dann irgendwann mal die Nomadensprache und die altnordmarischen Dialekte beherrscht, dann bringe ich euch Orkisch bei.“ Ihr Grinsen wurde noch ein Stück breiter. „Vielleicht.“

Ein Stückchen Alltag

Schnell kehrte für die beiden ehemaligen Feuermagier so etwas wie Routine ein.
Morgens wurden sie von den Konkubinen geweckt und nahmen dann gemeinsam ihr Frühstück ein. Es folgte der Unterricht, der einen Großteil des Tages einnahm. Das Mittagessen nahmen sie meist im Gemeinschaftsraum der Konkubinen zu sich, wo auch ein Großteil ihres Unterrichts stattfand. Den Nachmittag verbrachten sie über Arathus' Aufgabe brütend und seine Bücher durchwälzend; nie ohne einige Tassen von Shirins Tee. Irgendwann holten sie dann die Konkubinen zum Baden ab. Femo weigerte sich auch weiterhin, gemeinsam mit ihnen zu baden. Warum, war Barthos schleierhaft, aber er hatte nie lange Zeit, darüber nachzudenken, ehe seine Aufmerksamkeit von den ihn badenden und massierenden Frauen beansprucht wurde. Spät Abends aßen sie dann gemeinsam mit Arathus, was auch meistens die einzige Gelegenheit war, bei der sie ihn noch zu Gesicht bekamen. Mit der Außenwelt kamen sie nur in Berührung, wenn in regelmäßigen Abständen eine Karawane aus Agadir neue Vorräte brachte.
Trotzdem kam nie Langeweile auf und kein Tag verging wie der andere, was vor allem den Konkubinen zu verdanken war. Zu Barthos' Enttäuschung weckten sie ihn zwar nicht jeden Tag, wie sie es an seinem ersten Morgen bei Arathus getan hatten, dennoch ließen sie sich immer neuen Schabernack einfallen und wurden es auch nicht leid, ihn immer mal wieder mit ihren Reizen um den Verstand zu bringen.

Nicht nur damit hielten sie Barthos und Femo aber auf Trapp. Auch ihr Unterricht brachte ständig Abwechslung – nicht nur, weil ihnen die verschiedensten Dinge beigebracht wurden, sondern auch, weil sie vieles lernten, wofür man in Myrtana leicht auf dem Scheiterhaufen gelandet wäre.
Fiona, wie die blonde Konkubine hieß, die ihnen am ersten Abend ihr Essen serviert hatte, kam aus Mittelmyrtana und hatte einige Zeit beim Waldvolk verbracht. Sie war eine begnadete Kräuterkundige und Heilerin, die ihnen Eigenschaften und Wirkung unzähliger Pflanzen beibrachte und sie ständig neue Salben und Tränke herstellen ließ. „Alles in der Natur gehört zusammen“, wurde sie nicht müde, zu betonen. „Alle Wesen sind miteinander verbunden und wirken aufeinander ein. Ihr müsst lernen, dies zu eurem Vorteil zu nutzen.“
Auch bei Geneviève brauten sie Tränke und Mixturen, doch nicht mit dem Ziel der Heilung. Hier lernten sie die Kunst der Alchemie. Sie lernten, wie sie aus Pflanzen und Mineralien die Grundelemente extrahierten, aus denen die Welt, wie Geneviève sagte, aufgebaut war, und wie sie dieser wiederum verwenden konnten, um Färbemittel, Schwarzpulver oder Legierungen herzustellen. „Alles lässt sich auf dieselben Grundbausteine reduzieren“, war ihre liebste Floskel. „Einzig ihre Anordnung und Zahl macht den Unterschied zwischen den Dingen aus.“
Nasrin brachte ihnen die großen Wissenschaften ihrer ariabischen Heimat nahe: Astronomie, Geometrie und Mathematik. Zu ihrem Leidwesen platzte sie manchmal mitten in der Nacht in Barthos’ und Femos Zimmer, weckte die beiden und führte sie begeistert und ohne jedes Zeichen von Müdigkeit aufs Dach, um ihnen Sternschnuppen oder besondere Konstellationen der Gestirne zu zeigen und ihnen zu erklären, dass „alle Gestirne denselben Ursprung haben und alles einst auf einen Punkt konzentriert war, von dem es sich immer weiter in alle Richtungen ausgebreitet hat.“
Swanhild teilte mit ihnen die Geheimnisse ihres Volkes: Die moderne und die antike Runenschrift der Nordmarer und das Wissen um die

energetischen Kräfte der Steine und Kristalle und die Bedeutung ihrer Anordnung. „Sie alle kommen aus derselben Erde, aber sind von unterschiedlichen Energien erfüllt“, war ihre Auffassung. „Bringt den richtigen Kristall mit der richtigen Energielinie in Berührung, die die Erde durchzieht, und ihr könnt durch diese Kraft ganz ohne herkömmliche Magie auf eure Umwelt einwirken.“
Die schwarzhaarige Konkubine mit der olivefarbenen Haut, die ihnen am ersten Abend mit das Essen serviert hatte, hieß Milana und stammte aus Khorelius. Ihre Fachgebiete waren Geschichte und Ethnologie und sie ließ ihre Schüler alles lernen, was diese Fächer hergaben, von den zweihundertsiebenundfünfzig großen orkisch-nordmarischen Grenzkonflikten über die Entwicklung der Bestattungsriten der varantinischen Nomaden bis hin zu den Listen der Nebenlinien des Mogulhauses von Ariabia. Dabei lehrte sie sie auch den Ursprung der Menschheit, der „in der Südariabischen Savanne liegt. Alle nördlich davon lebenden Stämme der Menschen sind irgendwann einmal aus diesem Lande ausgewandert.“
Als besonders angenehm empfand Barthos den Unterricht bei der begnadeten Masseurin Indrakshi, die ihnen die menschliche Physiologie näherbrachte, ihnen den Aufbau des Körpers und die Bedeutung seiner einzelnen Organe schilderte, und sie mit Massagetechniken und Akupunkturpunkten vertraut machte. „Das Geheimnis“, so Indrakshi, „liegt darin, das Zusammenspiel der Organe und Körperteile zu unterstützen und die Teile wieder zusammenzufügen, wenn sie sich einander entfremden. Schließlich kann der Körper nicht funktionieren, wenn seine Bestandteile nicht zusammenarbeiten.“
Und schließlich war da natürlich Shirin, die, obwohl die kleinste unter den Frauen, so etwas wie die Oberkonkubine war und sich ständig über die Fortschritte ihrer Schüler informieren ließ, während sie selbst es sich in den Kopf gesetzt zu haben schien, ihnen jede noch so tote Sprache und jeden noch so unbedeutenden Dialekt beizubringen, die je ein Mensch gesprochen hatte. Sie schien großen Spaß daran zu haben, ihren Unterricht von Mal zu Mal schwerer zu gestalten. Bald schon paukte sie

keine Vokabeln mehr mit ihnen, sondern verlangte, dass sie sich die Bedeutung der Wörter einer neuen Sprache aus den Sprachen erschlossen, die sie schon kannten. Als Femo und Barthos an der altnordmarerischen Zunge verzweifelten, grinste sie nur. „Milana hat euch doch alles beigebracht, was ihr dafür wissen müsst: Die Nordmarer sind vor langer Zeit aus Myrtana ausgewanderte Stämme. Ihre und eure Sprache haben denselben Ursprung. Ihre Nordwanderung fand nur vor der großen Flut in Varant und der Flucht der nordvarantischen Bevölkerung nach Myrtana statt. Ihre Sprache wurde also nicht durchs alte Varantisch beeinflusst. Und sie hat auch nicht die große Lautverschiebung mitgemacht. Das sind die beiden einzigen großen Unterschiede. Kann also nicht so schwer sein, oder?“
Barthos war immer öfter hin- und hergerissen. Einerseits war dies genau, was er sich immer erträumt hatte, und jede neue Erkenntnis sah er als Bereicherung seines Wissens und seines Weltbildes, andererseits rauchte ihm oft der Schädel und er fragte sich, wie und vor allem warum er dieses oder jenes jemals lernen sollte. Die Konkubinen jedenfalls zeigten sich von ihrer weniger sanften Seite und erwiesen sich als strenge und fordernde, wenn auch immer freundliche und verständige Lehrmeisterinnen.

Resigniert schlug Barthos das dicke Buch zu. Nichts. Nun war er alle Bände der heiligen Schriften des südkitaischen Drachenkults durchgegangen, ohne dass es ihm etwas gebracht hatte. Zwar wusste er nun, dass ein Drache mit dem einhundertvierundvierzigsten Lebensjahr den Zustand der Heiligkeit erreichte und man ihm ab diesem Zeitpunkt bei Vollendung jedes Mondzyklus eine Jungfrau als Opfer darbringen musste, und dass die Schlange die heilige Dienerin der Drachen und aus dem abgeschlagenen Schwanz des Urdrachen Vritra entstanden war, doch der Lösung des Rätsels um die Eins war er kein Stück nähergekommen. „Wie läuft’s bei dir?“, fragte er müde.
Femo lehnte mit dem Rücken an einem der Bücherregale im Studienzimmer. Die Beine hatte er angezogen, ein Buch lag

aufgeschlagen auf seinen Oberschenkeln: Die Lehren des antiken treliumer Philosophen, Naturforschers und Mathematikers Kontragorididas. „Hier steht, x hoch eins ergibt immer x."
Barthos schnaubte. „Das habe ich schon in Geldern gelernt und Nasrin hat es uns so oft eingebläut, dass ich es sicher nicht mehr vergessen werde. Irgendwas Nützliches?"
Femo schüttelte den Kopf. „Das ist alles, was er dazu zu sagen hat. Oder nein, warte! Er ordnet jeder Zahl eine geometrische Figur zu…"
„Lass mich raten: Der Fünf das Fünfeck, der Vier das Viereck, der Drei, das Dreieck…"
„Genau so." Femo klang nicht weniger erschöpft und entnervt als Barthos. „Na ja und der Eins den Kreis. Den sieht er wiederum als perfekte Form und Grundlage aller natürlichen Gesetzmäßigkeiten, weil für ihn auch die Bahnen der Planeten um die Sonne völlig kreisrund sind."
„Womit er aber Unrecht hat. Sie sind elliptisch."
„Richtig." Femo schlug das Buch zu und warf es auf einen kleinen Berg aus weiteren Wälzern, die sie bereits für nutzlos befunden hatten, inmitten des Raumes. „Hilft uns also auch nicht weiter. Was hast du?"
Barthos winkte müde ab. „Im Grunde nichts. Höchstens…" Er zögerte, denn es hatte kaum etwas mit ihrer Aufgabe zu tun. Aber er wollte auch irgendetwas sagen, auch wenn es völlig nutzlos war: „Die haben so eine krude Farbenlehre. Da gehört zu jeder Farbe eine Zahl. Die Eins ist rot. Darum waren die Feuerdrachen auch die ersten Drachen, die aus Vritras Eiern schlüpften."
„Vritra?"
„Der Urdrache. Oder Urdrächin."
„Hm." Femo schlang die Arme um die Knie und zog sie noch ein Stück weiter zu sich heran. „Auf die Weise finden wir nie was raus, stimmt's?"
„Stimmt."
Mit einem wütenden Fußtritt beförderte Femo das *Traktat wider die unheilbringende Institution der Ehe*, welches zu seinen Füßen gelegen hatte, auf den kleinen Haufen achtlos zu Boden geworfener Bücher. „Langsam

hab ich's satt. Ich bin hergekommen, um die Magie zu erlernen, und wir beherrschen noch keinen einzigen Zauber! Wenn ich's nicht besser wüsste, würde ich sagen, Arathus erlaubt sich einen üblen Scherz mit uns."
Barthos kam nicht zum Antworten, denn die Tür wurde geöffnet und Fiona trat ein. „Genug gearbeitet für heute!", flötete sie fröhlich. „Barthos, dein Bad ist eingela…" Sie stockte, als ihr Blick auf den Bücherhaufen fiel, und ihre Miene wandelte sich in die einer Mutter, die feststellen muss, dass ihr kleines Kind schon wieder mit seinem Brei die Wände beschmiert hat. „Meister Arathus wird noch wirklich böse werden, wenn ihr seine Bücher weiter so behandelt." Sie durchquerte den Raum, kniete sich neben dem Haufen auf den Boden und begann, die Bücher zu sortieren und die geknickten Seiten wieder zu glätten.
„Ich bin jetzt schon böse." Femo erhob sich missmutig und schlurfte auf den Ausgang zu.
„Kann ich ja verstehen", versicherte Fiona beschwichtigend, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. „Aber das könnt ihr doch nicht an den Büchern ausla…" Sie brach ab, als Femo die Tür hinter sich zuknallte, und biss sich auf die Unterlippe. „Ich mach das hier schon", sagte sie, dieses Mal an Barthos gewandt. „Geh du ruhig. Indrakshi wartet schon auf dich."
Barthos nickte nur, ohne zu bedenken, dass sie das wahrscheinlich gar nicht sah, da sie voll und ganz damit beschäftigt war eine Seite der *Betrachtungen über den Einfluss des ersten varantinischen Goldrausches auf die myrtanische Philosophie* glatt zu streichen. Rasch schob er das Buch über die Drachenkulte in eines der Regale zurück, dann folgte er Femo durch die Tür.
Sein Freund bog gerade am Ende des Ganges um eine Ecke und schlug den Weg Richtung ihrer Schlafgemächer ein. Barthos beschleunigte seine Schritte und schloss zu ihm auf. „Arathus treibt bestimmt keine Späße mit uns", versuchte er, Femo zu beruhigen. „Wir gehen es wahrscheinlich nur falsch an. Vielleicht sollten wir es morgen mit den historischen Abhandlungen der alten Varanter…"

„Was bei Beliar hat die Geschichte des alten Varants mit der Eins zu tun?!“, brach es aus Femo heraus. Er hielt an, wirbelte herum und stierte Barthos so wütend in die Augen, dass dieser unwillkürlich einen kleinen Satz nach hinten machte. „Das ist doch alles komplett sinnlos! Die Werke, in denen wir suchen, werden immer abwegiger!“ Keuchend starrte Femo ihn an, dann bohrte er ihm plötzlich den Finger in die Brust. „Und du! Du bist überhaupt keine Hilfe! Machst irgendwelche abwegigen Vorschläge, aber die richtige Arbeit bleibt dann an mir hängen! Während dir einer abgeht, weil du eine Ausrede hast, die ganze Zeit irgendwelche antiken Philosophen zu studieren, muss ich mir überlegen, wo wirklich was stehen könnte, muss ich die ganzen Werke durchgehen, die dir zu langweilig sind, um sie auch nur in die Hand zu nehmen! Und jetzt lässt du dich wieder von Indrakshi baden!“
„Was hat denn das damit zu tun?“, fragte Barthos, weil es das einzige war, was ihm in den Sinn kam. Er war völlig überrumpelt von Femos plötzlichem Wutausbruch.
„Was das damit zu tun hat?! Du könntest mir helfen, anstatt deinen pubertären Fantasien zu frönen!“ Femos Stimme überschlug sich vor Wut. Sie war nun eher ein hilfloses Krächzen.
„Aber du hörst doch auch immer auf um die Zeit“, versuchte Barthos sich zu verteidigen, ohne wirklich zu verstehen, was plötzlich los war. „Ist ja nicht so, als würdest du weiterarbeiten, während ich bade…“
„Du hast doch gar keine Ahnung, was ich mache, während du mit Indrakshi planschst! Dich interessiert doch schon lange nicht mehr, was ich tue!“ Femo stampfte wütend mit dem Fuß auf. Er schien nun den Tränen nahe. „Du hast doch nur noch Augen für Arathus’ Konkubinen!“
„Ich…“
„Spar’s dir“, sagte Femo, nun ruhiger, doch voller Abscheu. „Ich will’s gar nicht hören.“ Femo wirbelte abermals herum und schritt, nein stampfte, in Richtung seines Zimmers davon. „Ich hoffe, Indrakshi macht’s dir wenigstens gut!“, spie er noch mit vom Schreien bereits heiserer Stimme über die Schulter.

Barthos blieb zurück. Völlig perplex schaute er Femo nach, auch, als dieser längst um eine weitere Ecke verschwunden war. Er hatte sich dran gewöhnt, dass Femo alle paar Wochen etwas gereizt war, aber so wütend war er nicht mehr auf Barthos gewesen, seit ihrem Streit damals in der Westmark. Über ein halbes Jahr war das her. Barthos kam es vor, als seien Jahrzehnte verstrichen. Und er hatte geglaubt, Femo und er hätten die Phase des ewigen Zankens hinter sich gehabt. Offenbar hatte er sich getäuscht. Doch dieses Mal verstand er wirklich nicht, womit er Femo so wütend gemacht haben konnte. Ja, gut, natürlich beanspruchten die Konkubinen einen nicht gerade kleinen Teil seiner Aufmerksamkeit. Er musste, wenn er so darüber nachdachte, zugeben, dass alles, was er in letzter Zeit noch mit Femo tat, das gemeinsame Lernen und Recherchieren war. Ein Gespräch, dass nicht ihren Unterricht oder ihre Aufgabe betraf, hatten sie lange nicht mehr geführt. Tatsächlich musste Barthos zugeben, dass Femo für ihn irgendwie in den Hintergrund getreten war, seit sie Arathus' Heim bewohnten. Aber war das ein Grund für einen solchen Ausbruch? Und wieso störte sich Femo an Barthos' Bädern mit den Konkubinen?
„Du bist ja immer noch hier." Fiona war von hinten an ihn herangetreten. Er musste so in Gedanken vertieft gewesen sein, dass er das Klackern ihrer hölzernen Sohlen ignoriert hatte. „Alles in Ordnung?", fragte sie leicht besorgt, als sie ihm ins Gesicht blickte. Barthos konnte sich vorstellen, dass er gerade alles andere als fröhlich aussah.
„Ja, ja, alles klar", entgegnete er rasch.
„Gut." Sie lächelte lasziv. „Tja, wie's aussieht, willst du ohne mich heute nicht baden gehen. Immerhin hast du extra auf mich gewartet. Da bleibt mir wohl nichts anderes, als mitzukommen, was?"

Berührung mit der Realität

Es war nicht wie nach ihrem letzten Streit. Sie sprachen noch miteinander, doch nie mehr als nötig. Und Femos Stimme war stets kalt, wenn er mit Barthos redete. Dieser wiederum hätte vieles dafür getan, sich wieder mit Femo zu versöhnen. Doch er verstand noch immer nicht, weshalb Femo überhaupt wütend auf ihn war. Und so wusste er auch nicht, wie er ihn wieder versöhnlich stimmen sollte. So ging das Leben in Arathus' Palast augenscheinlich weiter wie zuvor. Mit dem Unterschied, dass Barthos stetig eine bleierne Schwere fühlte, die auf seiner Brust lastete. Auch die Bäder mit den Konkubinen waren nicht mehr wie früher. Jedes Mal musste er nun an Femo denken, was ihn daran hinderte, die sanften Berührungen der Konkubinen voll zu genießen. Barthos blieb nichts, als sich in die Arbeit zu stürzen. Er durchsuchte die Bibliothek nach orkischen Lexika, um Shirins Hinweis zu durchschauen. Er ging sämtliche Rechenaufgaben Nasrins mehrmals durch, wandelte die Formeln ab und schuf eigene Aufgaben, um das Wesen der Eins zu ergründen. Er verglich die Sprachen, die sie gelernt hatten, miteinander, um vielleicht in den unterschiedlichen Bezeichnungen für die Zahl Eins irgendeinen Hinweis zu entdecken. Ohne Erfolg.
Irgendwann verzweifelte er vollständig. Nachdem er in einem Wutausbruch beinahe die Dramen des Helrion gegen die Wand gefeuert hätte, gab er seine Versuche, die Bedeutung der Eins zu ergründen, auf. Von da an zog er sich nach dem Unterricht in sein Zimmer zurück, wo er wieder begann, an seinem Manuskript zu schreiben, das er so lange

vernachlässigt hatte. Das Schreiben tat ihm gut, denn es nahm ihn vollkommen ein und lenkte ihn ab. Zudem war er endlich einmal rundum zufrieden mit dem, was er zu Papier brachte. Es mochte daran liegen, dass er etwas von Femos Kritik umsetzte und seine Theorien noch einmal auf Grundlage dessen überarbeitete, was er bereits alles gelernt hatte, seit sie bei Arathus waren. Bald schon war er ganz in seiner Arbeit versunken und dachte in jeder freien Minute daran, wie er sein Werk fortsetzen oder wie er eine bereits fertige Passage überarbeiten und ergänzen wollte. Einzig, dass Femo es nicht mehr las, versetzte ihm schmerzhafte Stiche, wann immer er daran dachte, obwohl Femos Kritik nicht gerade wohlwollend gewesen war.
Etwa eine Woche zog so ins Land. Dann war Barthos' Manuskript plötzlich verschwunden. Er war gerade vom Unterricht bei Swanhild gekommen, wo er die letzten drei Stunden lang alte Runentexte übersetzt hatte, und eine leichte Müdigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Zunächst glaubte er nur, sein Manuskript verlegt zu haben. Beim Durchsuchen seines Zimmers reifte jedoch der Verdacht in ihm, dass es irgendjemand an sich genommen haben musste. Und als er nach, wie er glaubte, mehreren Stunden noch immer nichts gefunden, dafür aber Bücher, Reagenzgläser, Kleidungsstücke und seine Bettdecke auf dem Boden verteilt hatte, wurde der Verdacht zur Gewissheit. Aber wer sollte seine Texte gestohlen haben? Und warum? Er dachte an Femo, verwarf diesen Gedanken aber gleich wieder. Sein Freund mochte wütend auf ihn sein, aber so etwas würde er nicht tun. Das wäre ja kindisch. Die Konkubinen? Er dachte daran, wie sie nach ihrer Ankunft irgendwelche Tücher aus Femos Tasche entwendet und ungefragt weggeworfen hatten. Hatten sie nun etwa auch bei ihm zugeschlagen? Aber warum erst jetzt? Seine Tasche hatten sie doch schon kurz nach seiner Ankunft durchsucht.
Er fragte Nasrin, als diese an seine Tür klopfte, um ihm zu sagen, dass es Zeit für sein Bad war. Doch sie wusste von nichts, oder gab es wenigstens vor. Barthos war gewillt, ihr zu glauben – wie konnte man einem derart zauberhaften Geschöpf unterstellen, zu lügen? Doch so stand er wieder

am Anfang, ohne jede Spur. Wenn weder Femo noch die Konkubinen seine Sachen angerührt hatten, wer dann? Arathus würde es wohl kaum gewesen sein.

Barthos war mehr als ratlos, als er sich an diesem Abend zu Femo und ihrem Meister an den Tisch setzte. Sie aßen schweigend. Femo hatte ein völlig steinernes Gesicht aufgesetzt und sah ihn nicht an. Arathus war ganz in sein Essen vertieft und schien sie zu ignorieren. Nicht so wie Femo Barthos ignorierte. Nicht auf eine gespannte Art, die in Wahrheit weit entfernt davon war, zu ignorieren, sondern auf eine selbstverständliche Weise, die wirklich den Eindruck erweckte, er habe sie nicht bemerkt. Ganz ähnlich verhielt sich Shirin, die wie an jedem Abend Arathus' Kopfhaut einrieb. Und er, Barthos, stocherte halbherzig in seinem Essen herum.
Sie waren bereits bei der Nachspeise, da nahm er allen Mut zusammen, räusperte sich und fragte vorsichtig: „Meister Arathus, ich habe die letzten Tage an einem Manuskript gearbeitet und…"
„Ich habe es verbrannt", unterbrach ihn der Magier scharf, ohne von dem Granatapfeleis aufzusehen, das die Konkubinen für sie zubereitet hatten.
„Ihr habt was?!" Vieles hätte Barthos als Erklärung akzeptiert, aber das konnte er kaum glauben. „Aber… aber… warum?"
„In erster Linie, weil es ein Haufen ausgemachter Blödsinn war."
Arathus' Miene blieb unbewegt, doch aus den Augenwinkeln sah Bartho Femos Lippen leicht zucken. „Und zweitens, weil meine Konkubinen mir berichtet haben, dass du in deiner freien Zeit an nichts anderem mehr arbeitest." Der Magier hob den Blick und wie so oft ließ das Funkeln seiner Augen Barthos zusammenzucken. „Ich hatte euch gesagt, dass ich euch mit eurer Aufgabe so viel Zeit gebe, wie ihr benötigt, aber erwarte, dass ihr diese Zeit auch nutzt." Sein Blick zuckte nun auch zu Femo hinüber. „Ihr habt in der letzten Woche eure Aufgabe sträflich vernachlässigt. Und alles, was ihr bisher zustande gebracht habt, sind ein paar beschädigte Bücher. Ein paar äußerst wertvolle Originale", fügte er mit noch mehr Schärfe in der Stimme hinzu. „Lasst euch das eine

Mahnung sein. Ich erwarte von euch nicht, dass ihr Tag und Nacht arbeitet und euch keinen eigenen Projekten widmet, aber solltet ihr noch einmal eine ganze Woche lang nichts tun, um die euch gestellte Aufgabe zu lösen, werde ich nicht zögern, eure Ausbildung zu beenden."
„Aber musstet ihr es gleich verbrennen?" Barthos konnte es noch immer nicht fassen. Es war jetzt gut ein Jahr her, dass er die Arbeit an diesem Buch – seinem Erstlingswerk! – begonnen hatte. Und auch, wenn Femo ihm mehrmals geraten hatte, aufzuhören, hatte er einiges Herzblut in seine Arbeit investiert.
Arathus zuckte ungerührt mit den Schultern. „Wie gesagt, es war schlecht. Ich ließ es mir von meinen Konkubinen bringen, weil ich wissen wollte, was so viel wichtiger ist als deine Ausbildung. Ich habe es gelesen und war… enttäuscht." Er sah Barthos mit einem tadelnden Blick an, der unmissverständlich sagte: *„Wenn du wenigstens etwas Brauchbares zustande gebracht hättest, könnte ich ja noch drüber hinwegsehen, dass du deine eigentliche Aufgabe vernachlässigt hast."*
„Aber wieso?"
Nun endlich blickte der Magier auf. „Du schlägst ein absolutistisches Staatsmodell unter einem Philosophenkaiser vor. Tatsächlich finde ich ein derartiges Maß an Naivität beängstigend."
„Was ist daran naiv?", versuchte Barthos sich zu verteidigen. „Ein Herrscher, dessen Handeln einzig von Moral und Vernunft bestimmt ist, der das Wohl aller im Sinne hat…"
„Das Wohl aller." Arathus schnaubte. „Große Worte. Was du vorschlägst, ist eine Diktatur der Tugend. Dein Philosophenkaiser wäre ein Mann deines Schlages. Hochgebildet, doch ebenso hochmütig. Davon überzeugt, zu wissen, was gut für seine Untertanen ist. Besser als sie selbst, die er im günstigsten Falle wie Kinder behandeln würde. Er würde versuchen, die Menschen vor sich selbst zu schützen. Er würde ihnen ihre Freiheit nehmen, weil er davon ausginge, nur er selbst sei gebildet und verständig genug, um mit einer solchen umgehen zu können, ohne zu beachten, dass Freiheit nichts mit Bildung oder Vernunft zu tun hat. Kurz gesagt: Du lässt dein theoretisches

Gedankengebäude nicht mit der Realität in Berührung kommen.“
Barthos fühlte sich geohrfeigt. „Dann seid Ihr auch für eine Volksherrschaft?“
Arathus gluckste. „Habe ich das gesagt?“
„Welche Staatsform würdet Ihr denn dann vorziehen?“ Femos Frage überraschte Barthos. Sein Freund schien sogar seine Wut vergessen zu haben. Seine Stimme klang unbeschwert; neugierig. Ihr fehlte der kalte Ton, den sie die letzten Tage gehabt hatte.
„Eine zeitgemäße.“ Arathus schob die leere Schale Speiseeis von sich und lehnte sich zurück, ohne dass Shirin ihre Arbeit unterbrach. „Vor…“ Sein Blick glitt für einen Moment zur Seite, seine Stirn legte sich in Falten. Er schien angestrengt zu überlegen. „… ungefähr fünfzig Jahren. Ja, ich glaube, es war 809 – nach eurer Zeitrechnung, versteht sich –, aber letztlich ist das ja belanglos. Jedenfalls gab es damals einen Raja im östlichen Kitai, der sehr um seine Untertanen bemüht war. Unter anderem führte er eine allgemeine Schulpflicht für alle Kinder ein.“
„Ein weiser Herrscher“, sagte Barthos. „Auch wenn ich nicht sehe, was das mit unserem Thema zu tun hat.“
„Nein, kein weiser Herrscher, ein kurzsichtiger Narr!“, bellte Arathus wütend. „Und du bist es offensichtlich auch. Sein Gesetz zwang die Kinder in die Schulen. Sie konnten nicht mehr bei der Reisernte helfen. Nach mehreren Missernten rebellierte das Volk schließlich und stürmte den Palast des Rajas, der es so gut mit ihnen gemeint hatte. Der Maharadscha selbst musste eingreifen und ein Heer entsenden, um den Aufstand niederzuschlagen.“
Femo beugte sich mit gerunzelter Stirn vor und stützte die Ellenbogen auf den Tisch. „Wollt Ihr damit sagen, Kinder sollten nicht zur Schule gehen?“
„Unter den gegebenen Umständen? Nein. Ein Land ist von bestimmten Lebensumständen und einer bestimmten Mentalität geprägt. Wer ein Land regiert und Gesetze für es entwirft, ohne genau das zu beachten, ist ein törichter Narr und schaufelt sich oder gar dem Land selbst das eigene Grab. Die Demokratie funktionierte im Stadtstaate Trelium. Sie geriet ins

Wanken, als sich Treliums Macht auf die umliegenden Gebiete ausweitete. Sie ist unmöglich in einem derart großen Gebiet wie der Ariabischen Liga, dem Mehmedanenreich oder auch nur den myrtanischen Fürstentümern.“
„Will heißen, sie funktioniert in Stadtstaaten, ist aber für größere Staaten ungeeignet?“, wollte Femo zweifelnd wissen.
„Momentan, ja. Aber Lebensumstände und Mentalität sind ständigem Wandel unterworfen. Es würde mich nicht wundern, wenn dereinst auch Staaten dieser Größenordnung demokratisch regiert werden könnten. Doch dafür muss sich vieles wandeln. Vor allem, denke ich, verlangt eine Volksherrschaft ein gewisses Maß an Kommunikation und Information. In einem Stadtstaat können sich die Bürger auf dem Marktplatz versammeln. In einem großen Reich gestaltete sich das schwieriger. Momentan jedenfalls leben wir in Ariabia in einer Zeit des Absolutismus und jeder Versuch, daran etwas zu ändern, ohne auch etwas an dem zu ändern, was diesen Absolutismus herbeigeführt hat, wäre zum Scheitern verurteilt. Eine Staatsform muss im Verlauf der Geschichte wachsen, sie kann nicht aufgezwungen werden. Ich hatte gehofft, das hättet ihr durch Milanas Unterricht bereits verstanden. Momentan sind der Adel, der die Hofämter bekleidet, auf der einen und die Bürger und Magier, die die Staatsämter bekleiden auf der anderen Seite ungefähr von gleicher gesellschaftlicher Stärke. Die Macht des Moguls über sie, der eigentlich von beiden komplett abhängig ist, liegt darin, dass keiner der beiden Stände den anderen übertrumpfen kann und der Mogul so die Möglichkeit hat, zwischen ihnen die Waage zu halten und sie gegeneinander auszuspielen. Das wird nicht ewig gehen. Lange lag die Macht allein beim Adel, gut möglich, dass sie zukünftig allein beim Bürgertum liegen wird. Aber dieser Tag ist noch nicht gekommen.“
Weder Barthos noch Femo wussten darauf etwas zu antworten. Beide starrten sie Arathus schweigend an und versuchten seine Worte zu verarbeiten.

Der Magier erhob sich unterdessen in einer fließenden Bewegung. „Ich werde mich nun zurückziehen, ehe Swanhild sich noch fragt, wo ich bleibe“, verkündete er.
Shirin klatschte in die Hände und Indrakshi, Fiona und Nasrin erschienen, um die Tafel abzuräumen.
„Ach, Shirin.“ Arathus wandte sich in der Tür noch einmal herum. „Morgen beehrt uns die Dame Manizheh mit ihrem Besuch.“
„Ich werde alles vorbereiten.“ Die Konkubine verbeugte sich lächelnd.
Arathus ging ohne ein weiteres Wort. Auch Femo erhob sich rasch von der Tafel und verschwand. Die Konkubinen hatten den Tisch abgeräumt. Und ehe Barthos sich versah, war er mit Shirin alleine.
„Wer ist die Dame Manizheh?“, wollte er wissen und trank dabei den letzten Rest Wein aus seinem Glas aus.
„Meister Arathus’ Frau.“
Barthos prustete den Wein über den Tisch. „Seine was?“
Shirin zog einen Lappen aus einem Ärmel hervor. Grinsend drückte sie ihn Barthos in die Hand. „Was denn?“, fragte sie, als er sich nicht rührte, weil er ganz offensichtlich nicht verstand, was er mit dem Lappen sollte. „Erwartest du, dass ich das jetzt aufwische?“
„Ich…“ Das hatte er tatsächlich. Er war es gewohnt, dass die Konkubinen sich um alles kümmerten. Shirin schien heute jedoch wieder Gefallen daran zu finden, ihn zu ärgern. Noch immer grinste sie ihn schelmisch an. Er seufzte und begann mehr schlecht als recht über die Tischplatte zu wischen.

Die Dame Manizheh

Barthos hatte versucht, mehr aus Shirin herauszubekommen: „Was weißt du über diese Manizheh?“
„Sie ist bedeutend jünger als Meister Arathus. Aber inzwischen ist auch sie schon eine alte Frau. Die beiden haben vor langer Zeit geheiratet. Da waren wir alle noch nicht geboren. Der Mogul selbst hat die Ehe arrangiert, soweit ich weiß. Arathus selbst war von niederer Geburt. Und als er Großwesir wurde, entstammten die Staatsbeamten noch nicht alle dem Bürgertum wie heute. Viele Adlige protestierten. Der Mogul verheiratete ihn deshalb mit der Tochter eines angesehenen Hauses.“
„Eine reine Zweckehe also?“
Shirin lächelte. Dieses Mal ein völlig unergründliches Lächeln. „Welche Ehe ist das nicht?“, fragte sie, nachdem sie an ihrem Tee genippt hatte. Sie saßen an dem Tischchen im Gemach der Konkubinen. Barthos hielt eine Tasse Tee in der Hand. Sein Oberkörper war entblößt und Indrakshi, die hinter ihm stand, massierte ihm die Schultern. Er gab sich keine Mühe, zu verbergen, dass sich nicht nur seine Schultern über diese Behandlung freuten. Das hatte er lange aufgegeben. Und solange Femo nicht in der Nähe war, hatte er seltsamerweise auch keine Probleme damit, sich gehen zu lassen.
„Schon.“ Barthos wusste nur zu gut, dass man, gerade in so hoher Position, nur selten aus Liebe heiratete. Die Ehe seiner Eltern war eine ebensolche Zweckehe gewesen gewesen, ebenso die seines Bruders.
„Ich… hätte es nur irgendwie nicht erwartet. Bei Arathus, meine ich.“

Die Oberkonkubine kicherte belustigt. „Auch Meister Arathus ist ein ganz gewöhnlicher Mensch. Es ist übrigens auch nicht so, dass er die Dame Manizheh nur geheiratet hat, weil es von ihm verlangt wurde. – Das heißt, doch, hat er. Freiwillig wäre er wohl keine Ehe eingegangen. Aber was ich sagen möchte, ist, dass er seiner Braut gegenüber nicht abgeneigt war. Die Dame Manizheh ist sehr gebildet und soll damals auch sehr schön gewesen sein."
„Also so wie ihr."
Shirin ließ ein verschämtes Kichern hören wie ein halbwüchsiges Mädchen, dem ihr großer Schwarm zum ersten Mal ein Kompliment gemacht hatte, und nippte wieder an ihrem Tee.

Die Dame Manizheh kam in einer Sänfte, begleitet von einer ganzen Karawane aus Kamelen und Dienern.
Arathus hatte sie sich zur Begrüßung alle vor dem Eingang seines Palastes versammeln lassen. Er selbst stand ganz vorn, gehüllt in seinen purpurnen Umhang. An seinem Turban steckte neben der Pentagrammbrosche heute auch eine prächtige Pfauenfeder.
Seine beiden Schüler standen in einigem Abstand hinter ihm. Barthos und Femo trugen golddurchwirkte, traditionelle ariabische Gewänder und hatten beide einen Fes mit blauer Quaste auf dem Kopf.
Direkt hinter ihnen standen die sieben Konkubinen in ihren üblichen bunten Gewändern.
Die Sänfte wurde am Fuße der Rampe abgestellt, die zu ihnen hinaufführte. Zwei Eunuchen traten vor und zogen die Vorhänge mit gesenkten Köpfen beiseite. Zum Vorschein kam eine Frau in feinen grünen und roten Gewändern. Ihr ergrautes Haar, das ihr bis über die Hüften reichte, wurde von einem perlenbesetzten Schleier gehalten und war am Ende durch ein goldenes Band locker zusammengebunden. Mit anmutigen Bewegungen erhob sich die Frau aus der Sänfte und schritt lächelnd die Rampe hinauf. Sie war alt. Sehr alt. Barthos konnte kaum glauben, dass sie viele Jahrzehnte jünger sein sollte als Arathus. Doch vielleicht wirkte das Mittel, das Shirin allabendlich auf dem Kopf ihres

Meisters verteilte, besser, als er vermutet hatte.
„Es ist mir eine große Freude.“ Arathus verbeugte sich tief.
„Die Freude ist ganz meinerseits.“ Auch die Dame Manizheh verbeugte sich. Auf ihrer Brust ruhte ein sehr fein gearbeitetes goldenes Amulett in Form eines gleichschenkligen Dreiecks mit einer Triskele in der Mitte, deren Spiralen sich in die Ecken des Dreiecks fügten. „Und dies sind dann wohl deine Schüler?“ Sie schaute an Arathus vorbei auf Barthos und Femo. „Zwei Feuermagier aus Myrtana“ – Manizheh ließ ein glockenhelles Lachen erklingen – „Arathus, also wirklich!“ Ihr Blick glitt wieder zu ihrem Mann hinüber. „In Agadir zerreißen sie sich schon das Maul über dich. Sie sagen, der alte Zausel ist endgültig verrückt geworden.“
„Sie werden Recht haben“, entgegnete Arathus gleichmütig. „Aber lass uns nicht hier draußen stehen bleiben. Drinnen ist es angenehmer.“
„Ich war anderthalb Tage in dieser Sänfte. Ein wenig frische Luft wird mich jetzt nicht umbringen. Aber du hast Recht. Gehen wir hinein.“
Manizheh hakte sich bei Arathus unter und ließ sich ins Innere des Palastes führen. Wie auf ein stummes Kommando setzten sich auch die Konkubinen in Bewegung. Shirin, Milana und Swanhild schritten die Rampe hinab zur Karawane, wohl, um sich um deren Unterbringung zu kümmern. Die übrigen Frauen verschwanden wieder nach drinnen, wo sie mit den Vorbereitungen für das Abendessen begannen. Barthos und Femo blieben etwas ratlos zurück.

Einige Stunden später saßen sie zu viert am Tisch und aßen zu Abend. Barthos hatte das Gefühl, dass sich die Konkubinen heute besondere Mühe mit dem Essen gegeben hatten. Andererseits schmeckte einfach alles göttlich, was sie ihnen vorsetzten. Shirin war heute nicht zugegen. Und Arathus trug auch noch immer seinen Turban mit der Pentagrammbrosche und der Pfauenfeder. Doch das war nicht der einzige Unterschied zu sonst. Ein leichtes Lächeln umspielte die Lippen des alten Magiers. Die Strenge und Härte, die sein Gesicht normalerweise zeichnete, war verschwunden.

Barthos wurde einfach nicht schlau aus alledem. Er war noch immer völlig überrumpelt davon, dass Arathus überhaupt eine Frau hatte. Es wollte einfach nicht zu ihm passen. Gut, Shirins Erklärung ließ Barthos sich gefallen. Aber wenn diese Ehe nicht mehr als ein politisches Manöver gewesen war, was sollte dann das hier? Hätte er es nicht besser gewusst, Barthos hätte gesagt, Arathus sei tatsächlich in diese Frau verliebt. Aber das konnte er sich einfach nicht vorstellen. Nicht Arathus. Und wenn doch, wieso lebte sie dann nicht bei ihm? Wieso verbrachte er seine Zeit dann lieber mit sieben Konkubinen?
„Was schaut ihr so verwirrt drein?“ Manizheh blickte Barthos und Femo fragend an. Sie hatte überaus wache Augen, die im Gegensatz zu ihrem Körper jung und unverbraucht wirkten. Ihr Blick war völlig anders als der ihres Mannes, doch nicht von minder starker Wirkung. Anders als Arathus’ Augen hielten ihre einen gefangen, wenn sie einen anschaute und ließen einen nicht zusammenzucken und ausweichen.
„Nun ja…“ Barthos senkte den Blick. Er wollte nicht unhöflich sein und schon gar nicht Arathus’ Zorn heraufbeschwören.
Auch Femo druckste herum: „Es ist nur… Also…“
„Ich sehe, du jagst deinen Schülern noch immer Angst ein“, wandte sich Manizheh belustigt an Arathus.
Dieser zuckte mit den Schultern. „Du siehst, es ihnen austreiben zu wollen, ist vergebene Mühe.“
Sie aßen schweigend weiter. Barthos war sich nicht sicher, ob das Thema damit vom Tisch war, doch er traute sich nicht, es noch einmal anzusprechen. Umso überrumpelter war er, als Manizheh wieder den Kopf von ihrem Teller hob, Arathus anblickte und lächelnd sagte: „Ich weiß, dass du auf deine alten Tage recht geduldig geworden bist verglichen mit früher, aber ich muss zugeben, ich bin beeindruckt. Es mit Schülern auszuhalten, die derart lange für die Beantwortung einer simplen Frage benötigen.“
Arathus lachte. „Wenn du wüsstest. Mit nichts anderem sind sie beschäftigt, seit sie hier sind.“

„Es…“ Femo zögerte. „Es ist nur… Nun, Ihr seid verheiratet, doch Ihr lebt getrennt und… Und Meister Arathus…“
„Hält sich seinen privaten kleinen Harem?“ Manizheh lächelte noch immer hintergründig.
„Äh… genau.“
„Nun, ich pflege gerne zu sagen, in einer guten Ehe, sind beide Partner ein Stückchen unverheiratet.“
„In unserem Falle ein großes Stückchen“, ergänzte Arathus und fügte dann, die Augen schon wieder auf sein Essen gerichtet, hinzu: „Getrennte Schlafzimmer reichen mitunter eben nicht aus.“
Manizheh ergriff wieder das Wort, während sie ihren Fisch zerschnitt: „Ich kenne viele der Balladen eurer Minnesänger und viele Erzählungen über die Bräuche und die Menschen in eurem Land. Ich muss sagen, mir erschien eurer Verhältnis zur Liebe schon immer höchst ungesund.“
Sie ließ diese Aussage so im Raum stehen und wandte sich wieder ganz ihrem Mann zu. Femo und Barthos schwiegen, während die beiden sich angeregt unterhielten. So beendeten sie ihr Mahl, bis Arathus heute einmal selbst in die Hände klatschte und drei der Konkubinen hereinkamen, um den Tisch abzuräumen. Arathus und Manizheh zogen sich derweil gemeinsam zurück.

Die Dame Manizheh blieb für zwei Wochen. Während dieser Zeit war in Arathus’ Heim beinahe nichts wie sonst. Das lag in erster Linie daran, dass die Konkubinen alle Hände voll zu tun hatten. Sie mussten sich nicht nur um Manizheh selbst kümmern, sondern auch die Versorgung ihres Gefolges gewährleisten.
Barthos wünschte sich schon bald, die Frau seines Meisters würde rasch wieder abreisen, damit wieder Normalität einkehren konnte. Er langweilte sich zu Tode, denn es gab nun nichts mehr, womit er seine Zeit totschlagen konnte. Femo war noch immer wütend auf ihn, die Suche nach der Bedeutung der Eins hatte er aufgegeben und an seinem Manuskript konnte er auch nicht weiterschreiben. Zudem vermisste er einfach das Leben bei Arathus, wie es gewesen war und an das er sich

gewöhnt hatte. Er vermisste den Unterricht der Konkubinen. Er vermisste die mittäglichen Teestunden in ihrem Gemach. Vor allem vermissten er ihre Bäder und Massagen.
Das war nicht alles. Barthos wusste nicht, ob die Konkubinen sich langweilten, weil Arathus sie nicht mehr auf sein Zimmer nahm, oder ob sie sich einfach nach etwas Ablenkung sehnten, aber er hatte den dringenden Verdacht, dass sie einigen der jungen Männer in Manizhehs Gefolge nicht nur durch ihre Kochkunst angenehme Stunden bereiteten. Der Verdacht erhärtete sich, als er eines Tages durch die Gänge des Palastes lief, als direkt vor ihm einer von Manizhehs Männern stark verschwitzt aus einer Kammer trat, gefolgt von einer kichernden und zerzausten Milana. Barthos störte sich nicht daran, dass die Konkubinen sich etwas Abwechslung von Arathus gönnten. Doch zu seiner Schande musste er sich eingestehen, dass er sich sehr wohl daran störte, dass sie dies nicht mit ihm taten. Unwillig fragte er sich, was diese Männer hatten, was er nicht besaß.
Femo schien es ganz anders zu ergehen. Weder verspürte er irgendwelchen Neid, noch wurde ihm langweilig. Zumindest konnte Barthos weder das eine noch das andere an ihm entdecken. Stattdessen bemerkte er, wie Femo an dem vierten Tag ihres Besuches anfing, sich in den wenigen Momenten, die sie nicht mit ihrem Mann verbrachte, mit Manizheh zu unterhalten. Barthos wusste nicht, worüber, doch es schienen sehr angeregte Konversationen zu sein. Gerne hätte er gewusst, wie man mit Arathus' Frau ins Gespräch kam, aber fragen konnte er Femo nicht, solange dieser noch wütend war. Und er selbst traute sich nicht so recht an Manizheh heran, da er immer noch nicht wusste, was er von ihr zu halten hatte.

Die Abreise der Dame Manizheh glich ihrer Ankunft. Wieder hatten sie sich in ihren besten Kleidern vor dem Eingang versammelt. Dieses Mal jedoch, um sie zu verabschieden, nicht um sie zu begrüßen. Arathus geleitete seine Frau, die sich bei ihm eingehakt hatte, persönlich zu ihrer Sänfte.

Barthos schaute ihnen nach, als ihm plötzlich jemand auf die Schulter tippte. Er erschrak und sein Kopf fuhr herum. Es war Femo und sein Gesicht strahlte vor gespannter Freude. „Ich weiß vielleicht, wie wir das mit der Eins rausfinden.“ Als Barthos ihn nur leicht perplex ansah, fuhr er fort: „Der Anhänger, den die Dame Manizheh um den Hals getragen hat. Ist er dir nicht aufgefallen?“
„Äh, doch, aber was hat das mit der Eins zu tun?“
„Weiß ich nicht. Eben das müssen wir herausfinden!“
Barthos hob zweifelnd die Brauen. War sein Freund nun verrückt geworden? Das ergab doch keinerlei Sinn.
„Ich habe sie nach Arathus’ Aufgabe gefragt“, erklärte Femo. „Und nach Shirins Hinweis. Sie schien Bescheid zu wissen, wollte es mir aber nicht erklären. Aber sie sagte, ich müsse das verstehen, wofür das Zeichen steht, was sie trägt, dann verstünde ich auch die Eins.“
„Hm.“ Das klang recht vage und nicht viel besser als Shirins orkischer Tipp. Aber es war besser als nichts und je länger er ihm ins Gesicht blickte, desto mehr ließ Barthos sich von Femos Euphorie anstecken. Es war schön, ihn wieder Lächeln zu sehen. Ob es an der Aussicht auf Lösung des Rätsel lag? Vielleicht hatte Femo seine Wut auf ihn nur vergessen und er Trottel erinnerte ihn nun wieder daran, aber er musste sich Gewissheit verschaffen: „Du bist mir nicht mehr böse?“
Das Lächeln in Femos Gesicht erstarb. Doch es nahm auch nicht wieder diesen eisigen Ausdruck an. Vielmehr lag Bedauern darin. „Nein. Tut mir leid. Ich habe etwas überreagiert.“
„Woher der plötzliche Sinneswandel?“
„Durch ein Gespräch mit Manizheh.“
„Was hat sie dir gesagt? Und warum warst du überhaupt sauer?“
Femo biss sich auf die Lippe. „Ich bin es nicht mehr. Das kann dir doch reichen, oder?“, sagte er dann wieder etwas schroffer, als wolle er unmissverständlich klarmachen, dass er das Thema für abgeschlossen hielt. „Konzentrieren wir uns lieber auf dieses Zeichen, das sie trug.“
„Worauf wartet ihr denn noch? Na los, rein! Ihr habt genug gefaulenzt in

den letzten Tagen!“ Arathus stand vor ihnen. Seine Stimme klang wieder barsch und ungeduldig, seine Brauen hatte er wütend zusammengezogen. Fast hätte Barthos gelächelt, denn alles war wieder wie vorher.

Die Bedeutung der Eins

„Ich hab es!“
„Zeig her!“ Barthos ließ das Buch, das er durchsucht hatte, aus den Händen fallen, schnellte in die Höhe und lief zu Femo hinüber.
„Es ist das Zeichen des Rakultes.“
„Rakult?“
„Du weißt schon, Ra. Am Anfang erschien Ra und wandelte durch die Weiten des Morgrad. Und Ra teilte sich in Innos, Adanos und Beliar. Und so weiter, und so fort.“
„Ich weiß, wer Ra ist.“ Barthos kniete sich neben Femo und versuchte über seine Schulter in das Buch zu sehen.
„Hier steht, der Rakult ist recht verbreitet auf der Insel Aman“, fuhr Femo fort. „Aber er hat auch noch Anhänger im Nordwesten Ariabias. Stammt wahrscheinlich aus der Zeit, als dieses Gebiet unter Herrschaft Amans stand.“
Das musste Femo nun wirklich nicht erwähnen. Milana hatte sie die Geschichte der Südlichen Inseln auswendig lernen lassen. Barthos wusste, dass das nahe Aman einst kleine Teile Ariabias erobert hatte. Aber im Augenblick interessierte ihn das wenig. „Was hat es jetzt mit diesem Symbol auf sich? Viel wichtiger: Was hat es mit der Eins zu tun?“
„Ich bin ja dabei“, entgegnete Femo leicht ungehalten. Seine Augen glitten suchend über die Seiten. „Okay… sie sagen, Ra habe sich nicht wirklich geteilt in drei unterschiedliche Gottheiten, er habe nur drei Wesen. Ein dreifaltiger Gott quasi.“ Femo blätterte zwei Seiten weiter.

„Und hier… hier wird das Symbol erklärt, siehst du? Drei miteinander verbundene Spiralen in einem Dreieck… Hm, das soll die drei Gesichter des Ra symbolisieren. Also im Prinzip unsere drei Götter, nur eben als Einheit. Deswegen das Dreieck als Rahmen. Nur wo ist da der Zusammenhang mit Arathus' Aufgabe?"
Schweigend saßen sie da. Dachten nach. Resignierten. Sie hatten auf eine simple Lösung gehofft, darauf, die Antwort würde einfach in einem Buch stehen und sie müssten es nur finden. Dann begriff Barthos, dass sie die genaue Antwort nie finden würden. Dass sie sie sich würden erschließen müssen. Und dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. „Ich hab's!"
„Was hast du?"
„Na die Antwort! Die Antwort lautet, alles ist eins!"
„Hä?" Verwirrt und leicht mit dem Kopf schüttelnd, als könne er so seine Gedanken ordnen, blickte Femo zu ihm auf.
„Na das ist das, was wir lernen, seit wir hier sind! Das ist das, was uns die Konkubinen die ganze Zeit beibringen. Überleg doch mal! Nasrin hat uns beigebracht, dass das ganze Universum aus einem einzigen Punkt heraus entstanden ist. Es ist im Grunde eins und hat sich nur in seine Bestandteile aufgespaltet. Genauso wie in diesem Rakult die drei Götter eins sind. Milana sagt, alle Menschen und damit alle Kulturen haben ein und denselben Ursprung. Shirin hat uns beigebracht, dass alle Sprachen voneinander abstammen und sich nur auseinanderentwickelt haben. Indrakshi hat immer wieder betont, dass der Körper eine Einheit ist und nur als solche funktionieren kann. Sie sagte, wenn Teile des Körpers diese Einheit vergessen und sich vom Rest abspalten, entsteht Krebs. Fiona und Milana haben uns gezeigt, dass alles in der Natur und in der Gesellschaft aufeinander einwirkt. Jede Isolation ist Illusion. Beziehungsweise, was sagte Milana noch mal?"
„Isolation bedeutet Stagnation!", nahm Femo den Faden auf, nun ebenso begeistert wie Barthos. „Sie sagte, eine völlig isolierte Kultur könne sich kaum weiterentwickeln. Sie sagte, alle Kulturen beeinflussen einander. Selbst wenn wir es nicht gleich sehen. Sie hat uns erklärt, inwiefern Ariabia Einfluss auf Nordmar hatte und umgekehrt. Sie hat gesagt, alles

ist miteinander verknüpft, aber teilweise so kompliziert, dass wir es nicht erkennen."
„Genau! Und ich glaube, das ist die Antwort. Ich glaube, das ist, was Arathus uns die ganze Zeit klarmachen wollte! Die Eins ist der Ursprung von allem und alles lässt sich auf die Eins reduzieren, genau wie in der Mathematik!"

„Und wisst ihr auch, was das für das Wirken von Magie bedeutet?", fragte Arathus mit nicht weniger Schroffheit in der Stimme als sonst auch. Er hatte ihrer beide Ausführung stumm gelauscht, ohne die kleinste Regung oder das geringste Anzeichen von Zufriedenheit mit seinen Schülern.
„Ihr hattet es eigentlich schon ganz zu Anfang erklärt", sagte Barthos. Auch darüber hatten sie sich noch Gedanken gemacht, bevor sie ihren Meister aufgesucht hatten. „Ihr sagtet, wir müssten die Natur des Mana begreifen, bevor wir es nutzen könnten. Und, nun, das IST seine Natur, richtig? Mana ist allgegenwärtig, gibt allem seine Form, ermöglicht Bewegung jeglicher Art. Das waren Eure Worte. Alles ist eins. Und alles ist verbunden durch das Mana."
„Ja, richtig, das waren MEINE Worte." Arathus hatte die Stirn ungehalten in Falten gelegt. Seine Augenbrauen waren wieder zu einer einzigen verschmolzen. „Es freut mich, dass ihr sie euch gemerkt habt, doch wenn ich sie selbst vergessen sollte und wünsche, dass man sie wiederholt, dann sage ich das auch. Ich möchte wissen, was das alles konkret für euch als Magier bedeutet. Wir betreiben hier keinen Philosophiekurs und wir sitzen auch nicht in einem burjakischen Kloster und Ergründen das Wesen allen Seins, erkennen, dass alles Illusion ist und nur das Mana existiert. Wir wollen zaubern. Und ich versuche noch immer, euch die Grundlagen beizubringen."
Barthos senkte den Kopf. Wieder war es, als hätte ihm Arathus eine Ohrfeige versetzt. Er hatte geglaubt, sie hätten das Rätsel endlich gelöst. Er hatte geglaubt, ihr Meister würde wirklich einmal zufrieden mit ihnen sein.

Doch Femo ließ sich nicht so leicht einschüchtern. Mit in Bartos' Augen geradezu beeindruckender Ruhe und Selbstverständlichkeit sagte er: „Es geht um den Unterschied zwischen unserem myrtanischen Magieverständnis und dem, was Magie wirklich ist, und was man begreifen muss, um sie ohne Hilfsmittel zu benutzen, richtig? Es geht darum, uns zu zeigen, dass Barthos' erster Versuch, Magie zu definieren falsch war. Sie ist nicht die göttliche Essenz, zumindest nicht göttlich im Sinne unseres Götterbegriffs. Vielleicht im Sinne des Götterbegriffs des Rakults. Aber das ist egal. Und sie lagert sich nicht in Magischem Erz ab. Sie ist überall. In uns und um uns. Das müssen wir verstehen, weil wir sonst nie lernen werden, dass wir das Mana, das wir nutzen, nicht aus Runen aus Magischem Erz ziehen müssen, sondern aus uns selbst oder unserer Umgebung beziehen können."
Arathus nickte wohlwollend. „Ja. Magisches Erz besitzt ganz besondere Eigenschaften, die sich noch niemandem vollends erschlossen haben. Es ist nicht einfach ein stärkerer Magiespeicher als alle anderen Stoffe, es gibt sie vielmehr leichter wieder ab. Man kann das darin enthaltene Mana leicht auf anderes lenken. Noch leichter, wenn entsprechende Runenzeichen in das Erz eingelassen sind, die, wie ihr von Swanhild wissen dürftet, alle das Mana auf ganz eigene Art kanalisieren. Aber nur weil Zaubern mithilfe von Erz oder Runen leichter ist, ist das nicht der einzige Weg. Und es mag schwerer sein, euer eigenes Mana auf anderes zu lenken, es ist, zur Perfektion gebracht, aber auch eine weit machtvollere Kunst. Ihr könnt nun endlich dazu übergehen, sie tatsächlich zu erlernen."
„Ist es nicht mal wieder Zeit für Fragen, bevor wir fortfahren?", wollte Femo wissen.
Was sollte nun das? Was gab es zu fragen? Barthos verstand nicht, was sein Freund wollte, und Arathus schien ebenfalls überrascht. Eine seiner Brauen zuckte leicht in die Höhe. Dennoch willigte er ein: „Wenn du eine Frage zu stellen wünschst, stell sie."
„Ich frage mich seit einiger Zeit, wie alt Ihr tatsächlich seid, wenn das gestattet ist. Seit dem Besuch der Dame Manizheh, um genau zu sein. Sie

ist sehr alt. Und sie soll mehrere Jahrzehnte jünger sein als Ihr."
„Ich bin einhundertvierundzwanzig Jahre alt."
Barthos' Mund klappte auf. Er hatte immer gewusst, dass Arathus alt war, doch mit einem so hohen Alter hatte er nicht gerechnet. Nun verstand er, dass der Magier vor dreißig Jahren geglaubt hatte, seinen Tod nahen zu fühlen. Er verstand auch, dass Arathus gesagt hatte, sie wollten gar nicht wissen, wie seine Haut ohne das Mittel, mit dem Shirin sie einrieb, aussähe.
Auch Femo schien überrascht, fing sich jedoch schneller. „Sind es die Mittel Eurer Konkubinen, die Euch so ein langes Leben ermöglichen?"
„Nein." Arathus' Blick verfinsterte sich langsam und ihm war deutlich anzusehen, dass ihm dieses Thema nicht gefiel. „Die Welt sähe anders aus, wenn ein paar Salben und Tinkturen das Leben verlängern könnten. Sie bewirken lediglich, dass ich nicht aussehe und nicht so gebrechlich bin, wie ich es als Hundertvierundzwanzigjähriger sein sollte."
Kurz zögerte Femo, dann fragte er: „Ist es das, was hinter der Eisentür ist, was Euch so lange am Leben hält?"
Die Miene des Magiers erstarrte zu Stein. Dann schnellte er plötzlich in die Höhe und schrie: „HINAUS!"
Barthos schrak zusammen. Dann sprang er auf die Beine und hastete zur Tür. Die Stimme des Magiers ließ für ihn keinen Zweifel daran, dass Arathus ihnen Feuerbälle hinterjagen würde, wenn sie nicht sofort taten, was er sagte. Femo schätzte die Lage wohl ähnlich ein wie er und rannte ihm nach. Als er wenige Meter auf den Gang hinausgerannt war, hörte Barthos ihren Meister die Tür hinter ihnen zuschlagen.

An diesem Abend brachten die Konkubinen Barthos nach dem Baden nicht in den Speisesaal. „Er will nicht mit euch zu Abend essen", erklärte Milana entschuldigend. „Ich habe ihn selten so wütend erlebt." Sie führte ihn gemeinsam mit Femo ins Gemach der Konkubinen, wo sie sie allein zurückließ, weil sie das Abendessen auftragen musste. Die beiden Freunde sprachen nicht miteinander. Beide stellten sie sich stumm dieselbe Frage: Würde Arathus ihre Ausbildung beenden und sie

herauswerfen, noch ehe sie auch nur einen Zauber gewirkt hatten?
Später gesellten sich sechs der Konkubinen zu ihnen. Shirin fehlte, da sie heute Nacht Arathus' Gespielin war. Sehr zur Freude ihrer knurrenden Mägen, brachten die Konkubinen Essen. Femo und Barthos, die sich bisher keinerlei Gedanken darüber gemacht hatten, erfuhren, dass die sechs Konkubinen, die ihre Nacht nicht mit Arathus zubrachten, immer gemeinsam in ihrem Gemach speisten, wenn ihr Meister und seine Schüler sich bereits zurückgezogen hatten.
Sie schwiegen beim Essen. Auch die Konkubinen schienen nicht recht zu wissen, wie es nun weitergehen würde. Barthos hatte den Eindruck, dass sie heute Abend weniger fröhlich als sonst waren. Sie sprachen nicht viel und kicherten auch nicht, wie sie es sonst taten. Das bedrückte ihn sogar noch mehr als die Ungewissheit, was Arathus mit ihnen tun würde.
Als sie aufgegessen hatten, brachten die Konkubinen die beiden Freunde in ihre Zimmer. Noch lange lag Barthos wach und fragte sich, ob dies vielleicht seine letzte Nacht in diesen Mauern sein würde, ob er nie die Kunst der Magie von Arathus erlernen würde und ob dies heute Abend sein letztes Bad mit den Konkubinen gewesen sein sollte.

Eine kleine Lektion

Eine Hand strich sanft über seine Wange. Barthos blinzelte. Über sich sah er die sanften Züge und die tiefen braunen Augen Nasrins. Sie lächelte, wie sie es immer tat, wenn sie ihn weckte. „Komm schon, raus aus den Federn."
Zögernd erhob er sich und ließ sich von ihr ankleiden. Was war los? Alles war wie immer. Und eben das überraschte ihn. Die Konkubine gab sich als sei nichts geschehen. Hatte er etwa alles nur geträumt?
„Wisst ihr inzwischen, was Arathus beschlossen hat?", fragte er zögerlich.
„Es ist alles in Ordnung. Du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen. Ich glaube, er hat euch verziehen."
„Wirklich?!" Barthos fiel ein Stein vom Herzen.
„Wenn nicht, hätte er euch schon längst rausgeworfen, richtig? Und jetzt beeil dich, du willst doch nicht zu spät zum Unterricht bei Shirin kommen, oder?"
Nein, das wollte er wirklich nicht. Schon gar nicht jetzt. Lange hatte er sich nicht mehr so sehr auf den Unterricht gefreut, was etwas heißen wollte, denn er freute sich immer, wenn er Shirin auch nur zu Gesicht bekam.

Femo konnte ähnlich wie Barthos kaum glauben, dass Arathus' Zorn wieder abgeklungen war, aber beide beschlossen gemeinsam, dass es das Beste wäre, sich einfach darüber zu freuen und sich keine weiteren

Gedanken zu machen, während sie sich in Richtung Konkubinengemach begaben.
Shirin empfing sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln und nahm Barthos damit endgültig jeden finsteren Gedanken. Gemeinsam mit Femo setzte er sich an den Tisch und schaute der Konkubine zu, wie sie kurz in ihrem Zimmer verschwand und nach wenigen Momenten mit einem Tablett zurückkehrte. Es war zum festen Ritual geworden, dass sie ihnen erst Tee servierte, bevor sie ihren Unterricht begann. Wie stets bewunderte Barthos die Anmut, mit der sie die drei Tassen vor ihnen platzierte und dann das heiße Wasser in die Tassen goss. Doch heute war es damit nicht getan. Sie zog ein kleines Fläschchen aus ihrem Dekolleté und träufelte einen Tropfen seines Inhalts in Femos Tee. Es war eine völlig klare Flüssigkeit. Man hätte es für Wasser halten können. Shirin nahm eine andere Flasche, aus der sie einen Tropfen in ihren eigenen Tee gab. Schließlich wurde auch in Barthos' Tasse eine Flüssigkeit aus einem dritten Fläschchen hinzugegeben.
„Was ist das?", wollte Femo wissen.
„Gift." Shirin lächelte unschuldig, nahm ihre Tasse mit beiden Händen, wie sie es immer tat, und pustete vorsichtig hinein.
„Hm." Femo war anzusehen, dass er mit dieser Erklärung nicht zufrieden war. Barthos war es auch nicht. Aber sie beide kannten Shirin gut genug, um zu wissen, dass sie sich weiteres Nachfragen sparen konnten. Sie erlaubte sich wieder einen Spaß mit ihnen, indem sie sie im Dunkeln ließ. In Wahrheit war es wohl irgendein Stoff, der dem Tee ein stärkeres Aroma verlieh, oder dergleichen und so nippten sie gespannt an ihren Tassen.
„Bereit für die erste Lektion des Tages?" Shirin blickte Femo an, die Tasse an ihren Lippen, jedoch ohne zu trinken.
„Klar. Was ist es? Lernen wir endlich Orkisch? Jetzt, wo wir Arathus' Aufgabe gelöst haben, musst du es uns ja nicht mehr vorenthalten."
Shirin schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, das ist es nicht. Heute möchte ich euch als allererstes eine simple Lebensweisheit beibringen. Bist du bereit, sie zu hören?"

„Sicher.“ Kam es Barthos nur so vor oder fiel Femo das Atmen schwerer?
„Gut.“ Shirins Lächeln wurde breiter. Es nahm den spitzbübischen Ausdruck an, der sich so oft auf ihr Gesicht schlich. Mit geschürzten Lippen nippte sie an ihrem Tee, bevor sie Femo über den Rand ihrer Tasse hinweg ansah. „Die heutige Lektion lautet: Wenn jemand Gift in deinen Tee schüttet und es dir auch noch sagt, dann trink ihn nicht.“
Röchelnd brach Femo zusammen.
Barthos sprang auf, griff seinen Freund bei den Schultern und schüttelte ihn. Keine Reaktion. „Was hast du getan?!“, schrie er Shirin an.
Die Konkubine nippte gelassen an ihrem Tee. Das Lächeln war nicht aus ihrem Gesicht gewichen. „Ich habe Gift in die Tasse geschüttet. Das sagte ich gerade. Übrigens hatte ich euch versprochen, es anzukündigen, wenn ich das jemals tun sollte.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Selbst schuld, wenn ihr nicht auf mich hört.“
Fassungslos starrte Barthos ins Gesicht seines Freundes. Erst nach einer Weile fiel ihm ein, dass auch er bereits einen Schluck Tee getrunken hatte. Panisch spuckte er mehrmals auf den Teppich, obwohl er den Tee längst heruntergeschluckt hatte.
Shirin gluckste. „Das machst du aber sauber. Wenn in deinem Tee dasselbe Mittel gewesen wäre, lägst du jetzt übrigens neben ihm. In unsere beiden Tassen habe ich nur je einen Tropfen Wasser gegeben. Kein Grund zur Sorge also.“ Und wie um ihre Worte zu bekräftigen, nahm sie einen weiteren Schluck Tee.
Barthos starrte wieder in Femos Gesicht, dann sprang er auf und stürmte hinaus. Eine gewaltige Wut, wie er sie noch nie verspürt hatte, hatte sich seiner bemächtigt. Er wollte nur noch eines: Arathus finden und ihm wehtun.
Er rannte durch die Gänge des Palastes. Er rannte zu Arathus’ Gemächern. Wie wahnsinnig hämmerte er auf die Tür ein. Endlich, nach endlos langer Zeit, wurde sie geöffnet und der Magier trat mit leicht erbostem Ausdruck heraus. „Ihr!“ Barthos zielte direkt auf Arathus’ Nase. Mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, schlug er zu. Ein Windstoß ergriff ihn und schleuderte ihn gegen die nächste Wand. Die

Schmerzen, die er sich beim Aufprall zuzog, ignorierend, sprang Barthos auf die Beine und griff abermals an. Und abermals wurde er gegen die Wand gestoßen. Doch dieses Mal konnte er sich nicht mehr erheben. Etwas Fremdes hatte von seinem Körper Besitz ergriffen, hielt ihn in einer magischen Klammer und machte jede Regung unmöglich.
„Bist du jetzt fertig?“ Arathus schaute gelangweilt auf ihn herab. „Wenn du denkst, deinen Freund damit wieder aufwecken zu können, muss ich dich enttäuschen. Falls es dich beruhigt: Das Gift ist nicht tödlich. Er ist nur bewusstlos. Er wird es einige Tage bleiben, dann wird er wieder erwachen. Und danach, das verspreche ich, wird wieder alles seinen gewohnten Gang gehen. Ich habe nicht vor, euch zu schaden, oder euch gar zu töten. Nicht einmal, wenn ihr die Tür tatsächlich geöffnet hättet, hätte ich das getan. Und du musst eine ziemlich schlechte Meinung von mir haben, wenn du das denkst. Ich hielt es lediglich für nötig, euch eine kleine Lektion zu erteilen, weiter nichts.“ Ein lockerer Schlenker seiner Hand und Barthos fühlte die magische Klammer von sich abfallen. Dennoch rührte er sich nicht, sondern blieb keuchend liegen, den wütenden Blick in die Augen seines Meisters gerichtet. „Ich würde dir vorschlagen, dich zu beruhigen und deinen Unterricht fortzusetzen. Die Konkubinen werden sich um Femo kümmern, bis er erwacht. Solltest du es aber vorziehen, mir weiter zu zürnen und mich abermals anzugreifen, bist du die längste Zeit mein Schüler gewesen.“
Einen Moment starrte Barthos den alten Magier noch voller Zorn an, dann senkte er geschlagen den Kopf.
„Gut.“ Arathus wirbelte herum und schritt durch die Tür in sein Gemach zurück. „Ach, eines noch: Wenn Femo erwacht ist, ist diese Sache vorüber. Es wird kein Wort mehr über die eiserne Tür oder das, was dahinter sein mag, verloren. Nie mehr. Andernfalls werde ich eure Ausbildung umgehend beenden.“ Der Magier schlug die Tür hinter sich zu und ließ Barthos wütend und hilflos zurück.

„Da bist du ja wieder! Dann können wir ja endlich mit dem Unterricht anfangen!“ Shirin strahlte ihn an, als sei nichts gewesen. Ihre Tasse hatte

sie ausgetrunken. Seine und Femos standen noch immer, wie er sie zurückgelassen hatte. Doch Femo selbst fehlte.
„Wo ist Femo?!“
„In seinem Zimmer. Die anderen kümmern sich um ihn.“ Shirin wies auf Barthos’ Platz ihr gegenüber. „Setz dich. Wir haben schon genug Zeit vertrödelt, meinst du nicht?“
„Was?“ Völlig perplex schaute Barthos die Konkubine an. Ihm war, als sähe er alles wie durch einen Schleier. Alles schien so surreal. Sein Freund war gerade vergiftet worden und Shirin saß da, lächelte fröhlich und wartete nur darauf, ihren Unterricht zu beginnen. „Du willst mich *jetzt* unterrichten?“
Sie gluckste. „Femo wird einige Tage nicht aufwachen, denkst du, du hast solange frei?“
Wut kochte wieder in Barthos hoch. Wie konnten sie das alle so gelassen nehmen? „**Ich kann doch nicht einfach so tun als wäre nichts passiert!“**, fuhr er sie an. Im nächsten Moment senkte er beschämt die Augen. „Tut mir leid. Ich wollte dich nicht anschreien.“
„Ist schon gut.“ Sie lächelte gutmütig. „Ich verstehe dich ja. Du sorgst dich um Femo. Das spricht nur für dich und ist ganz normal, wenn man verliebt ist. Aber bitte glaube mir, ihm wird nichts geschehen und die anderen kümmern sich um ihn so gut sie können. Es ist alles in Ordnung, du kannst ganz beruhigt sein.“
Barthos erstarrte und riss die Augen auf. „Was hast du gerade gesagt?“, krächzte er.
„Das alles in Ordnung ist und du dich beruhigen kannst“, entgegnete sie lächelnd.
„Shirin, spiel nicht mit mir! Nicht jetzt! Du weißt genau, was ich meine!“
„Weiß ich.“ Ihr Lächeln blieb unverändert. „Aber das weißt du auch. Wozu es wiederholen, wenn du es sehr gut verstanden hast?“
Kraftlos ließ er sich auf seinen Platz fallen und vergrub das Gesicht in den Händen. Das konnte doch alles nicht wahr sein. Er überlegte, sich zu zwicken, um aus diesem Alptraum aufzuwachen, aber das war albern. Warum war er so durcheinander? Warum fiel es ihm so schwer, einen

klaren Gedanken zu fassen? Woher kam der Drang, Shirin anzuschreien, sie solle ihm ein Gegenmittel geben? Woher kam der Drang, zu Femo zu rennen und ihn zu schütteln, bis er aufwachte? Er rutschte unruhig hin und her. Immer wieder fuhr er sich durchs Gesicht. Er wollte aufstehen. Laufen. Rennen. Einfach irgendetwas tun, egal was, egal ob sinnvoll oder nicht. Er konnte schlicht nicht hier sitzen, Tee trinken und Shirins Unterricht folgen.
Wütend versuchte er, sich zur Ordnung zu rufen. Das war doch alles irrational. Was war los mit ihm? Er musste vernünftig bleiben. Nur ungebildete Narren ließen sich von Emotionen leiten. Der zivilisierte Mensch konnte seine Affekte kontrollieren. Er gebrauchte seinen Verstand. Femo war nicht in Gefahr. Die Konkubinen kümmerten sich um ihn und er würde von alleine wieder erwachen. Das war, wie Arathus gesagt hatte, nur eine kleine Lektion. Ernsthaft schaden würde er ihnen nie. So weit würde auch er nicht gehen. Es gab keinen Grund, sich Sorgen zu machen. Und so oder so würde Femo das nicht helfen.
Barthos raufte sich die Haare. Das war alles schön und gut, doch es beruhigte ihn kein Stück. Es brachte seine Gedanken nicht zur Ruhe. Was war nur los mit ihm? Shirin hatte es gesagt, aber das war Unsinn. Er schätzte Femo, aber sie waren Freunde, mehr nicht. Sehr gute Freunde, gewiss. Aber doch nur Freunde. Überhaupt. Femo war ein Mann. Dass Barthos' Interesse Frauen galt, stand doch außer Frage. Die Konkubinen, die Tochter seines Wirtes damals in Geldern, ihr Hausmädchen Luise – ja, er war ganz gewiss nur an Frauen interessiert. Femo war wunderschön, das ließ sich nicht leugnen, aber… Nein! Das war nicht, was er hatte denken wollen. Wie war dieser Gedanke in seinen Kopf gekommen?
Eine Hand legte sich sanft auf seine Schulter. Barthos hatte gar nicht mitbekommen, wie Shirin sich erhoben hatte. „Was hältst du davon: Du gehst runter und hilfst den anderen mit Femo, wenn du dich dann besser fühlst. Und dann legst du dich erst mal hin und ruhst dich aus. Ich mache dir auch einen besonderen Tee. Ich kenne ein Rezept, das hilft, sich zu beruhigen. Ich kann auch Indrakshi holen, damit sie dich etwas

massiert und du auf andere Gedanken kommst. Und dann machst du heute einfach mal frei und kommst ein bisschen zur Ruhe, bringst etwas Ordnung in deine Gefühle. Und Unterricht machen wir dann einfach morgen wieder. Ja?“
Shirin lächelte aufmunternd, fast liebevoll, wie eine Mutter, die ihr kleines Kind tröstet, dessen Puppe der Kopf abgefallen ist. Sie war bezaubernd schön. Barthos fühlte, wie ihm warm ums Herz wurde, und er konnte nicht anders, als ebenfalls zu lächeln. Er drückte die Hand auf seiner Schulter. „Danke.“

Enthüllungen

Beinahe hätte man glauben können, es sei nichts geschehen. Beinahe ging alles seinen gewohnten Gang. Allein Femos Abwesenheit machte den Unterschied zum bisherigen Leben bei Arathus aus. Es war plötzlich, als wäre Barthos der einzige Schüler des Magiers.
Doch das war ein großer Unterschied. Ein gewaltiger.
Die Konkubinen kümmerten sich mit der ihnen eigenen Fürsorge um Barthos' bewusstlosen Freund. Sie wuschen und sie fütterten ihn. Indrakshi gab ihm sogar täglich besondere Massagen gegen eingeschlafene Glieder und Muskelabbau.
Barthos genügte dies alles nicht. Er wollte bei seinem Freund sein, über ihn wachen, ihn pflegen. Es war im Grunde lächerlich und furchtbar irrational, denn die Konkubinen verstanden ihr Handwerk wahrscheinlich bedeutend besser als er, doch er konnte nicht anders.
Und so bestand er darauf, vor dem Unterricht mit den Konkubinen und vor dem Abendessen mit Arathus zu helfen, seinem Freund den Brei einzuflößen, mit dem er während seiner Ohnmacht gefüttert wurde, oder wenigstens dabei zu assistieren. Er bestand darauf, zwischen dem Unterricht und dem Abendessen seine gesamte Zeit bei Femo zu verbringen. Das Bad ließ er ausfallen. Mehrmals auch das Abendessen, das ihm die Konkubinen dann an Femos Bett brachten. In dieser Zeit, die er über seinen Freund wachte, hielt er stets die Augen auf sein Gesicht gerichtet. Teils in der verzweifelten Hoffnung, er würde einfach aufwachen, teils einfach den Anblick von Femos feinen Zügen

genießend. Zwischendrin sprach er mit seinem Freund, wohlwissend, dass zumindest das nun wirklich völlig verrückt und unangemessen war – es störte ihn nicht. Einige Male ertappte er sich beim Betrachten von Femos Gesicht, wie er seine Hand ausstreckte, um es zu berühren und über seine Wangen streicheln. Doch er hielt sich zurück.
Es machte ihm Angst und er kämpfte gegen diese Gedanken an, so gut er konnte, doch mit jedem Tag, der verging, wurde die Gewissheit stärker, dass Shirin Recht gehabt hatte. So sehr er es auch zu verdrängen versuchte, das hier ging doch eindeutig über bloße Freundschaft hinaus. Die Konkubinen ließen ihn gewähren, wenn er helfen oder Femo einfach nah sein wollte. Sie waren verständnisvoll. Und obwohl sie wie stets lächelten, kamen sie ihm ernster vor als sonst. Es war wohl vor allem die Tatsache, dass sie in seiner Gegenwart nicht mehr derart mit ihren Reizen spielten und dass sie ihn nicht mehr neckten. Unter normalen Umständen hätte dieses Verhalten vermisst, doch dieser Tage galten seine Gedanken und Gefühle allein Femo und er hätte die Spielchen der Konkubinen wohl ohnehin nicht wie sonst genießen können, oder sie gar als Störung empfunden. So störte ihn jedoch nur eines am Verhalten der sieben Frauen: Sie bestanden strikt darauf, Femo selbst und alleine zu waschen. Barthos wollte auch hierbei helfen. Er wollte sich auch hierbei um seinen Freund kümmern und über ihn wachen. Aber die Konkubinen, allen voran Shirin, waren hier sehr strikt.
Eine Woche lang versuchte er es jeden Abend, nur um jedes Mal an der Tür abgewiesen zu werden. Dann erreichte sie eine der Karawanen aus Agadir, die neue Vorräte brachten, und Shirin, Swanhild, Fiona und Indrakshi mussten sich um die Bezahlung der Kaufläute und die Unterbringung der Güter kümmern. Nasrin und Milana waren gleichzeitig mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt. So blieb Geneviève allein zurück, um sich um Femo zu kümmern.
„Barthos, nein!“ Auch sie bestand darauf, dass er ging. Mit verschränkten Armen stand sie neben dem großen Becken. Femo lag neben ihr auf der Liege, auf der Barthos sich nach seinen abendlichen Bädern massieren ließ. „Ich fange nicht eher an, als bis du hier raus bist.“

„Das ist doch lächerlich!“ Barthos begriff nicht, warum die Konkubinen so vehement darauf bestanden, Femo ohne ihn zu baden. „Warum sollte ich dir hierbei nicht helfen können?“
„Es geht nicht darum, dass du es nicht könntest, sondern dass du es nicht sollst.“
„Und warum?“
„Wenn ich dir das erklären würde, könntest du hinterher auch genauso gut helfen.“
„Bestens. Dann erklär’s mir.“
Geneviéves Mund wurde zu einem schmalen Strich. „Sag mal, willst du mich für dumm verkaufen? Nein, ich erkläre es dir nicht. Glaub mir einfach, Femo würde es nicht wollen.“
„Woher willst du das denn wissen?“
„Wollte er je zusammen mit dir baden?“
„Er…“ Nein, das hatte er nie gewollt. Schon damals im Kloster nicht, wenn Barthos so darüber nachdachte. Doch warum? Er konnte sich doch nicht so sehr genieren. An ihm lag es aber ganz bestimmt nicht, da war Barthos sich sicher. Er hatte schließlich auch nie erlebt, dass Femo mit jemand anderem baden gegangen war. „Mit euch zusammen wollte er auch nicht baden!“, entgegnete er deshalb trotzig.
„Aber nur weil…“ Geneviève stieß einen frustrierten Laut aus. „Barthos, ich darf dir das nicht erklären, das ist… kompliziert.“
„Wenn es so wäre, hätte Femo es mir erklärt. Wir haben keine Geheimnisse voreinander.“
Ein mitleidiges Lächeln schlich sich auf das Gesicht der Konkubine. „Das denkst du.“
Barthos fauchte wütend. „Hast du eine Ahnung, wie sich das anfüllt? Ich habe keine Ahnung, was das alles soll. Ich fühle mich nur die ganze Zeit, als wüsste alle Welt etwas, was ich nicht weiß.“
„Das kommt der Wahrheit recht nahe.“
„Du versuchst nicht gerade, es mir leicht zu machen, was?“ Seufzend ließ Barthos sich auf den Rand der Liege sinken. „Ich will mich einfach nur

um Femo kümmern. Weil er mein Freund ist. Weil ich ihn…“ Er brach ab. Er konnte es nicht aussprechen.
Geneviève biss sich auf die Lippe. „Shirin bringt mich um“, murmelte sie leise. „Und wenn sie es nicht tut, dann macht es Femo. Gut“, sagte sie dann lauter, wenn auch mit unsicherer Stimme. „Vielleicht ist es ja besser so. Femo wird es dir wahrscheinlich nie sagen. Und so kann es ja auch nicht weitergehen. Ich bin schon lange dafür, dass du es erfährst. Aber…“ Ihr Gesicht hatte sich verzogen. Sie schien mit sich selbst zu ringen. „Barthos, überleg dir das gut. Ich habe keine Ahnung, wie du darauf reagierst. Wie Femo darauf reagiert. Vielleicht sollte doch alles beim Alten bleiben.“
„Wovon in drei Götternamen redest du?“ Seine Stimme war ein hilfloses Lachen. Er hatte keinerlei Ahnung, wieso sich Geneviève auf einmal so seltsam benahm. Es ging doch um nichts weiter, als darum, seinen Freund zu waschen. Diese ganze Situation war doch im Grunde furchtbar komisch.
„Ich…“ Resigniert seufzte die Konkubine. „Gut, sieh es dir selbst an, in Innos’ Namen. Ich hoffe, das ist kein Fehler…“ Ohne ihn noch anzusehen, verließ sie hastig den Raum und schloss die Tür hinter sich. Sie ließ einen völlig verwirrten Barthos zurück.
Es brauchte eine Weile, bis er gedanklich wieder im Hier und Jetzt ankam. Er hatte, was er wollte. Doch wollte er es überhaupt? Plötzlich war er da gar nicht mehr so sicher. Was hatten Genevièves Worte zu bedeuten? Das war auf jeden Fall keiner der üblichen Scherze der Konkubinen. Er wandte sich zu Femo herum, der friedlich auf der Liege schlummerte. Verbarg sich unter seiner Kleidung irgendein Geheimnis, das er keinesfalls sehen durfte? Hatte es mit seiner ominösen Krankheit zu tun? Und vor allem: Wollte er, Barthos, das herausfinden?
Ja, war die Antwort auf die letzte Frage. Was immer es war, es würde schon so schrecklich nicht sein. Vielleicht war Femo ja durch seine Krankheit entstellt. Aber das würde Barthos verkraften. Ja, gerade dann musste er als sein Freund doch für ihn da sein.
Langsam und umsichtig, nicht ohne bei jedem freigelegten Zentimeter

Angst zu haben, auf etwas Schreckliches zu stoßen, befreite Barthos seinen ohnmächtigen Freund aus seinem Gewand. Er löste das seidene Tuch, das ihm als Gürtel diente. Er zog ihm den mit goldenen Blumen bestickten Umhang aus. Dann lag Femo in Unterkleidern vor ihm. Er sah völlig normal aus. Barthos zögerte. Er presste sich die Faust gegen die Lippen, als könne ihn dies beruhigen. Sein Herz hämmerte gegen seine Brust, ohne dass er verstand, weshalb. Es war doch albern, wie viel Angst Geneviéves zusammenhangloses Geschwafel ihm eingejagt hatte. Also machte er weiter und zog Femo langsam dessen Unterhemd vom Kopf. Anders als erwartet, war sein Freund darunter nicht nackt, wie er selbst. Er hatte seine Brust mit einer langen Rolle Stoff umwickelt. So fest, dass es ihm beinahe die Luft zum Atmen nehmen musste. Barthos runzelte die Stirn. Wozu diente das? Und warum hatten es die Konkubinen ihm nicht längst abgenommen? Es konnte nicht gut für einen Ohnmächtigen sein, wenn ihm die Brust derart zugeschnürt wurde. Kurz suchte Barthos nach dem Ende des Stoffes. Er fand es auf Femos Rücken und begann langsam, das Tuch aufzuwickeln. Er richtete seinen Freund dafür leicht auf und stützte ihn von hinten an der Schulter.
Dann war der Stoff abgewickelt und fiel zu Boden. Beinahe hätte Barthos auch Femo selbst fallen und auf der Liege aufschlagen lassen. Womit auch immer er gerechnet hatte, das war es definitiv nicht gewesen.
Femo war nicht entstellt. Ganz im Gegenteil. Er – sie war perfekt. Barthos starrte auf ein Paar kleiner, etwas gequetschter aber ansonsten makelloser Brüste.
Dieses Mal war da kein Strudel aus Gedanken und Gefühlen in seinem Kopf. Er fragte sich nicht, ob er in einem Traum steckte, wie er es bei Femos Vergiftung getan hatte. Er war nicht fähig, irgendetwas zu denken. Er starrte einfach mit leicht geöffnetem Mund auf seinen Freund hinab. Dann, als hätte Arathus wieder einen Zauber auf ihn gewirkt und steuere seine Bewegungen, begann er, Femo auch von ihrer Hose zu befreien. Es war, als stecke er im Kopf eines anderen und sähe diesem teilnahmslos bei seiner Arbeit zu. Dann war er fertig. Er hatte Femos Hose bis zu den Kniekehlen heruntergezogen. Irgendwo weit hinten in

seinem Kopf, im letzten Teil seines Verstandes, der nicht schon ebenso ohnmächtig war wie Femo selbst, stellte er fest, dass sein Freund – oder vielmehr seine Freundin – auch unten rum nicht viel von einem Mann hatte.
„Jetzt weißt du es also."
Unendlich langsam hob er den Kopf. Er fühlte sich schwer an, wie mit Blei gefüllt. Shirin stand vor ihm. Keine Spur eines Lächelns war auf ihrem Gesicht zu erkennen. Sie schaute ihm völlig ernst in die Augen.
„Ihr wusstet es", krächzte er. Es war keine Frage und auch kein Vorwurf.
„Ich erkenne den Unterschied zwischen einer Krankheit und… Frauenproblemen. Außerdem haben wir diese alten blutigen Stofffetzen in ihrer Tasche gefunden, die sie heimlich unter der Robe getragen hat, damit niemand etwas merkt."
Er nahm ihre Erklärung mit einem mechanischen Nicken zur Kenntnis.
„Ich hatte ihr geraten, es dir zu erzählen." Shirin ließ sich neben ihm auf der Liege nieder. Ihre Hand legte sich auf seine, mit der er immer noch Femos Schulter stützte. „Sie wollte nicht. Ich konnte es nicht verstehen, aber ich fand, dass sie es selbst entscheiden müsste." Sie schwieg einen Moment, dann sagte sie: „Ich finde es immer noch. Geneviève hätte das nicht tun dürfen. Du hättest es nicht erfahren dürfen. Nicht so. Wenn sie aufwacht, dann…"
Barthos übergab Femo an Shirin und unterbrach sie damit mitten im Satz. Noch immer fühlte er sich fremdgesteuert. Noch immer waren seine Bewegungen mechanisch. „Ich muss mich erst mal hinlegen." Ohne einen weiteren Blick auf Shirin oder Femo schlurfte er auf den Ausgang zu.
„Tu das." Shirins Stimme klang völlig anders als sonst. Nicht leicht und unbeschwert. Nicht neckisch oder unschuldig. Zum ersten Mal, seit Barthos sie kannte, war sie nicht glücklich und selbstsicher. Zum ersten Mal schien auch sie nicht weiter zu wissen.

Aussprache

Barthos brauchte eine Weile, um alles zu verarbeiten. Aber letztlich gelang es ihm, seinen Geist halbwegs zu beruhigen. Dennoch wusste er nicht, wie es nun weitergehen sollte. Er wusste nicht einmal, ob nun alles einfacher oder viel komplizierter war. Vielleicht hätte er auf Geneviève hören sollen. Vielleicht wäre es besser gewesen, er hätte es nie herausgefunden. In jedem Fall gab er Shirin Recht: Auf diese Weise hätte er es nicht erfahren dürfen. Wie sollte er das nun Femo erklären, wenn sie erst einmal aufwachte? Und wie würde sie darauf reagieren? Weshalb hatte sie es überhaupt vor ihm verborgen? Das war es, was ihm am meisten zu schaffen machte. Dass sie sich im Kloster als Mann hatte ausgeben müssen, war ja verständlich. Aber zumindest ihm hätte sie es doch sagen können. Spätestens hier bei Arathus. Vertraute sie ihm etwa so wenig?
Hatte sich sein Verstand zu Anfang einfach abgeschaltet, weil er es schlicht nicht hatte glauben können, arbeitete er jetzt, da er die Tatsachen endlich verarbeitet und akzeptiert hatte, umso mehr und plagte ihn mit tausend Fragen und Sorgen.
Auch weiterhin bestand Barthos darauf, so viel Zeit wie möglich bei Femo zu verbringen und bei ihrer Pflege zu helfen. Das Waschen überließ er nun jedoch ohne zu klagen den Konkubinen. Es kam ihm einfach falsch vor, eine bewusstlose Frau zu entkleiden und an allen möglichen Körperstellen zu berühren, auch wenn es nur dazu diente, sie zu waschen, und keinerlei Hintergedanken dabei eine Rolle spielten. Für

Letzteres hätte er zudem auch nicht garantieren können, denn auch wenn er nur einen kurzen Blick auf Femos nackten Körper erhascht hatte und zu diesem Zeitpunkt mit anderem beschäftigt gewesen war, konnte er doch nicht leugnen, dass der Anblick ihm nicht mehr aus dem Kopf ging.

Elf Tage dauerte Femos Bewusstlosigkeit. Dann erwachte sie endlich. Barthos saß gerade neben dem Bett seiner Freundin und sprang sofort auf, als er bemerkte, dass sie blinzelnd die Augen öffnete.
„Femo!“ Er ergriff ihren Arm, der auf der Bettdecke lag und strahlte sie glücklich an. In diesem Moment vergaß er sogar all die düsteren Gedanken der letzten Tage.
„Barthos.“ Verschlafen schaute sie ihm ins Gesicht. „Was…? Was ist los?“ Sie blickte sich um und legte die Stirn in Falten. „Was mache ich hier? Wir waren doch im Gemach der Konkubinen. Wir haben Tee getrunken und…“ Mit der freien Hand fasste Femo sich an die Stirn. „Wieso weiß ich nicht mehr, was danach war?“
„Ähm…“ Barthos hatte all die Zeit nachgedacht, wie er Femo erklären sollte, dass er ihr Geheimnis kannte. Doch er hatte keinen Gedanken daran verschwendet, wie er ihr Arathus’ Lektion erklären sollte. Er wollte nicht einfach mit der Tür ins Haus platzen. Femo konnte sich leicht aufregen und in seiner Vorstellung war sie noch schwach und brauchte Ruhe, auch wenn Shirin nichts dergleichen erwähnt hatte und dies kein gewöhnliches Koma gewesen war. „Äh, weißt du noch, dass Arathus sauer auf uns war? … Also auf dich vor allem.“
Femo nickte. „Ja, wegen der Eisentür. Ich hatte gefragt, ob er dahinter das Geheimnis seines langen Lebens versteckt.“ Sie stöhnte. „Warum fühle ich mich so seltsam? Ich glaube, meine Beine sind eingeschlafen.“
„Na ja, du hast eine Weile geschlafen“, antwortete Barthos zögernd.
„Was heißt eine Weile?“
„Elf Tage. Wie gesagt, Arathus war mächtig sauer. Und du erinnerst dich doch auch noch, wie Shirin was in deinen Tee gekippt hat und meinte, es wäre Gift…“

Femos Augen weiteten sich. „Willst du damit sagen, sie hat mich vergiftet?!“
„Nein!“, verteidigte er die Konkubine sofort. Dann musste er einräumen: „Also schon, irgendwie. Aber sie wollte es nicht.“ Stimmte das? Wirklich bedauert hatte Shirin ihr Handeln nicht. Zumindest hatte sie es gut zu verbergen gewusst. „Also, es war Arathus’ Idee. Er wollte uns eine kleine Lektion erteilen, meinte er.“
„Eine kleine Lektion?!“ Femo fuhr in die Höhe. Alle Müdigkeit in ihrem Gesicht war der Wut gewichen. „**Er vergiftet mich und nennt das eine kleine Lektion?!“**
„Beruhig dich bitte.“ Barthos legte seine Hände auf Femos Schultern und versuchte sie mit sanfter Gewalt in die Kissen zurückzudrücken. „Ja, er ist zu weit gegangen, aber…“
„Das kannst du laut sagen! Wo ist er?!“ Femo wollte sich schon wieder erheben, doch Barthos hielt sie zurück.
„Nein, Femo, das darfst du nicht!“ Plötzlich war Barthos wieder eingefallen, was Arathus gesagt hatte. „Arathus meinte, das ist nur eine Lektion. Er meinte, wenn du erst einmal wach bist, geht alles weiter wie vorher weiter. Aber wir dürfen kein Wort mehr darüber verlieren. Wenn du ihn jetzt zur Rede stellst, wirft er uns hochkant raus.“
„Denkst du etwa, ich will auch nur noch eine Sekunde hierbleiben?!“ Femo stieß Barthos’ Hände wütend von sich weg. „Ich kann nicht fassen, dass du das alles einfach so hinnimmst! Der Kerl hat mich vergiftet! Das ist dir wohl egal!“
Das traf. Es war ihm alles andere als egal gewesen. Wusste Femo denn nicht, was Barthos alles durchgemacht hatte? Nein, natürlich nicht, woher auch? „Femo, es ist mir nicht egal“, redete er ruhig auf seine Freundin ein. „Im Gegenteil. Und ich kann mir auch vorstellen, wie das alles für dich sein muss. Aber bitte, beruhige dich. Arathus und die Konkubinen wollen uns nichts Böses. Wir wussten beide, dass Arathus sehr… eigen ist. Aber er wollte uns nicht schaden, nur eine Lektion erteilen. Wenn wir uns jetzt rauswerfen lassen, dann war das alles hier umsonst und wir können das mit der Magie vergessen. Und das war

immerhin vor allem deine Idee. Davon abgesehen, haben wir nicht mal einen Ort, wo wir hinkönnten. Wenn Arathus uns rauswirft, dann sind wir völlig am Ende."
Femo schwieg. Sie schaute Barthos einen Moment in die Augen und schien zu überlegen. Dann gewann ihre Wut wieder die Oberhand: „Ich kann doch nicht einfach weitermachen, als wäre nichts gewesen! Ich muss Arathus zur Rede stellen!" Schon wollte sie aufspringen, doch wieder packte Barthos sie an der Schulter und hielt sie zurück.
Er musste sie doch irgendwie von ihrem Vorhaben abbringen können. Er wusste selbst nicht, warum er das unbedingt wollte, denn im Grunde hatte sie ja Recht. Aber er wollte nicht vor die Tür gesetzt werden. Sie hatten nichts anderes, er wollte die Alte Magie erlernen und die Konkubinen waren ihm mittlerweile ans Herz gewachsen. Das hier war nun ihr Leben. Das alte hatten sie hinter sich gelassen und sie würden auch nie mehr zurückkehren können.
Da Femo keine Anstalten machte, sich zu beruhigen, beschloss Barthos, ein anderes Thema anzuschneiden: „Ich weiß es."
Femo hielt kurz inne. „Was weißt du?"
„Das, was du mir die ganze Zeit über verschwiegen hast."
Femos Gesicht gefror. Langsam verschwand die Wut daraus und ihre Züge erschlafften. „Woher?", krächzte sie.
„Na ja…" Er schaute zu Boden, denn es war ihm etwas unangenehm, es ihr zu gestehen. „Ich habe es gesehen. Ich wollte helfen, dich zu waschen. Ich wusste ja nicht…! Sonst hätte ich nicht…! Danach habe ich nicht mehr…!"
Doch Femo interessierte sich gar nicht für seine Entschuldigungen, die er so hastig vortrug, dass sie sich beinahe überschlugen. Sie sank zurück in die Kissen. Ihr leerer Blick richtete sich auf die Decke. Als Barthos dies bemerkte, schloss er den Mund. Er zögerte, dann ließ er sich auf den Rand ihres Bettes sinken. Für einige Momente starrten sie beide schweigend ins Leere, dann fragte er: „Warum?"
„Blöde Frage. Das weißt du doch längst. Mein Vater war ein armer Hufschmied und wollte mich an einen ebenso armen Bauern verheiraten.

Ich wollte aber nicht wie all die anderen Mädchen im Dorf sein. Ich wollte nicht mit krummem Rücken von der Feldarbeit als Mutter von einem Dutzend hungernder Kinder sterben. Ich wollte keine ungebildete Bäuerin sein. Ich wollte irgendwas aus mir machen. Ich wollte etwas erreichen. Ich wollte mich weigern, das Leben zu leben, das die Götter für mich vorgesehen haben. Aber das geht nicht als Frau. Also bin ich kurzerhand davongelaufen, hab mir die Haare abgeschnitten, mir Männerkleidung besorgt, fast fünf Jahre lang Geld zusammengekratzt und bin dann ins Kloster gegangen."
„Das verstehe ich ja alles. Aber warum hast du es mir nie gesagt?"
Femo schnaubte. „Du hättest mich doch verraten und auch noch geglaubt, eine gute Tat vollbracht zu haben, weil Frauen zu dumm zum Zaubern sind und ich mich nur selbst in Gefahr bringe. Genauso gut hätte ich es Flora erzählen können."
„Ich meine ja nicht ganz zu Anfang. Ich meine, später."
„Da warst auch später noch ein chauvinistischer Trottel. Das hast du mir doch vor Trelis bewiesen."
Da war etwas dran. Er erinnerte sich noch gut an ihren Streit kurz bevor sie Alvito kennengelernt hatten. Beschämt senkte er den Kopf. Erst jetzt verstand er, weshalb Femo damals so wütend gewesen war.
„Ich wollte es dir ein paar Mal sagen. Ich hatte mehrmals drüber nachgedacht." Femo machte ein betrübtes Gesicht. „Aber… ich dachte, ich muss das strikt durchziehen. Ich dachte, wenn ich es auch nur einem einzigen sage, egal wem, bringe ich mich in Gefahr. Du hättest dich verplappern können. Du hättest dich mir gegenüber anders verhalten. Was immer. Denk dran, Frauen ist das Wirken von Magie verboten. Sie hätten mich als Hexe verbrannt, wenn sie es rausgefunden hätten. Ich habe schon genug riskiert."
Er nickte. Es schmerzte ihn zwar, dass sie glaubte, ihr Geheimnis wäre bei ihm nicht sicher gewesen, doch er verstand ihre Beweggründe. Eines jedoch verstand er nicht: „Wieso hast du diese Maskerade nicht aufgegeben, nachdem du weggelaufen bist? In Agadir hätte dich sicher niemand verbrannt."

„Die sind hier auf Ariabia nicht besser als in Myrtana. Ich hatte mich umgehört und die Akademie in Agadir nimmt auch nur Männer."
„Aber Arathus doch nicht."
„Das wusste ich aber nicht. Die Konkubinen meinten später, ihm wäre es egal gewesen, aber da war es schon zu spät. Ich wollte nicht ausprobieren, wie er reagiert, wenn ich ihm erzähle, dass ich ihn belogen habe. Aber vor allem habe ich weitergemacht wegen dir."
„Wegen mir? Dachtest du immer noch, ich würde einer Frau nicht zutrauen, auch Magie zu wirken und auch intelligent und gebildet zu sein?" Er lachte leise. „Muss ich ja wohl spätestens jetzt, wo ich weiß, dass du eine bist."
Das Kompliment munterte Femo nicht auf. „Nein", beantwortete sie Barthos' Frage, um dann einzuräumen: „Doch, auch, aber das war nicht der wirkliche Grund. Ich… ach, ich weiß auch nicht. Es ist einfach… Ich hatte dich jetzt so lange getäuscht. Hätte ich einfach hingehen und sagen sollen „Hey Barthos, übrigens, ich bin eine Frau"? Ich hatte keine Ahnung, wie du das aufnehmen würdest. Ich dachte, du wärst vielleicht wütend. Ich hatte dir solange vorgespielt, ein Mann zu sein, ich konnte es mir anders gar nicht mehr vorstellen."
„Hm." Er wusste nicht, weshalb, doch er fühlte sich gekränkt. Er hatte geglaubt, sie wären so gut miteinander befreundet gewesen, dass sie sich alles sagen und einander vollkommen vertrauen konnten. Offenbar hatte er sich getäuscht.
„Jetzt bist du wütend, nicht?", fragte sie ruhig.
„Ich… Nein, aber…" Und dann platzte es aus ihm heraus: „Musst du immer die Einzelkämpferin sein? Denkst du wirklich, keiner würde dich verstehen? Glaubst du, niemand könnte dir helfen? Du hättest es mir sagen können. Sagen müssen! Aber du hast kein Vertrauen in mich, stimmt's? Du bist ohne mich nach Agadir geflohen und du hast mir nie anvertraut, wer du wirklich bist."
Der Ausdruck der Wut trat zurück auf Femos Gesicht. Doch dieses Mal galt ihre Wut eindeutig nicht Arathus. „Du verstehst doch gar nicht, wie ich mich gefühlt habe! Andere Leute verurteilen, das kannst du gut! Aber

dich hat nie interessiert, dass ich keine Predigten hören und nicht meine Fehler vorgehalten bekommen will! Ja, offensichtlich kann ich mich wirklich auf niemanden verlassen. Arathus ist mein Lehrer und er lässt mich vergiften, nur weil ich die falsche Frage gestellt habe. Shirin und die anderen waren meine Freundinnen. Sie haben weder dir noch Arathus mein Geheimnis verraten und sie haben mir sogar geholfen, es zu verbergen. Ihnen habe ich vertraut. Und was hat es mir gebracht? Shirin hat mich gleich doppelt verraten. Sie hat mich vergiftet und sie hat zugelassen, dass du es rausfindest. Und du… du verstehst nichts, weißt wieder alles besser, dir ist völlig egal, dass ich verraten und vergiftet wurde und… und…“ Plötzlich sprang Femo auf und stieß ihn in Richtung Ausgang. „Raus! Los, ich will allein sein!“
Barthos blieb gerade noch Zeit für ein gestammeltes „aber…“, da fand er sich im Gang wieder und die Tür wurde hinter ihm zugeschlagen.

Versöhnung

Kurz hatte Barthos verdattert auf die Tür gestarrt, dann hatte er sich umgedreht und war devongestampft.
Es war doch wirklich allerhand! Wenn dieses Mal jemand einen Grund hatte, wütend zu sein, dann er. Er war schließlich all die Zeit hinters Licht geführt worden. Ihm war schließlich kein Vertrauen entgegengebracht worden. Femo hatte wenig Grund, sich zu beschweren. Er schnaubte wütend. Warum musste sie nur so sein? Warum musste sie derart stur und einzelgängerisch sein? Warum musste sie so leicht reizbar und unnachgiebig sein? Warum musste sie so einen scharfen Verstand haben und sie unglaublich schön sein?
Barthos hielt inne.
Hatte er denn so schnell vergessen, wie die letzten Tage gewesen waren? Was er gefühlt hatte? Mit einem Mal war sein Ärger wie weggeblasen. Plötzlich war ihm egal, wer von ihnen Recht hatte und ob Femos Zorn gerechtfertigt oder völlig überzogen war. Er wusste nur, dass er sich nicht mit Femo streiten wollte, aus welchem Grund auch immer.
Er wirbelte herum und stürmte durch den Gang zurück. Dann hämmerte er auf ihre Tür ein. Immer stärker, denn sie reagierte nicht.
Endlich vernahm er ihre Stimme gedämpft durch das Holz:
„Verschwinde, hab ich dir gesagt!“
„Femo, mach auf!“ Er hieb weiter auf das Holz ein. „Bitte, mach schon auf!“, flehte er.

Mit einem Rück wurde die Tür geöffnet, doch nur einen Spalt breit. „Ich sagte, ich will dich nicht mehr sehen. Ich will jetzt allein sein und nachdenken.“ Sie schlug die Tür wieder zu, doch Barthos hatte bereits seinen Fuß dazwischengeschoben. Er unterdrückte den Schmerzensschrei.
„Das ist doch albern. Bitte, Femo, ich will mich nicht ständig mit dir über irgendwelche Nichtigkeiten streiten. Dafür bist du mir zu wichtig.“ Er schob eine Hand in den Türspalt und versuchte die Tür aufzuschieben, während er sagte: „Es tut mir leid.“
„Dass du mir mal wieder vorhalten musstest, wie falsch und unvernünftig ich mich verhalten habe?“
„Alles. Vor allem, was ich damals in Trelis gesagt habe. Das war dumm.“ Femos Griff um die Tür wurde langsam schwächer und Barthos gelang es, ihr die Tür zu entreißen und sie ganz aufzustoßen. Rasch trat er über die Schwelle, damit sie ihn nicht einfach wieder hinauswerfen konnte.
„Du hast Recht“, fuhr er fort. „Ich habe keine Ahnung, wie du dich all die Zeit gefühlt hast. Tut mir leid, wenn ich auch da voreilig war. Aber du hast auch keine Ahnung, wie ich mich gefühlt habe. Also tu bitte nicht so, als wüsstest du es. Was mit dir passiert ist, war mir ganz und gar nicht egal. Verdammt, ich hätte Arathus grün und blau geschlagen, wenn er mich nicht mit seiner Magie davon abgehalten hätte.“
„Du hast versucht, ihn zu verprügeln?“ Der Anflug eines Lächelns trat auf Femos Lippen und bestärkte Barthos darin, weiter zu machen.
„Ja, hab ich.“ Er musste selbst darüber grinsen, denn es war eine völlig alberne Reaktion gewesen. „Und dann habe ich die ganze Zeit neben deinem Bett verbracht. Ich wollte helfen, dich zu pflegen. Ich bestand darauf, beim Waschen zu helfen. Du darfst den Konkubinen nicht die Schuld geben. Sie haben dich nicht verraten. Sie haben wirklich die ganze Zeit versucht, es vor mir geheim zu halten.“ Er grinste leicht. „Ich war einfach zu hartnäckig.“
Das leichte Lächeln in Femos Gesicht wurde zu einem Grinsen und sie boxte Barthos gegen die Brust. „Dass du dich mal gegen irgendwen

durchsetzt, anstatt alles einfach hinzunehmen. Es geschehen tatsächlich noch Zeichen und Wunder."
„Tja, ich bin halt verliebt." Die Selbstverständlichkeit, mit der er es aussprach, überraschte ihn selbst. Im Grunde überraschte ihn, dass er es überhaupt aussprach.
Femo schien es ähnlich zu gehen. Sie starrte ihn mit großen Augen an und er fürchtete schon, jetzt wieder alles kaputt gemacht zu haben. Dann schloss sie ihn jedoch in die Arme und drückte ihn an sich. Sie hielt ihn so fest umklammert, dass es wehgetan hätte. Aber in diesem Moment scherte er sich nicht darum. Stattdessen erwiderte er die Umarmung und zog sie noch fester an sich. Es tat gut, sie einfach nur festzuhalten und er fühlte, wie etwas Schweres von seiner Brust fiel, das er gar nicht bemerkt hatte. Einige Zeit verharrten sie so, bevor sie beide einander kurz ins Gesicht sahen und sich ihre Lippen dann zum ersten Mal trafen.
Es war wundervoll. Und viel zu kurz.
Shirins Auftauchen unterbrach sie. „Wurde ja auch Zeit", flötete die Konkubine fröhlich und lächelte sie beide an, als wäre dieser Anblick das Gewöhnlichste auf der Welt. „Und gerade rechtzeitig zum Abendessen."
Femos Miene hatte sich beim Anblick Shirins verfinstert. Nun starrte sie die Konkubine durchdringend an. Barthos fürchtete schon, sie würde sie zur Rede stellen, doch zu seiner Erleichterung verzichtete sie darauf und marschierte stumm an ihr vorbei.
„Denk dran", ermahnte Barthos seine Freundin, während er raschen Schrittes zu ihr aufschloss. „Kein Wort mehr über die ganze Sache in Arathus' Gegenwart."
Ein kurzes Flackern in Femos Augen war die einzige Reaktion. Er hoffte inständig, dass sie ihre Wut unterdrücken würde. Sicherheitshalber versuchte er, ihre Gedanken in eine andere Richtung zu lenken: „Willst du es Arathus jetzt sagen?"
Wie auf Kommando hielt Femo inne und biss sich auf die Lippen. „Ich weiß nicht. Ich habe wirklich keine Lust mehr auf die Maskerade. Schon gar nicht jetzt. Aber wird er nicht sauer sein?" Die Worte ließen Barthos erleichtert aufatmen. Wenn sie sich darum sorgte, ob Arathus sauer war

oder nicht, wollte sie ihren Lehrmeister noch nicht verlassen.
„Wird er nicht.“ Shirin war im Gegensatz zu ihnen nicht stehengeblieben und rauschte nun lächelnd an ihnen vorbei.
Bartho und Femo schauten sich kurz an, dann folgten sie der Konkubine.

Beim Essen wurde nicht gesprochen, doch Barthos meinte, eine gewisse Spannung zu verspüren. Etwas lag unausgesprochen in der Luft und alle Anwesenden spürten das. Es war mehr als nur die Wahrheit über Femos Geschlecht. Barthos war sich ziemlich sicher, dass seine Freundin ihren Groll gegen den alten Magier nur mit Mühe unterdrücken konnte. Schließlich, die Konkubinen hatten bereits den Nachtisch aufgetragen, räusperte sie sich und Barthos glaubte schon, sie wolle nun endlich ihr Geheimnis lüften. Doch Femo schloss schnell wieder den Mund, den sie schon geöffnet hatte. Ein weiteres Mal räusperte sie sich, doch auch dieses Mal kam kein Wort über ihre Lippen. Stattdessen griff sie zu ihrem Weinglas und trank hastig mehrere große Schlücke.
Arathus zog ungehalten die Augenbrauen zusammen. „Wenn du mir etwas Wichtiges zu sagen hast, sag es. Ansonsten schweig still.“
„Ich… Ich weiß nicht genau, wie ich es sagen soll…“
„Ich auch nicht, denn ich kann schlecht in deinen Kopf hineinschauen.“
Bildete Barthos es sich ein oder war Arathus noch etwas schroffer als sonst?
„Nun, die Sache ist die…“ Femo schaute hilfesuchend zu Barthos, der jedoch nur ratlos auf seinen Teller starrte, und zu Shirin, die sich ganz Arathus’ Glatze widmete und alles andere zu ignorieren schien. „Ich war nicht ganz ehrlich, meine… Identität betreffend…“ Femo ergriff ihr Glas und nahm einen großen Schluck Wein, ehe sie zögernd fortfuhr. „Also… Genau genommen… Ich bin eine Frau.“
Stille.
„Sagte ich nicht, du sollst schweigen, wenn du nichts Wichtiges vorzutragen hast?“ Nun trank auch Arathus einen Schluck Wein, ohne seine Schüler dabei anzusehen.

„Ich verstehe nicht“, entgegnete Femo verwirrt und Barthos ging es ähnlich.
„Du bist einer meiner Schüler, nicht eine meiner Konkubinen. Ob du ein Mann, eine Frau oder ein Ork bist, interessiert mich also herzlich wenig.“
So viel musste Barthos ihrem Meister lassen, ihm gelang es immer wieder, ihn zu überraschen.
„Und während du mit dieser Belanglosigkeit herumgedruckst hast, hast du die einzige Information, die in diesem Zusammenhang von gewisser Bedeutung wäre, verschwiegen“, fuhr Arathus fort.
„Welche?“, wollte Femo verwirrt wissen.
„Wie du tatsächlich heißt. Wir können natürlich auch bei „Femo“ bleiben, wenn du das vorziehst. Mir ist es gleich.“
Erst jetzt fiel Barthos ein, dass das unmöglich ihr richtiger Name sein konnte. Wieso hatte er sie nicht selbst schon danach gefragt?
„Oh. Ja, klar, tut mir leid. Kendra. Kendra heiße ich.“
Arathus nahm es mit einem nicken zur Kenntnis und aß schweigend weiter.

Nach dem Essen zog sich Arathus mit Swanhild zurück, während die Konkubinen den Tisch abräumten. Barthos war leicht unschlüssig, ob er in sein Zimmer gehen oder Kendra in ihres folgen sollte. Shirin nahm ihm die Entscheidung ab: „Ich habe ein Bad für euch vorbereiten lassen. Ich dachte, das tut euch jetzt ganz gut. Außerdem“ – sie baute sich vor Barthos auf und piekste ihm neckisch grinsend mit dem Finger in die Brust – „hast du es wirklich nötig. Und jetzt, wo Kendra wieder auf den Beinen ist, hast du keine Ausrede, um dich noch länger davor zu drücken.“
Das wollte er gar nicht. Shirin hatte Recht. Er hatte wirklich mal wieder ein Bad nötig. Und die Vorstellung, es zusammen mit Kendra zu nehmen, gefiel ihm außerordentlich gut. Immerhin hatte sie nun keinen Grund mehr, sich dagegen zu sträuben.
Fast war er enttäuscht, als sie feststellten, dass Indrakshi und Milana bereits auf sie warteten. Ausnahmsweise hatte Barthos sich nicht auf ihre

Behandlung sondern auf etwas Zweisamkeit mit Kendra gefreut. Zudem fürchtete er, dass sie etwas dagegen hätte, wenn er ich zukünftig noch von den Konkubinen waschen und massieren ließe. Umso überraschter war er, als sie sich wie selbstverständlich entkleidete und in das Becken stieg und auch dann nicht einschritt, als Nasrin ihn aus seinem Gewand schälte.
„Du… bist nicht eifersüchtig oder so?“, fragte er vorsichtig, als er zu ihr ins Wasser stieg.
Kendra schüttelte nur den Kopf und genoss mit geschlossenen Augen, wie Indrakshi sie mit duftender Seife einrieb. Das überraschte Barthos zwar, war ihm aber mehr als recht. Und so gab auch er sich ganz den kundigen Händen der Konkubinen hin und versuchte gar nicht erst, seine Erregung zu verbergen. Diese war heute stärker denn je und während er beobachtete, wie Indrakshi Kendras Brüste wusch, musste er sich stark zusammenreißen. Am Ende hielt er es kaum noch aus, doch er beherrschte sich, bis sie wieder fertig angekleidet waren und das Bad verließen.
„Komm.“ Kendra nahm ihn bei der Hand und zog ihn sanft hinter sich her in Richtung ihres Zimmers. Ihre Wangen glühten leicht und in ihre Augen war ein Funkeln getreten, das er noch nicht kannte. „Weißt du“, begann sie zu erklären, während sie durch die Gänge schritten. „Ich *war* eifersüchtig wegen deiner Bäder. Sehr sogar.“
„Ja, das hast du mich spüren lassen.“ Es gelang ihm nicht, den vorwurfsvollen Unterton ganz aus seiner Stimme zu verbannen, doch glücklicherweise überhörte sie ihn.
„Aber dann hat die Dame Manizheh mit mir gesprochen. Du weißt doch sicher noch, dass sie gesagt hat, sie fände das myrtanische Verhältnis zur Liebe ungesund, nicht wahr? Tja, sie selbst hat recht eigenwillige Sichtweisen das Thema betreffend.“
„Die wären?“
Kendra lachte. „Oh, da hätte ich eine Weile zu erzählen. Wir haben da ja oft drüber gesprochen. Zum Beispiel unterscheidet sie zwischen „eine Person lieben“ und „es mit einer Person aushalten“. Sie und Arathus

zum Beispiel lieben sich, aber ihre Ehe wäre schon lange zerbrochen, wenn sie zusammenleben würden, weil sie dann nur am Streiten wären, weil er furchtbar unausstehlich ist, meinte sie."
„Klingt völlig bescheuert", urteilte Barthos. „Wenn ich jemanden liebe, dann will ich doch so viel Zeit wie möglich mit ihm verbringen. Ich würde es nicht aushalten, längere Zeit von dir getrennt zu sein."
Sie lächelte geschmeichelt. „Na ja, wie auch immer." Während Kendra die Tür ihres Zimmers öffnete und ihn einließ, erklärte sie: „Jedenfalls meinte Manizheh, dass wir in Myrtana zu oft versuchen, den anderen mit Haut und Haar zu besitzen, wenn wir ihn lieben. Sie meint, wir nehmen einander jede Freiheit. Und sie meint, gerade in der Liebe müsse man genug Vertrauen haben, dem anderen welche zu gönnen. Ich fand, da ist was dran."
„Du hast also kein Problem damit, wenn ich mit den Konkubinen bade?" Kendra, die sich mittlerweile umgedreht hatte, kam auf ihn zu. „Wenn es dabei bleibt und du für alles andere zu mir kommst", entgegnete sie mit verführerischer Stimme und küsste ihn dann.
Der zweite Kuss war intensiver als der erste und dauerte länger an. Sie unterbrachen ihn nur, um gemeinsam aufs Bett zu sinken. Barthos ließ seine Hände über ihren Körper gleiten. Er streichelte ihre Brüste durch den Stoff ihres Gewandes, während er sich mit der anderen Hand an ihrem Gürtel zu schaffen machte.
„Aber ich bin von jetzt an ja dabei, wenn du mit den Konkubinen badest. Und passe auf", keuchte sie leicht.
„Warum wolltest du denn bisher immer allein baden?", fragte er und streifte ihr das Gewand über die Schultern. „Ich meine, dass du dich vor mir nicht ausziehen wolltest, verstehe ich ja. Aber die Konkubinen wussten es doch eh." Er stöhnte auf, als ihre Hand in seine Hose glitt. „Wie hättest du es denn gefunden, wenn ich mit allen anderen gebadet hätte, nur mit dir nicht? Du hättest doch geglaubt, es läge an dir." Sie lachte leise auf. „Na ja, lag es ja auch irgendwie. Aber nicht so."
Er musste ihr Recht geben. Das hätte ihn gekränkt. Er hätte sich gefragt, was mit ihm nicht stimme. Doch es überraschte ihn, dass Kendra das

bedacht hatte, während ihm selbst das nicht in den Sinn gekommen war.
„Danke“, war alles, was er herausbrachte. Gleich darauf widmete er sich mit doppeltem Eifer Kendras Körper. Er legte ihre kleinen, aber so wunderschönen Brüste frei und liebkoste sie mit seinen Lippen.
„Lass es uns etwas ruhiger angehen, ja?“, bat Kendra und vergrub gleich darauf ihren Kopf in seiner Halsbeuge, um seine Haut mit Küssen zu bedecken.
Er stockte. „Das ist doch nicht das erste Mal für dich, oder?“
„Nein, aber es ist eine Weile her. Wär’ nicht so gut für die Tarnung gewesen, weißt du?“
„Wenn das alles ist. Bei mir ist es auch schon länger her.“
„Bei mir sechs Jahre.“
„Oh.“ Barthos musste unwillkürlich grinsen. „Na ja, ganz so lange ist es bei mir doch nicht her.“

Die einhundert geheimen Lehren der Weisen von Urdu

Die folgende Zeit sollte Barthos auch lange danach noch als die beste seines Lebens in Erinnerung haben. Die alte Routine aus Frühstück, Unterricht, Teestunden, Studien, Bädern und Abendessen setzte wieder ein. Doch im Unterschied zu vorher nahm er die Bäder nun gemeinsam mit Kendra. Auch hatte sie mittlerweile ihr Zimmer aufgegeben und war mit in das seine gezogen. Hatte er das Leben bei Arathus schon zuvor in vollen Zügen genossen, war er nun praktisch wunschlos glücklich.
Freilich war nicht alles perfekt. Kendra führte am Tag nach ihrem Erwachen ein Gespräch unter vier Augen mit Shirin und stellte die Konkubine zur Rede. Barthos wusste nicht, was genau die beiden Frauen besprochen hatten, und er fragte auch nicht danach. Er merkte jedoch, dass Kendra gegenüber Shirin auch in der Folgezeit etwas reservierter war. Es brauchte eine ganze Weile, bis sie den Verrat, der ihre Vergiftung in ihren Augen gewesen war, ganz überwunden hatte, doch mit der Zeit besserte sich ihr Verhältnis zu der Oberkonkubine wieder.
Anders war es bei Arathus. Kendra wie Barthos hielten ihren Zorn zwar zurück, waren aber nicht bereit, dem Magier so einfach zu verzeihen. Umgekehrt schien auch er Kendras Frage nach seiner Langlebigkeit nicht vergessen zu haben und war ihr gegenüber von nun an schroffer als zuvor. Doch allzu viel veränderte sich nicht am Verhältnis der drei. Arathus war ihr Lehrmeister, doch auch vor Kendras Vergiftung waren

er und seine Schüler sich nie in irgendeiner Weise nahe gewesen und anders als die Konkubinen hatten sie ihn nie als eine Art Freund betrachtet. Es gab also nicht viel, was zwischen ihnen hatte zerstört werden können. Und so blieb nichts als eine leichte Spannung, die in der Luft hing, wenn die drei zusammen waren, die ein Außenstehender aber vermutlich nicht einmal bemerkt hätte.
Am Tag nach Kendraas Erwachen rief Arathus sie zu sich und stellte ihnen die nächste Aufgabe. So setzten sie ihre Ausbildung fort. Arathus Aufgaben blieben knifflig, nahmen aber nicht mehr so viel Zeit in Anspruch, wie es die erste getan hatte. Sie alle zielten darauf ab, ihnen die Natur des Manas nahe zu bringen und sie ein Gespür für diese entwickeln zu lassen. Es dauerte noch lange, aber irgendwann begann er, sie ihre ersten Zauber wirken zu lassen. Es war schwerer, als sie es sich vorgestellt hatten und auch weiterhin bestand ihr Unterricht großenteils aus Theorie, doch langsam wuchsen ihre magische Fähigkeiten.
So verging die Zeit wie im Fluge. Wenn sie es nicht ohnehin schon getan hatten, verloren sie spätestens jetzt jedes Gespür für die Außenwelt. Regelmäßig kamen Vorräte aus Agadir, in unregelmäßigen Abständen – viermal insgesamt – besuchte sie die Dame Manizheh. Das war aller Kontakt, den sie zu Menschen von außerhalb hatten. Barthos wusste nicht, was sich in Ariabia oder gar in Myrtana und auf dem Archipel tat. Es interessierte ihn auch nicht. Er verlor sogar den Überblick über die Zeit. Schon bald hatte er keine Ahnung mehr, ob sie nun das Jahr 862 oder 863 schrieben. Allein die Konkubinen schienen stets um das aktuelle Datum zu wissen und erinnerten Barthos und Kendra zweimal im Jahr daran, wenn sie ihre Geburtstage feierten, die die beiden selbst wohl einfach verpasst hätten.
So wusste er, dass er achtundzwanzig Jahre alt war und sie jetzt seit drei Jahren bei Arathus lebten, als ihr Meister ihm eine ungewöhnliche Aufgabe stellte und ihn nach Agadir schickte.
Er sollte ein Buch beschaffen, das sich im Besitz eines der Magier der Akademie befand. Die Aufgabe fiel wohl in erster Linie ihm zu, so erklärte er sich, dass Arathus speziell ihn ausschickte, weil Frauen in der

Akademie nicht geduldet wurden. Kendra begleitete ihn zwar, hatte aber nach all den Jahren der Verkleidung wenig Lust, sich wieder als Mann auszugeben, wenn es nicht unbedingt nötig war. Schon gar nicht, nachdem sie, seit Barthos ihr Geheimnis kannte, aufgehört hatte, sich das Haar zu schneiden. Und Barthos wäre der letzte gewesen, der gewollt hätte, dass sie ihr wundervolles Haar wieder abschnitt.
Sie fanden sich am Morgen vor Arathus' Palast ein, wo Shirin bereits mit drei Kamelen auf sie wartete.
„Du kommst mit?", fragte Kendra überrascht.
„Was habt ihr den geglaubt?" Shirin lachte fröhlich. „Meister Arathus lässt euch doch nicht einfach alleine durch die Stadt irren." Die Konkubine trug schlichte Männerkleidung wie die Kameltreiber, die die Karawanen mit den Vorräten zu ihnen führten. Auf ihrem Kopf saß ein Turban, dessen Ende sie sich um den Mund gewickelt hatte, sodass nur ihre Augen zu sehen waren. Barthos stellte fest, dass sie auch in dieser unvorteilhaften Kleidung nichts von ihrer erotischen Ausstrahlung einbüßte. Allerdings vermisste er den Duft ihres Patschuliparfüms, das er so an ihr mochte.
Am späten Nachmittag des nächsten Tages ritten sie durchs Kaufmannstor in die Hauptstadt Ariabias ein. Der Anblick war nicht weniger überwältigend als beim ersten Mal. Im Gegenteil. Barthos fühlte sich regelrecht erdrückt von all den Farben, Gerüchen und Tönen, dem Trubel und der Enge. Er hatte völlig vergessen, wie sich eine Stadt anfühlte, wie es war, sich in großen Menschenmengen zu bewegen und nur einer unter vielen zu sein. Und dies hier war Agadir, die größte Stadt der Welt, was den Kontrast zu Arathus' Heim nur noch verstärkte. Kendra erging es ganz ähnlich, wie ihm ein Seitenblick verriet. Nur Shirin bewahrte ihre Souveränität und starrte stoisch geradeaus, während sie sich durch die Straßen der Metropole bewegten, ohne die anderen Menschen auch nur zu beachten. Barthos hätte darauf gewettet, dass sie lächelte, auch wenn die Tatsache, dass sie vor ihm ging, und die, dass noch immer das Ende des Turbans ihren Mund verdeckte, ihm nicht erlaubten, es zu überprüfen.

„Denk dran“, ermahnte Shirin ihn, als sie ihr Ziel erreicht hatten, „Meister Shaayaan ibn Muhalim ben Hadji al Sharidi, *Die einhundert geheimen Lehren der Weisen von Urdu*.“
„Ich weiß!“, entgegnete er, etwas gekränkt, weil sie ihm offenbar nicht zutraute, den Namen des Buches und den des Magiers, der es besaß, zu behalten. „Bin gleich wieder da.“
Er ließ seine beiden Begleiterinnen zurück und stieg die Treppe zum Eingang der Akademie hinauf. Für die Pracht der großen Halle hatte er nur noch wenige Blicke übrig. Er wollte schnell zurück zu Arathus, wo es ruhig und behaglich war. Der Trubel der Stadt bereitete ihm schon jetzt leichte Kopfschmerzen.
Dieses Mal reagierten die Menschen, die er traf, völlig anders auf ihn als bei seinem letzten Besuch in der Akademie. Wie Manizheh angedeutet hatte, hatte es sich wohl in den letzten Jahren herumgesprochen, dass Arathus zwei Myrtaner zu seinen Schülern gemacht hatte. Und es war nicht schwer zu erraten, dass er einer dieser beiden war. Die Leute, die er nach dem Weg fragte, halfen ihm sofort und beinahe ehrfürchtig.
Er fand Shaayaan in einem der Türme, wo er in einer kleinen, aber luxuriös eingerichteten Kammer an einem Schreibtisch saß und über einem Stapel Pergamente brütete.
„Ja?“ Der Magier blickte ihn fragend an, als er eintrat. Er trug einen dunkelblauen Kaftan und einen schwarzen Bart, der ihm bis auf die Brust fiel. Sein Gesicht war schmal, sein Kinn leicht angehoben. Es schien, als habe er einen unangenehmen Geruch in der Nase und sei gleichzeitig bei etwas sehr Wichtigem gestört worden. Ein Ausdruck, den Barthos auch schon in Myrtana auf vielen Gesichtern gesehen hatte und der wohl universell war.
„Barthos von Laran mein Name“, stellte er sich vor und verbeugte sich. „Ich bin Schüler des Arathus ben Yussuf.“
„Ah ja, natürlich.“ Der Magier legte seine Feder beiseite und sein Gesicht hellte sich auf. Sein Blick vermittelte plötzlich nicht mehr das Gefühl, Barthos sei in das verbotene Heiligtum eines Tempels eingedrungen, sondern war herzlich, als wären sie alte Freunde. „Ich hätte es wissen

sollen. Nun, was kann ich für Meister Arathus tun?“
„Er sucht nach einem Buch. Einem Werk mit dem Titel „Die einhundert geheimen Lehren der Weisen von Urdu“.“
„So?“ Meister Shaayaan runzelte die Stirn. Das Strahlen seiner Augen war sofort wieder verschwunden. „Nun, es ist ein offenes Geheimnis, dass ich dieses Werk kürzlich auf Kitai erworben habe. Ich frage mich aber, was Meister Arathus darin zu finden hofft. Es enthält größtenteils Beschreibungen von Meditationsübungen und philosophische Betrachtungen über die sechs inneren Yogas. Es ist bekannt, dass Meister Arathus für derlei Mystik nie viel übrig hatte.“ Barthos wollte schon entgegnen, dass sein Meister ihm nicht gesagt habe, weshalb er das Buch wolle, doch Shaayaan fuhr fort: „Wenn es ihm allerdings um das alchemistische Wissen geht, das in diesem Buch enthalten ist, so muss ich seine Hoffnungen enttäuschen. Ich habe die Formel zur Erschaffung des Steins der Weisen bereits getestet. Wie nicht anders zu erwarten, ist sie das Pergament nicht wert, auf dem sie gedruckt ist.“
Barthos horchte auf. Der Stein der Weisen? Ging es Arathus darum? Das klang zumindest wahrscheinlicher, als dass er sich plötzlich für Meditation und die Suche nach innerem Gleichgewicht interessierte. In diesem Punkt hatte Meister Shaayaan zweifellos Recht: Von so etwas hielt Arathus nicht viel. „Tja, um ehrlich zu sein, mir hat er nicht gesagt, warum er dieses Buch haben will.“
„Ja, das wäre auch verwunderlich gewesen.“ Der Zusatz: „*Einen myrtanischen Barbaren wie dich nutzt man vielleicht als Botenjungen, doch man wird ihn niemals in seine Angelegenheiten einweihen*“ schwebte unausgesprochen im Raum. Doch Shaayaans Betonung reichte aus, um zu wissen, dass er genau das dachte. „Tja…“ Der Magier fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. „Ich schlage Meister Arathus nur ungern einen Wunsch ab, doch… es hat mich einiges gekostet, dieses Werk in meinen Besitz zu bringen. Und wisst Ihr, ich erforsche schon sehr lange die Bestattungsriten des alten Urdureiches. Dieses Buch enthält endlich den Schlüssel zu ihren Balsamierungstechniken.“
„Meister Arathus sagte, er wäre bereit, jeden Preis zu zahlen.“

„Hm…“ Zögernd strich der Magier sich durch den langen Bart.
„Inklusive einer Empfehlung beim Mogul“, setzte Barthos hinzu.
Etwas blitzte auf in Shaayaans Augen und obwohl der Magier sich den Anschein gab, noch weiter zu zögern und abzuwägen, bevor er endlich und mit gespieltem Widerwillen „also gut, also gut“, sagte, wusste Barthos sofort, dass er angebissen hatte. Arathus hatte Recht gehabt, als er ihm gesagt hatte, dies würde den Shaayaan überzeugen. „Aber das wird nicht billig. Fünftausend Goldstücke, keine Münze weniger! Und als Entschädigung möchte ich einige andere Werke für meine Studien, von denen ich weiß, dass sie sich in Meister Arathus' Besitz befinden.“
„Ich habe hier fünfhundert Goldstücke als Anzahlung“, erklärte Barthos und reichte den prallen Beutel, den sein Meister ihm gegeben hatte, über den Tisch. „Gebt mir eine Liste der Bücher mit, die Ihr haben wollt, und Meister Arathus wird sie euch zusammen mit dem übrigen Gold zukommen lassen.“ Arathus hatte ihn angewiesen, auf jedes Angebot einzugehen. Das Buch sei wertvoller als alles, was Shaayaan fordern könnte, hatte er gesagt.
Zufrieden nickend verstaute der Magier den Geldbeutel unter seinem Schreibtisch.
„Kann ich das Buch direkt mitnehmen?“ – *„Ich muss es so schnell wie möglich haben, verschwende also keine Zeit!“*, das waren Arathus' Worte gewesen.
Shaayaan zögerte eine winzige Sekunde lang, dann erhob er sich jedoch, wandte sich zu einem Regal in seinem Rücken und zog einen schweren Folianten daraus hervor. „Als Zeichen des guten Willens und meiner Ehrerbietung“, erklärte er mit gewichtiger Miene, während er es Barthos in die Hände drückte. „Meister Arathus ist ein vertrauenswürdiger Mann. Ich habe keinen Zweifel, dass er sich an unsere Abmachung halten wird. Richtet ihm meine besten Grüße aus.“

Arathus‘ Geheimnis

Kendra und Shirin hatten es sich auf den Stufen vor der Akademie gemütlich gemacht. Die Konkubine ließ ihr Kamel irgendetwas aus ihrer Hand fressen – was es war, konnte Barthos nicht erkennen – und streichelte dem Tier dabei mit der anderen über den Hals, während sie die vorbeilaufenden Menschen betrachtete. Kendra hatte sich in eines von Arathus’ Büchern vertieft, das sie auf ihre Reise mitgenommen hatte. Es beschrieb verschiedene einfache Zauber. Sie waren auf Arathus’ Geheiß dazu übergegangen, sich in ihrer freien Zeit einige einfache Sprüche selbst beizubringen, indem sie sich das nötige Grundwissen anlasen.
„Hab das Buch!“, rief Barthos ihnen zu, während er die Treppe hinunter kam.
Sofort schlug Kendra das ihre zu und erhob sich. „Und? Weißt du schon, was das für ein Buch ist?“ Beide hatten sie schon auf dem Hinweg gerätselt, was Arathus in diesem Werk zu finden hoffte.
„Der größte Teil dreht sich wohl um Meditation und kitaische Philosophie. Aber dieser Shaayaan erwähnte auch was vom Stein der Weisen.“
„Arathus ist mehr als reich genug. Ich bezweifle, dass er Gold herstellen will“, erwiderte Kendra und sprach damit nur aus, was Barthos dachte. Shirin kicherte. „Als ob Meister Arathus irgendwelchen Hirngespinsten nachjagen würde.“ Sie sprang auf und schwang sich auf ihr Kamel. „Kommt, je eher wir losreiten, desto eher sind wir wieder daheim.“

„Sie hat nicht Unrecht“, meinte Barthos an Kendra gewandt, als auch sie ihre Reittiere bestiegen hatten. „Dieser Shaayaan hatte das Rezept selbst schon ausprobiert. Es taugt wohl nicht viel. Und denk dran, Geneviève hat uns schon vor Jahren erzählt, dass der Stein der Weisen nichts als ein Mythos ist.“
„Hm.“ Nachdenklich starrte Kendra auf den Hals ihres Kamels. „Das mag ja stimmen, aber du musst doch zugeben, es würde passen. Arathus ist verdammt alt. Wenn er nicht bald sterben will, hat er einen Stein der Weisen nötig. Das heißt…“ Sie hob den Kopf und schaute Barthos direkt in die Augen. „Da ist natürlich noch die Tür.“
„Fang nicht wieder damit an. Du weißt, was beim letzten Mal passiert ist.“
„Ich habe nicht vor, es ihm ins Gesicht zu sagen“, erwiderte Kendra ärgerlich. „Aber hier hört er uns ja wohl nicht. Also hör mir zu: Arathus ist unnatürlich alt, richtig? Ich bezweifle zumindest, dass er einfach nur das Glück hat, besonders langlebig zu sein. Denk dran, er hat schon vor über dreißig Jahren gedacht, er müsse sterben. Ich glaube nicht, dass er sich einfach geirrt hat. Ich glaube, damals ging es wirklich mit ihm zuende. Aber er hat einen Weg gefunden, sein Leben zu verlängern. Und der hat irgendwas mit dem zu tun, was sich hinter der Tür verbirgt.“
„Das ist mir alles bewusst.“ Zwar hatten sie noch nie wie jetzt darüber gesprochen, aber nach Arathus’ Reaktion auf Kendras Frage war der Fall für sie beide klar gewesen. „Aber gerade wenn er schon etwas hat, was sein Leben verlängert, braucht er keinen Stein der Weisen.“
„Vielleicht verlängert das hinter der Tür sein Leben, aber auch nicht für immer. Vielleicht sucht er nach echter Unsterblichkeit.“
Das war denkbar. Barthos fuhr sich über das Kinn. Während er überlegte, was Arathus’ Geheimnis sein könnte, richtete er den Blick wieder nach vorn, wo Shirin vor ihnen herritt. Aus einer plötzlichen Eingebung heraus trieb er sein Kamel an, um zu der Konkubine aufzuschließen. „Was weißt du über die eiserne Tür bei Arathus?“, fragte er ohne Umschweife.
„Nichts“, flötete Shirin lächelnd.

„Und ob du etwas weißt!“
„Willst du behaupten, ich lüge?“ Sie wandte ihm das Gesicht zu und ihr nun schelmisches Lächeln bestärkte Barthos in der Vermutung, dass sie genau das tat.
„Ja“, antwortete er deshalb.
„Oh, das enttäuscht mich aber wirklich.“ Ihre gekränkte Stimme wollte nicht wirklich zu ihrem fröhlichen Gesichtsausdruck passen.
„Komm, Shirin, mach uns nichts vor“, mischte sich nun auch Kendra ein, die ebenfalls nach vorne geritten war. „Meinetwegen willst du uns nichts sagen, aber wir wissen, dass du Bescheid weißt.“
„Weiß ich das?“ Shirin lachte. „Ihr glaubt ernsthaft, Meister Arathus würde uns all seine Geheimnisse anvertrauen? Wir dürfen genauso wenig nach der Tür fragen wie ihr. Jeder einzelnen von uns hat er eingebläut, dass diese Tür Tabu ist, als sie zu ihm kam – genau wie euch.“
„Und ihr habt euch nie gefragt, was er da versteckt?“, fragte Kendra.
„Doch, aber du weißt am besten, wozu das führt.“
„Ihr habt also wirklich genauso wenig Ahnung wie wir?“, hakte Barthos nach.
„Wir wissen nicht einmal, ob er sein Leben wirklich künstlich verlängert. Ich kann euch nur sagen, dass er altert. Also gehe ich auch davon aus, dass er irgendwann stirbt.“
Jetzt, da sie es erwähnte, fiel es auch Barthos auf. Arathus wirkte mittlerweile noch etwas älter und hatte noch einige Falten mehr als vor drei Jahren. Er alterte tatsächlich.
„Was ist mit den ganzen Salben?“, wollte Kendra wissen.
„Sie verlangsamen den Alterungsprozess, aber sie halten ihn nicht auf. Je älter er wird, desto mehr Salbe braucht er.“
Bei diesen Worten fiel es Barthos plötzlich wie Schuppen von den Augen.
„Die Einbalsamierung!“
„Was?“ kam es synchron von den beiden Frauen.
„Shaayaan hat es erwähnt. In dem Werk steht auch etwas über die Bestattungsriten der alten Urdukultur. Kendra, weißt du noch, was

Milana uns darüber erzählt hat? Man weiß nicht wie, aber diese Menschen haben es geschafft, ihre Toten völlig vor der Verwesung zu bewahren. Selbst heute, zweitausend Jahre später, sehen die Leichen, wenn man sie aus ihren Grüften birgt, noch aus wie zum Zeitpunkt ihres Todes."
„Du meinst, Arathus will nur einen Ersatz für seine Salben?", nahm Kendra den Faden auf. „Etwas, was verhindert, dass er in hundert Jahren wie ein Zombie aussieht, weil er hinter der Eisentür zwar etwas hat, was ihn am Leben erhält, aber nichts, was ihn am Altern hindert."
Barthos nickte. „Ja, genau. Aber ich frage mich wirklich, was er hinter dieser Tür hat. Wie hat er es geschafft, wenn nicht das Alter, zumindest den Tod zu besiegen?"
„Das solltest du dich lieber nicht fragen", entgegnete Shirin mit für sie ungewöhnlich ernster Stimme. „Ihr solltet beide inzwischen wissen, dass Meister Arathus da keinen Spaß versteht. Also hört lieber auf, weiter drüber nachzudenken."

Doch Shirins Rat kümmerte sie nun nicht mehr. Die eiserne Tür, die sie zeitweise beinahe vergessen hatten, war wieder in ihre Gedanken gerückt. Und mehr denn je fragten sie sich, was für ein Geheimnis Arathus hinter ihr verbarg. Dass sie bloßes Herumrätseln nicht weiterbrachte, merkten sie schnell und so beschloss Kendra bald, die Tür bei der erstbesten Gelegenheit zu öffnen. Barthos war von dieser Idee nicht begeistert, denn er wollte sich gar nicht ausmalen, was Arathus mit ihnen anstellen würde. Doch seine Freundin ließ sich ihren Plan nicht mehr ausreden. Das wäre das Mindeste, was ihr Meister ihr schuldig sei, nachdem er sie vergiftet hatte, behauptete sie schlicht. Barthos beruhigte sich selbst damit, dass sich eine solche Gelegenheit wohl ohnehin nie ergeben würde.
Er sollte sich täuschen. Auch wenn es ihnen so erschienen war, war die Welt in den letzten drei Jahren nicht stehen geblieben. Einiges hatte sich getan auf den Südlichen Inseln. Die Mission der Feuermagier war sehr erfolgreich gewesen und die Innoskirche hatte stark an Einfluss

gewonnen, da sie nicht nur die einfache Bevölkerung sondern auch Fürsten und Höflinge bekehrt hatte. Nun strebte sie danach, ihre Macht auszuweiten und allen Südlichen Inseln den Glauben an Innos zu bringen. Die höfischen Beamten und Magier, die ihre Stellung oder gar ihr Leben durch die neue Religion gefährdet sahen, und einige Fürsten, die den Einfluss der Myrtaner eindämmen wollten, stellten sich gegen diese Entwicklung. All dies hatte zu zahlreichen Spannungen geführt und den Mogul von Ariabia schließlich veranlasst, alle Fürsten der Südlichen Inseln in die Halle der einhundert Reiche zu einem Treffen der Ariabischen Liga zu laden, bei dem beschlossen werden sollte, wie man mit der Kirche und dem durch sie verbreiteten Glauben umgehen sollte. Arathus war von Mogul Akbar II. nach Agadir bestellt worden, um ihn im Vorfeld zu beraten und gegebenenfalls auf die anderen Fürsten einzuwirken. Und so kam es, dass er sein Heim verließ, um in die Hauptstadt zu reisen, für mindestens zwei Wochen, wie er sagte. Kendra sah ihre Chance damit gekommen.

„Ich bin immer noch nicht sicher, ob das klug ist.“ Barthos fühlte sich mehr als unwohl in seiner Haut, während er sich von seiner Freundin durch den Gang auf den kleinen Raum mit der Eisentür zuziehen ließ. Eine innere Stimme sagte ihm, dass sie ja die Finger von jener Tür lassen sollten und dass schreckliche Dinge geschehen würden, wenn sie sie öffneten.
„Was soll passieren? Er wird es nie erfahren.“
Oh doch, das würde er, darauf hätte Barthos gewettet, auch wenn er nicht hätte sagen können, *wie* Arathus es herausfinden sollte.
„Komm schon, du willst es doch auch wissen.“ Sie hatten den Raum erreicht und Kendra ließ seine Hand los.
„Ja, schon, aber… Ich weiß wirklich nicht…“
Kendra war langsam weitergegangen. Nun stand sie direkt vor der Tür und legte ein Ohr an diese. Barthos sah, wie sie die Stirn angestrengt in Falten legte und die Augen zusammenkniff. Dann trat ein Anflug von Verwunderung in ihr Gesicht. „Wasser.“

„Was?“
„Da plätschert etwas. Wie ein Brunnen oder so.“
Nun siegte auch in Barthos die Neugier. Mit wenigen Schritten durchmaß er den Raum und presste dann ebenfalls sein Ohr an die Tür. Tatsächlich glaubte er, leises Plätschern auf der anderen Seite zu hören. In ihrem Rücken erklang ein wohlbekanntes Klackern. Barthos’ Herz hörte für einen Moment auf, zu schlagen, so sehr erschrak er. Dann hörte er Indrakshis Stimme hinter sich: „Man sollte meinen, ihr hättet aus dem letzten Mal gelernt.“
„Wir…“ Barthos schluckte schwer. Er hatte es gewusst! Er hatte gewusst, dass es schiefgehen würde! Warum hatte er Kendra nicht entschiedener von ihrem irrsinnigen Vorhaben abgehalten?
„Keine Sorge, ich verpfeife euch schon nicht bei Meister Arathus“, beruhigte Indrakshi seine Gedanken. „Aber lasst jetzt die Tür in Ruhe, bitte. Kommt lieber mit und lasst euch einen Tee machen.“
„Nein“, sagte Kendra bestimmt. „Ich will jetzt wissen, was dahinter ist. Und ihr könnt mir nicht erzählen, dass ihr nicht auch neugierig seid.“
„Das ist ohne Belang“, entgegnete Indrakshi. „Selbst wenn: Keiner von uns kann die Tür öffnen. Meister Arathus trägt den Schlüssel immer an einer Kette um seinen Hals.“
Das war Barthos noch nie aufgefallen. Wenn er ehrlich war, hatte er gar nicht darüber nachgedacht, wie die Tür zu öffnen war. Doch Arathus musste den Schlüssel unter seiner Kleidung tragen, sonst hätte er ihn sicher einmal bemerkt. „Woher weißt du das?“
„Weil er ihn nie ablegt.“
„Und?“ Es brauchte einige Sekunden, ehe Barthos verstand.
Doch schon meldete sich Kendra wieder zu Wort: „Ich brauche keinen Schlüssel. Arathus selbst hat uns doch dazu animiert, uns Zauber beizubringen.“
Mit diesen Worten drehte sie sich herum und legte ihre Hand auf die große Eisenplatte. Barthos wusste sofort, was sie vorhatte. Unwillkürlich spannten sich seine Muskeln zusammen. Er wusste nicht, ob er aufgeregt war, wegen dem, was sie hinter der Tür finden würden, oder ob sich sein

Körper darauf vorbereitete, davonzurennen. Wahrscheinlich machte er sich viel zu viele Sorgen, doch er konnte nichts gegen das unruhige Kribbeln in seiner Magengegend und gegen seine düstere Vorahnung tun. Unfähig, sich zu rühren, starrte er auf Kendra, die die Augen angestrengt geschlossen und den Kopf leicht gesenkt hatte. Auch Indrakshi schien es die Sprache verschlagen zu haben. Die Konkubine starrte ebenso gespannt auf seine Freundin, wie er es tat.
Und dann hörten sie ein leises Klicken. Das Schloss war geöffnet. Kendra drehte den Kopf herum und blickte sie beide an. Keiner von ihnen sagte etwas. Langsam wandte sie sich wieder der Tür zu und öffnete sie.

Der Quell der Unsterblichkeit

Der Raum hinter der Tür hatte die Größe einer Abstellkammer. Er unterschied sich jedoch deutlich von einer solchen: Kryptische Zeichen und magische Formeln in goldener Farbe zierten die steinernen Wände. Ein Pentagramm in einem Kreis war in die Decke gemeißelt. Und in der Mitte stand tatsächlich eine Art Brunnen. Ein schlichter, etwa hüfthoher steinerner Zylinder, aus dessen Spitze Wasser austrat, das gleichmäßig an seinen Seiten hinablief und von einer in den Boden eingelassenen Rinne aufgefangen wurde. Durch kleine Löcher in der Rinne gelangte es zurück in den Zylinder, in dessen Innern es irgendwie nach oben gepumpt werden musste. Abgerundet wurde das Bild von fünf Kristallen in unterschiedlichen Farben, die in regelmäßigen Abständen an den Rändern der Rinne lagen.
„Das ist das große Geheimnis?“ Kendra kniff die Augen leicht zusammen. Dann setzte sie sich energisch in Bewegung.
Barthos ließ den Blick prüfend über die Wände wandern. Einige der Zeichen kannte er. Schutzsymbole, Bannzauber…
„Wir sollten besser nichts anfassen“, sagte Indrakshi zaghaft. „Bitte, mach die Tür wieder zu. Wenn Meister Arathus…“
Was immer die Konkubine hatte sagen wollen, sie sollten es nie erfahren. Kendra hatte einen der Kristalle aufgehoben, um ihn näher zu betrachten. Im selben Moment war alles Wasser in die Rinne und von dort ins Innere des Zylinders gestürzt. Für den Bruchteil einer Sekunde

war kein Tropfen mehr zu sehen, dann schoss ein dicker Strahl aus der Spitze des Brunnens direkt auf sie zu.
Geistesgegenwärtig duckte Kendra sich und ließ dabei den Kristall achtlos zu Boden fallen. Das Wasser schoss über ihren Kopf hinweg und traf stattdessen Indrakshi, die nur noch überrascht aufschreien konnte. Im nächsten Moment schloss das Wasser sie ein wie ein Kokon. Die Konkubine versuchte ihn zu verlassen, doch etwas schien sie festzuhalten. Wie gelähmt sahen Barthos und Kendra zu, wie blankes Entsetzen in Indrakshis Gesicht trat, sie verzweifelt nach Luft und rang und strampelte und kämpfte, um ihrem nassen Gefängnis zu entkommen. Erst langsam begriff Barthos, dass sie im Begriff war, zu ertrinken. Er musste etwas tun! Ohne lange nachzudenken, streckte er seine Hand aus. Er griff in die Säule aus Wasser hinein, nach dem Arm der Konkubine, um sie hinauszuziehen. Doch ein Teil des Wassers schoss in seine Richtung, traf ihn mit der Wucht einer Ogerfaust und schleuderte ihn zu Boden. Ein heftiger Schmerz durchzuckte seinen Schädel, als er auf dem harten Stein auftraf. Als er den Kopf wieder hob, sah er mit Entsetzen, wie Indrakshis Strampeln immer verzweifelter wurde. Sie griff sich an den Hals, verdrehte die Augen, versuchte die Luft anzuhalten. Dann erstarben ihre Bewegungen und sie sank inmitten des Wasserkegels zu Boden wie… wie eine Leiche.
„Nein!“, entwich es Barthos’ Lippen.
Dann plötzlich packte jemand ihn am Arm. „Los!“, schrie Kendra und zerrte ihn auf die Beine. Jede Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen.
Im selben Moment stürzte das Wasser zu Boden, als hätte es sich plötzlich der physikalischen Gesetze erinnert, und gab Indrakshi frei, die leblos auf dem Stein aufschlug. Barthos wollte zu ihr laufen und ihr helfen, doch sofort türmte sich das Wasser zu einer Welle auf, die auf sie zustürzte. „Lauf!“, schrie Kendra und zerrte ihn an seinem Arm hinter sich her.
So schnell sie konnten, rannten die beiden um ihr Leben. Das Rauschen des Wassers verfolgte sie. Barthos glaubte, die ersten Tropfen bereits im Nacken zu spüren. Sie schlitterten um eine Ecke und hörten, wie die

Welle hinter ihnen gegen die Wand prallte. Kurz kam sie zum Stehen, doch beinahe sofort nahm sie die Verfolgung wieder auf.
Als sie um die nächste Ecke rannten, wären sie beinahe mit Fiona zusammengeprallt, die einen Stapel dreckiger Kleidung in den Armen trug. „Huch!“, rief sie aus und ließ ihn beinahe vor Schreck fallen. „Was ist denn in euch gefahren?“
„Lauf!“, rief Barthos nur und riss Fiona am Arm mit sich, wie es zuvor Kendra mit ihm getan hatte.
„Was bei…?“
Im nächsten Moment schoss die Welle um die Ecke. Die Konkubine konnte gerade noch überrascht die Augen aufreißen, da hatte Barthos sie hinter sich durch eine Tür gezogen und diese zugeschlagen.
„Was ist das?“, fragte sie sofort.
„Keine Ahnung, aber es hat Indrakshi getötet.“ Barthos ließ Fiona keine Zeit, diesen Schock zu verarbeiten.
Kendra, die bereits weiterrannte, sprach aus, was er dachte: „Weiter, es kommt durch die Tür!“
Und tatsächlich hatten sie nur wenige Meter Vorsprung gewonnen, da hörten sie das Holz unter der Wucht des Wassers bersten.
Sie erreichten den Speisesaal, dessen Boden gerade von Swanhild gereinigt wurde. Beinahe wären sie auf dem nassen Stein ausgerutscht, doch es gelang ihnen, sich auf den Füßen zu halten, und so stürmten sie auf die nächste Tür zu.
„Stimmt etwas nicht?“
„Lauf!“, war Kendras einzige Antwort.
Noch während Swanhild ihnen verwirrt nachstarrte und dann den Kopf in die Richtung wandte, aus der sie gekommen waren, schoss das Wasser aus dem Gang. Und noch ehe die Konkubine begriffen hatte, wie ihr geschah, traf sie die Welle mit voller Wucht und schleuderte sie gegen die Felswand.
„Swanhild!“ Fiona hielt inne und drehte sich nach ihrer Freundin um. Geistesgegenwärtig packte Kendra sie am Handgelenk und zog sie weiter. Auch Barthos rannte, ohne stehen zu bleiben. Es tat ihm in der

Seele weh, doch er wusste, jede Sekunde des Zögerns konnte auch ihren Tod bedeuten.
Sie bogen um die nächste Ecke. Barthos achtete gar nicht mehr darauf, welchen Weg sie einschlugen. Für ihn gab es nur noch zwei Gedanken: Entkommen. Konkubinen retten.
„Lauft!“, schrie Kendra, die einen kleinen Vorsprung hatte, wohl in der Hoffnung, die anderen Bewohner des Palastes würden sie hören. Tatsächlich steckte Shirin nach dem vierten Mal den Kopf aus einer Tür. „Was ist los?“, fragte sie alarmiert. Dann sah sie es selbst um die Ecke kommen und schloss sich den übrigen drei ohne zu Zögern an. „Milana und Geneviève!“, stieß sie aus, als sie um die nächste Ecke bogen und vor ihnen der Gang zum Konkubinengemach lag.
Sofort schlug Fiona den Weg zu ihren Freundinnen ein, doch abermals packte Barthos sie am Arm und zog sie mit den anderen um eine Ecke. „Nein, Sackgasse!“, rief er nur. Widerstrebend folgte die Konkubine ihm. Sie hörten die Welle in ihrem Rücken vorbeirauschen. Wenig später erklangen Schreie aus den Gemächern der Konkubinen. Barthos hatte das Gefühl, ein glühendes Messer würde in sein Herz gerammt. Das durfte doch einfach alles nicht wahr sein. Die Konkubinen durften nicht einfach sterben.
„Nach oben!“, rief Shirin, die mittlerweile zu ihm und Fiona aufgeschlossen hatte. Kendra reagierte sofort und schlug den Weg zur Aussichtsplattform ein. Das Wasser schien mit Milana und Geneviève beschäftigt zu sein. Vielleicht hatte es auch die Fährte verloren. Zumindest schien es sie nicht mehr zu verfolgen. Doch keiner der vier wagte, stehen zu bleiben oder auch nur langsamer zu werden. Stattdessen hasteten sie eine Wendeltreppe hinauf und durch eine Falltür auf eine kleine Aussichtsplattform auf der Bergspitze, in gut zehn Metern Höhe über dem Eingangsportal. Zwei Teleskope zeugten von den Astronomiestunden, die Nasrin Kendra und Barthos hier zu geben pflegte.
Kaum waren sie alle oben angekommen, schlug Shirin die Falltür zu. „Was ist mit den anderen?“ Fionas Stimme war nur noch ein

verzweifeltes Schluchzen. Sie hatte die Hände vor der Brust zusammengeschlagen.
„Ich weiß es nicht.“ Shirin starrte auf die Falltür, als sie könne sie durch sie hindurch sehen und die anderen Konkubinen so beobachten. „Wir können nur hoffen, dass sie…“ Sie brach ab und biss sich auf die Lippen. Ein Schrei ertönte unter ihnen und sofort stürzten sie alle vier an die Brüstung. Unten sahen sie Nasrin aus dem Eingang des Palastes rennen. Nur Sekunden später schoss eine Welle aus dem Portal und überrollte die Konkubine. Barthos keuchte auf. Nun auch noch Nasrin. Das musste ein Alptraum sein. Musste einfach…
„Meint ihr, es findet uns hier?“, fragte Kendra mit bebender Stimme. Unter ihnen schoss die Welle in Richtung der Ställe. Kurz darauf drang das verzweifelte Brüllen der Kamele an ihre Ohren.
„Ist nur eine Frage der Zeit, da bin ich mir sicher.“ Keuchend und sich die Seite haltend starrte Barthos die drei verängstigten Frauen an. Sein Gesicht war vermutlich ebenso blass wie die ihren. Und er wusste ebenso wenig wie sie, was sie tun sollten. Dennoch hatte er plötzlich das Gefühl, dass es seine Pflicht war, stark zu bleiben und sie zu beschützen. Immerhin war er der einzige Mann hier.
Dennoch war es Shirin, die die Initiative ergriff. Kurzerhand entledigte sie sich ihrer Schuhe, deren hohe Sohlen zwar unheimlich attraktiv aber wenig praktikabel waren, und kletterte über die Brüstung.
„Was tust du da?“, stieß Kendra aus.
„Mich verstecken. Los, folgt mir.“ Shirin ließ sich langsam hinab und tastete mit den bloßen Füßen nach dem schroffen Fels.
„Bist du lebensmüde?“, keuchte Barthos. Schon beim bloßen Blick nach unten wurde ihm schwindelig.
„Nein, ich hänge an meinem Leben. Genau darum werde ich nicht einfach warten, bis mich dieses Ding holen kommt.“ Shirin ließ sich fallen. Synchron schrieen Barthos, Kendra und Fiona auf, doch die Konkubine landete sicher auf dem Fels unter ihr und klammerte sich daran fest. Sofort kletterte sie weiter hinab. Barthos löste den Blick von

ihr, schaute Kendra kurz in die Augen und schwang dann ebenfalls ein Bein über die Brüstung. Sie tat es ihm gleich.
„*Nur nicht nach unten sehen*“, ermahnte er sich, während er das andere Bein folgen ließ. Langsam ließ er sich herab, mit den Füßen nach den Felsen tastend. Als er glaubte, einen halbwegs sicheren Halt gefunden zu haben, ließ er die Brüstung los. Stattdessen griff er nach der schroffen Wand des Berges. Während er langsam weiter hinabstieg, versuchte er krampfhaft, nicht hinunter zu schauen. Er war definitiv nicht geschaffen für so etwas. Verflucht, er war ein Mann des Geistes! Wie zur Bestätigung schnitt er sich im nächsten Moment in die Hand, als er versuchte, weiter hinabzusteigen. Beinahe hätte er den Felsen vor Schreck losgelassen. Doch stattdessen klammerte er sich nur umso fester an den Berg. Er ignorierte den Schmerz, als die steinernen Kanten ihm noch tiefer ins Fleisch schnitten und stieg weiter hinab, bis er nach einer gefühlten Ewigkeit endlich den schmalen Giebel der Fassade erreichte, die so viel Ähnlichkeit mit einem antiken Tempel hatte. Er war gerade breit genug, um nicht hinunterzustürzen und es schien unmöglich, noch weiter hinabzuklettern. Aber vielleicht würde dieses… Ding sie hier nicht finden, was immer es sein mochte.
Shirin war vor ihm auf dem Giebel angekommen und stützte ihn vorsichtig ab, als er sich herabließ. Auch sie hatte sich die Hände und, den Blutspuren unter ihren Füßen nach zu urteilen, auch die Sohlen aufgerissen. Doch in diesem Moment waren die Blutflecken, die sie auf seinem Gewand hinterließ, Barthos’ geringste Sorge. Neben ihm ließ sich auch Kendra herab, dicht gefolgt von Fiona. Und kurz darauf kauerten sie gemeinsam auf dem Giebel und blickten verzweifelt zum Horizont.

Der Preis der Unsterblichkeit

Barthos nuckelte gerade an seinen blutenden Fingern, als Kendra plötzlich laut „da!“ schrie und nach Osten deutete.
„Das ist Meister Arathus!“, rief Fiona erleichtert aus.
Barthos brauchte einen Moment, ehe er es sah, dann erkannte er einen kleinen schwarzen Punkt am Horizont, der sich in ihre Richtung bewegte. Tatsächlich, das sah nach einem Reiter aus.
Mit einem Mal erklang ein lautes Donnern und Dröhnen hinter der Wand in ihrem Rücken und ließ sie alle zusammenfahren.
„Was ist das?!“, keuchte Barthos auf.
„Kommt weg von der Wand!“ Shirin sprang sofort auf die Beine und schob sich vorsichtig an der Wand entlang zur Seite.
„Weg von der Wand?!“, stieß Kendra hysterisch aus. „Du bist gut! Wir haben keinen halben Meter Platz. Sollen wir etwa springen?!“
„Kommt einfach da weg!“, brüllte Shirin. Barthos wusste nicht, ob ihm die immer lauter werdenden Geräusche aus dem Innern des Palastes oder die Tatsache, dass Shirin sich immer mehr auf den Rand des Giebels zu bewegte und dieser dort immer steiler abfiel, mehr Angst machen sollten. Doch schon zog Kendra ihn am Arm mit sich in die andere Richtung.
Gerade rechtzeitig, denn im nächsten Moment brach die Wand, vor der sie eben noch gesessen hatten. Das Wasserungeheuer hatte den Felsen ausgehüllt und sich einen Tunnel nach draußen gegraben. Es hatte in kürzester Zeit geschafft, wofür die Gezeiten in der Natur Jahrhunderte

oder gar Jahrtausende brauchten. Nun schoss es nach draußen auf den Giebel. Die Welle erfasste Fiona, die dem Loch am nächsten gestanden hatte, und stürzte mit ihr in die Tiefe. Kaum unten angekommen, schoss das Wasser wieder in den Palast hinein, die leblose Konkubine zurücklassend. Barthos vermochte nicht mehr, sich zu rühren oder auch nur nachzudenken. Ohne, dass es ein bewusster Gedanke war, wusste er, dass das Wesen wieder auf dem Weg nach oben war, zu seinem Tunnel. Er wusste, dass es keinen Ausweg mehr für sie gab.
Schon schoss die Welle wieder nach draußen, dieses Mal direkt auf Kendra und ihn zu. Schützend warf Barthos sich vor seine Freundin, ohne auch nur daran zu denken, wie sinnlos dies war. Dann, plötzlich, loderte eine Wand aus Feuer vor ihm auf und ließ ihren Angreifer zurückweichen. Momente später stürzte die Welle sich abermals in die Tiefe.
Barthos riss den Kopf herum und sah eine Gestalt auf einem Kamel die Rampe hinaufgaloppieren. Die Welle rollte ihr entgegen. Auf halbem Weg trafen sie sich. Sofort umschloss das Wasser Kamel und Reiter. Dann leuchtete es im Innern des nassen Kokons strahlend hell auf, als sei die Sonne selbst in seiner Mitte erschienen. Das Wasser wich zurück und Flammen folgten ihm züngelnd die Rampe hinauf. Der Reiter – es war Arathus – sprang von seinem Kamel und verfolgte seinen Gegner, ohne ins Rennen zu verfallen. Die Arme hatte er ausgestreckt, die Brauen vor Anstrengung zusammengekniffen. Das Wasser gewann etwas Vorsprung, türmte sich dann vor dem Portal wieder auf und schien schon zum nächsten Angriff anzusetzen, als ein Kreis aus Flammen aus dem Boden brach und es in seiner Mitte einschloss. Arathus ließ die Hände sinken. Er schritt die letzten Meter der Rampe hinauf, bis er direkt vor dem Flammenring stand. Dann riss er die Arme abermals in die Höhe. Kurz schien nichts zu geschehen, dann wandelte sich das Wasser mit einem Mal in violetten Rauch, der rasch emporstieg und sich verflüchtigte.
Arathus verlor keine Zeit. Er ruhte sich nicht aus. Er schaute nicht nach den Leichen von Fiona und Nasrin. Er kümmerte sich nicht um sein

Kamel. Er beachtete nicht einmal seine Schüler und seine verbliebene Konkubine. Sofort, als die Gefahr gebannt war, rauschte er ins Innere des Palastes.
Barthos, Kendra und Shirin sanken erschöpft zusammen. Es brauchte einige Minuten, ehe sie sich endlich aufrafften und durch den Tunnel des Ungeheuers nach drinnen zurückkehrten.
Sie fanden Arathus in seinem Studienzimmer, wo er wie ein Besessener Bücher aus den Regalen zog und auf einen kleinen Haufen warf. Nichts war zu spüren von der Kraft und Erhabenheit, die er sonst ausstrahlte. Er war blass, wirkte gehetzt, ja panisch. Als sie eintraten, schenkte er ihnen keinerlei Beachtung.
Eine Weile standen sie zu dritt reglos in der Tür, dann, als Arathus offenbar alle Bücher beisammen hatte, die er gesucht hatte, und sie eilig durchzublättern begann, trat Shirin vor. „Was hat das alles zu bedeuten?“
„**NICHT JETZT!“**
Barthos hatte Arathus schon einige Male ungehalten erlebt, doch das hier war etwas anderes, das spürte er deutlich.
„Doch, jetzt!“ Shirin stampfte durch den Raum, riss dem Magier das Buch aus der Hand und schmiss es in eine Ecke. „Ihr schuldet uns eine Erklärung!“ Auch Shirin zeigte sich von einer völlig neuen Seite. Einer, die Barthos gar nicht gefiel.
„Aus dem Weg!“ Unsanft stieß Arathus die Konkubine beiseite. „Ich muss nachdenken!“ Wie ein gehetztes Tier begann er, im Kreis zu laufen, fast zu rennen. Dabei rieb er sich durch den Bart. „Wann ist Vollmond?“
„Was?“ Völlig perplex starrte Kendra ihren Meister an.
„**Wann Vollmond ist! Könnt ihr keine einfache Frage beantworten?!“**, brüllte Arathus und verteilte Tropfen von Speichel auf dem Teppich. Er wirkte wie jemand, der kurz davor stand, dem Wahnsinn zu verfallen.
Barthos fuhr zusammen. „Äh… In siebzehn Tagen“, stammelte er hastig, sich an seine letzte Astronomiestunde erinnernd. Es hätte ihn nicht gewundert, hätte Arathus ihn bei einem Zögern in Flammen aufgehen lassen.
Klatsch.

Wäre Barthos noch fähig gewesen, klare Gedanken zu fassen, er hätte fest daran geglaubt, an diesem Tag könne ihn nichts mehr schocken. Doch das wäre ein gewaltiger Irrtum gewesen. Shirin, die sich dafür extra auf die Zehenspitzen hatte stellen müssen, hatte Arathus eine Ohrfeige gegeben. Und was für eine! Der Magier war nicht weniger überrascht als Barthos. Völlig perplex starrte er seine Konkubine an.
„Sie sind tot, Arathus. Fiona, Nasrin, Milana, Geneviève, Swanhild, Indrakshi – sie sind alle tot. Schert Euch das überhaupt nicht?“
„Das tut es, verflucht noch eins! Aber für sie kann ich nichts mehr tun. Für mich schon!“
Arathus griff nach einem weiteren Buch, doch Shirin packte ihn am Arm. „Was soll das heißen?“
„**Dass ich sterbe!“** Wütend riss Arathus sich los und stürmte Richtung Ausgang. „Bis Vollmond bleibt keine Zeit. Es muss ohne gehen.“
Shirin war verstummt. Doch als er den Raum verlassen wollte, hielt Kendra ihren Meister zurück. „Ihr schuldet uns eine Erklärung“, sagte sie bestimmt.
Kurz starrte Arathus sie an, als sähe er sie zum ersten Mal, dann brüllte er zornig auf: „**Du! Du bist an allem schuld, habe ich Recht?! Du hast den Marid befreit!“**
„Ich…“ Kendra erblasste. Hilflos blickte sie zwischen Arathus und den beiden anderen hin und her. „Ich wollte doch nicht…“
Barthos legte schützend einen Arm um sie. „Ihr habt diesen… was auch immer beschworen!“, fuhr er Arathus wütend an. Langsam gewann er die Fassung zurück. Und damit wuchs eine gewaltige Wut in ihm heran. Wie konnte Arathus es wagen, so mit Kendra umzuspringen und ihr die Schuld an allem zuzuschieben?
„Den Wasserdämon, den Marid“, entgegnete der Magier wütend. „Ja, ich habe ihn gerufen. Und ich dachte, ich hätte mehr als deutlich gemacht, dass ihr die Finger von dieser Tür lassen sollt!“ Er fauchte zornig. „Wie die kleinen Kinder! Man verbietet euch etwas und ihr tut es erst recht! Wie konnte ich mir nur Schüler nehmen, die nicht einmal fähig sind, eine derart simple Regel einzuhalten?“ Barthos zog Kendra noch etwas fester

an sich und schob sie gleichzeitig ein Stück hinter seinen Rücken. Arathus' Blick durchbohrte sie mit einer Wut, die Barthos noch nie bei einem Menschen gesehen hatte, und es hätte ihn nicht gewundert, wenn er im nächsten Moment Blitze nach Kendra geschleudert hätte.
„Der Dämon hat Euch am Leben erhalten, nicht wahr?", meldete sich Shirin wieder zu Wort.
Arathus wandte den Blick von Kendra und Barthos ab. Er senkte den Kopf und seufzte tief. Mit einem Mal wirkte er alt und erschöpft. „Ein Schluck seines Wassers jeden Tag. Jeder Schluck gewährte mir einen weiteren Tag im Leben, bewahrte mich einen weiteren Tag vor dem Tod. Glaube mir, Shirin, ich habe es nicht gerne getan. Ich wusste um die Gefahr. Und ich habe lange gezögert, ehe ich diesen Pakt mit den dunklen Mächten einging. Aber ich musste es tun. Es gibt keinen anderen Weg zur Unsterblichkeit. Zu lange habe ich danach geforscht, ohne eine Alternative zu finden."
„Vielleicht weil Unsterblichkeit unnatürlich ist. Weil sie nicht in diese Welt gehört. Genau wie Dämonen."
Erbost fuhr Arathus herum. „**Es ist mir egal, ob es natürlich ist oder nicht!"**, schrie er Shirin an. „**Ich weigere mich, mich einfach dem langsamen Verfall hinzugeben! Ich darf nicht sterben!** Deswegen…"
Seine Züge erhärteten sich. „Deswegen muss ich einen neuen Marid rufen."
„Einen neuen? Damit wir drei auch noch getötet werden? Ist es das wert?"
Arathus sah seiner letzten Konkubine durchdringend in die Augen. „Ich wollte niemandem schaden. Schon gar nicht euch. Aber… ja, nicht sterben zu müssen, ist jeden Preis wert."
Barthos war überrascht über die Ruhe, die in seiner Stimme lag, als er sprach: „Das ist nicht weise."
„Hm?" Arathus drehte sich zu ihm herum und blickte ihn verständnislos an.
„Ihr seid so alt und doch fürchtet Ihr den Tod so sehr, dass Ihr selbst den Tod derer, die Euch nahe stehen, in Kauf nehmt, um ihn abzuwenden.

Ihr wolltet Schüler, die nach Weisheit streben, die begreifen, dass sie die höchste Tugend ist. Aber Ihr seid nicht weise."
„Nein, das bin ich nicht", gab Arathus mit gebrochener Stimme zu. „Aber euch fällt es leicht, mich zu verurteilen. Ihr seid jung. Selbst alle drei zusammen zählt ihr nicht annährend so viele Jahre wie ich. Glaubt mir, es wird noch der Tag kommen, da ihr versteht. Da auch ihr beginnt, den Tod zu fürchten." Plötzlich verfinsterte sich der Blick des alten Magiers wieder. „Und heute wird nicht der Tag meines Todes sein, dafür werde ich sorgen! Notfalls kann ich auch ohne Vollmond einen Marid beschwören. Alles, was ich brauche, ist eine entsprechende Kraftquelle. Ich brauche nur etwas Magisches Erz und…"
„Wir haben keines da", unterbrach Shirin ihn.
„Das weiß ich selbst! Ich muss also nach Agadir und welches kaufen. Und zwar sofort!"
„Weshalb die Eile?", fragte Barthos verwirrt.
„Weil ich ohne das Wasser des Marids den nächsten Morgen nicht mehr erlebe, verflucht!"
„Das sagtet Ihr bereits. Aber habt Ihr denn keine Vorräte? Ihr wolltet für mindestens zwei Wochen nach Agadir, da müsst Ihr doch etwas von dem Wasser mit Euch genommen haben."
„Meine Vorräte haben ihre Macht verloren in dem Moment, als ich den Marid in die Sphäre bannte, die ihr Beliars Reich nennt. Ich brauche neue." Mit diesen Worten rauschte Arathus auf den Ausgang zu.
Doch abermals packte Shirin ihn am Ärmel und hielt ihn zurück. „Ihr schafft es nie und nimmer noch heute nach Agadir. Und das wisst Ihr."
Einen Moment starrte Arathus mit unbewegter Miene in den Korridor, dann sank er gegen den Türrahmen. „Ja, das weiß ich", flüsterte er. „Ich wusste es ab dem Moment, da ich spürte, dass der Marid frei war, und zurückritt. Es ist zu spät."
Shirin legte zaghaft eine Hand auf Arathus' Schulter. „Ihr seid mehr als alt genug geworden. Und Ihr habt gut gelebt. Was könntet Ihr Euch mehr wünschen?", sagte sie sanft.

„Dass es nicht so hätte enden müssen.“ Arathus schüttelte traurig den Kopf. „Meinetwegen sind sie alle tot.“
„Nicht alle. Ich bin noch hier. Und ich werde bleiben, bis es vorbei ist.“ Arathus lächelte schwach und drückte die Hand, die auf seiner Schulter ruhte. „Ich danke dir.“
„Kommt. Ihr solltet Eure letzten Stunden nicht mit Trauer und Selbstvorwürfen verbringen“, sagte Shirin leise und führte Arathus langsam hinaus.
Barthos schaute ihnen einige Zeit nach, dann vernahm er ein leises Schluchzen an seiner Seite. Er wandte den Kopf und Blickte Kendra an, der er noch immer seinen Arm um die Schulter gelegt hatte.
„Arathus hat Recht“, sagte sie tonlos. „Es ist meine Schuld.“
„Ist es nicht. Red dir das nicht ein.“
„Red du mir nicht das Gegenteil ein. Du hast mich gewarnt. Arathus hat uns gewarnt. Shirin hat uns gewarnt. Indrakshi hat uns gewarnt, bevor sie…“ Kendra brach ab und vergrub das Gesicht in seinem Umhang. „Meinetwegen sind sie alle tot. Meinetwegen stirbt Arathus jetzt. Nur wegen meiner dummen Neugier. Nur weil ich nicht hören konnte!“
Barthos drückte Kendra an sich, hielt sie so fest, wie er konnte. Er wollte etwas sagen, sie trösten, ihr erklären, dass es nicht ihre Schuld war, doch ihm fiel nichts ein. Was viel schlimmer war: Er musste ihr insgeheim Recht geben. Ja, Arathus hatte seine eigene Endlichkeit nicht akzeptieren können und den Marid beschwören müssen. Ja, er, Barthos, hatte sich Kendras Vorhaben nicht entschieden genug entgegengestellt. Aber sie war es gewesen, die unbedingt das Geheimnis hatte lüften müssen, die selbst nach der mehr als deutlichen Warnung keine Ruhe gegeben hatte, die… Nein! Er musste ihr jetzt beistehen. Sie machte sich selbst schon genug Vorwürfe, sie brauchte nicht noch jemanden, der sie verurteilte. Er wollte und konnte ihr nicht böse sein. Es hatte bereits zu viel Leid gegeben. Wie viel, das drang erst jetzt langsam zu ihm durch. Und wenngleich er sich ermahnte, stark zu bleiben, nicht aus der Rolle des starken Beschützers zu fallen, die er als Mann zu spielen hatte, spürte er, wie auch ihm langsam die Tränen kamen, während er stur auf die

Wände starrte. Unnatürlich glatte Wände. Wie vom Wasser ausgehüllt. Obwohl die Tränen ihm mittlerweile die Sicht nahmen, musste er schmunzeln. Es war doch lachhaft, was für belanglose Kleinigkeiten einem in solchen Situationen auffielen.

Abschied

Als Barthos am nächsten Morgen aufwachte – Kendra lag noch immer in seinen Armen – spürte er sofort, dass etwas nicht stimmte. Was es war, erkannte er erst nach einigen Momenten: Er war von selbst aufgewacht. Niemand hatte ihn geweckt. Der Gedanke löste sofort Erinnerungen an den gestrigen Tag aus. Erinnerungen, die er am liebsten verdrängt hätte. Er drehte sich herum. Kendra schien von denselben Erinnerungen geplagt zu werden. Ihr Gesicht hatte sich im Schlaf zu einer schmerz- und angsterfüllten Grimasse verzogen. Ob sie Alpträume hatte? Barthos überlegte, dass er ihr wahrscheinlich einen Gefallen tun würde, wenn er sie weckte. Dennoch unterließ er es. Ihre Gedanken würden sie auch im wachen Zustand plagen, wahrscheinlich noch schlimmer, und sie brauchte etwas Schlaf. Er musste auch nicht lange warten, bis sie von selbst die Augen öffnete und ihm ins Gesicht blickte.
Stumm starrten sie einander an. Es gab nichts, was hätte gesagt werden können. Es musste auch nichts gesagt werden. Beide verstanden auch so nur zu gut, was der andere fühlte. Schließlich brach Barthos doch die Stille: „Wir sollten aufstehen."
Kendra nickte nur. Gemeinsam stiegen sie aus dem Bett. Sie hatten sich nicht die Mühe gemacht, sich auszuziehen, und machten sich nun auch nicht die Mühe, sich etwas anderes anzuziehen. Barthos merkte gar nicht, dass sein Gewand aufgerissen war und noch immer Blutspuren daran klebten.

Shirin saß allein im Speisesaal, über eine dampfende Tasse Tee gebeugt. Schweigend setzten sie sich zu ihr an den Tisch. Barthos streckte die Hand nach der Kanne aus und blickte Kendra fragend an. Doch sie schüttelte nur den Kopf, also zog er die Hand wieder zurück. Auch ihm war nicht nach Tee zumute.
„Er ist tot.“ Shirin hob den Kopf und schaute ihnen direkt ins Gesicht. Ihre Augen waren gerötet.
Barthos schwieg. Er wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Auch Kendra sagte nichts.
Eine lange Zeit saßen sie so da. Nichts war zu vernehmen außer Shirins leisem Schlürfen. Dann zerriss plötzlich ein unangenehmes Klirren die Stille und löste Barthos aus seiner Starre. Erst nach einigen Momenten verstand er, dass Shirin ihre mittlerweile leere Tasse abgestellt hatte, und er wunderte sich selbst über sein überempfindliches Gehör.
„Er sagte, es tue ihm leid.“
Barthos nickte nur. Er hörte Shirins Worte, doch sie berührten ihn nicht. Er fühlte sich wie gelähmt. Innerlich.
„Wollt ihr immer noch Magier werden?“
Dieser Satz schaffte es, Barthos’ Aufmerksamkeit wieder tatsächlich auf Shirin zu richten. Ihre Ausbildung. Daran hatte er überhaupt nicht mehr gedacht. Es fühlte sich an, als seien Jahre seit ihrem letzten Unterricht vergangen. Langsam drehte er den Kopf zur Seite. Kendra rührte sich noch immer nicht. Ihr Blick war weiterhin auf die Tischplatte geheftet. Er wandte sich wieder Shirin zu und ohne nachzudenken nickte er.
„Dann geht nach Burjaki. Ins Kloster Shangri La. Arathus sagte, wenn ihr an eurem Vorhaben festhaltet und wenn ihr wirklich die Natur der Magie begreifen und sie nutzen wollt, dann müsst ihr nach Shangri La gehen. Er sagte, ihr sollt euch dort an einen Mann namens Gyatso wenden. Er sagte, das sei ein wahrhaft weiser Mann.“ Shirins Stimme geriet ins Stocken. „Kein Blender so wie er.“
„Ein burjakisches Kloster?“, fragte Barthos. Seine Überraschung ließ ihn für einen Moment sogar seinen Schmerz vergessen. „Arathus sprach ein paar Mal davon. Allerdings nicht sehr freundlich.“

„Arathus stammte aus einfachen Verhältnissen, was bedeutet, dass er in seiner Jugend unbekannt war. Und er war auch nie sehr gesprächig, was das anging. Es ist nur wenig bekannt aus seinen frühen Jahren. Aber ich weiß, dass er einige Zeit selbst in Shangri La gelebt hat. Und dass er dort Dinge über die Magie gelernt hat, die einem in der Akademie niemand beibringen kann. Aber aus irgendeinem Grund hat er sich mit den Mönchen dort überworfen. Ich glaube, sie hatten schlicht… weltanschauliche Differenzen."
„Ich gehe in kein Kloster mehr", ließ Kendra mit einem Mal vernehmen. Ihre Stimme war schwach und sie starrte mit unbewegter Miene auf die Tischplatte, während sie sprach. „Ich will mich nicht wieder verstecken. Dazu habe ich keine Kraft mehr."
„Arathus sagte, das wird kein Problem sein. Es wird sie nicht kümmern, ob du ein Mann oder eine Frau bist."
Kendra blickte weiter auf die Tischplatte. Sie schien nachzudenken.
„Was ist mit dir?", fragte Barthos nach kurzem Schweigen. „Was wirst du jetzt tun?"
„Ach, ich werde schon zurechtkommen. Meister Arathus hat mir seinen gesamten Besitz vermacht. Das ist mehr, als ich je ausgeben kann."
„Dann wirst du hier bleiben?"
Shirin schlug die Augen nieder. „Nein", sagte sie tonlos. „Alle meine Freundinnen sind tot. Arathus ist tot. Dieser Palast kommt mir vor wie ein Grab. Und für mich allein ist er auch viel zu riesig. Ich möchte keine Sekunde länger hier bleiben als nötig."
„Was hast du dann vor?"
„Ich denke, ich werde nach Agadir gehen. Von dort werde ich der Dame Manizeh eine Nachricht schicken. Sie muss es erfahren. Und dann? Tja, mir wird schon etwas einfallen. Arathus hat mir einiges hinterlassen. Ich werde mir einen eigenen Palast bauen und mir jede Menge Diener halten – und Lustknaben." Obwohl es ihr nicht ganz gelang, das alte verschmitzte Funkeln in ihre Augen zurückzubringen, tat es dennoch gut, Shirin wieder lächeln zu sehen.

Die nächsten Tage zogen sich schleppend langsam dahin. Shirin hatte Recht, der Palast fühlte sich wie ein riesiges Grab an. In den Gängen herrschte drückende Stille. Es war, als läge ein dunkler Schatten über den sonst so behaglichen Räumen, der sich auch ihrer Gemüter bemächtigte. Shirin kümmerte sich um sie, wie es die Konkubinen immer getan hatten. Sie kleidete sie an, badete sie, machte ihre Betten und bekochte sie, wobei die Speisen nicht so üppig wie sonst aber nicht weniger schmackhaft ausfielen. Doch etwas fehlte an dem Essen und den Bädern. Barthos konnte beides nicht mehr so genießen wie zuvor.
Die übrige Zeit verbrachte Barthos mit Kendra. Sie schliefen oft miteinander dieser Tage oder wälzten sich durch Arathus' Bücher. Beides hauptsächlich, um sich abzulenken und nicht miteinander sprechen zu müssen. Weder miteinander noch mit Shirin wechselten sie mehr Worte als nötig. Keiner wusste, was er hätte sagen sollen. Kendra schien sich noch immer Vorwürfe zu machen, während Barthos noch immer nicht wusste, wie er sie hätte trösten können, und Shirin sich still ihrer Trauer hingab.
Nach fünf Tagen dann erreichte sie die übliche Karawane aus Agadir. Shirin übernahm die Verhandlungen mit dem Karawanenführer und traf nach kurzer Zeit eine Übereinkunft mit ihm: Sie bezahlte ihm seine Güter und er würde sie wie üblich dalassen und wie üblich nach Agadir zurückkehren. Dabei würde er Kendra und Barthos mit sich nehmen. In der Hauptstadt angekommen, würde er eine größere Karawane organisieren und damit zu Arathus' Palast zurückkehren. Diese Karawane würde Shirin und den Besitz, der nun ihr gehörte, nach Agadir bringen.
Am folgenden Morgen war es soweit. Barthos und Kendra traten ihre Reise nach Shangri La an. Beide waren sich schnell einig geworden, dass sie ihre Ausbildung fortsetzen würden. Die einzige andere Option, die sie gehabt hätten, wäre wohl gewesen, bei Shirin zu bleiben. Ein Teil von Barthos hätte dies gern getan. Doch wenngleich das sicherlich ein schönes Leben hätte werden können, spürte er, dass ihnen dabei stets etwas fehlen würde und dass sie auf diese Weise nie das Geschehene

ganz würden hinter sich lassen können. Außerdem hielt Kendra noch immer an ihrem alten Traum fest, ja klammerte sich nun stärker denn je an den Wunsch, eine mächtige Magierin zu werden.
Shirin umarmte sie zum Abschied. „Versprecht mir, dass ihr mich mal in Agadir besuchen kommt“, forderte sie sie auf.
„Wir werden wahrscheinlich länger als nur ein paar Monate in diesem Kloster bleiben“, gab Barthos zu bedenken.
Doch Shirin ließ sich nicht beirren. „Ich werde auch länger als ein paar Monate in Agadir bleiben. Kommt mich einfach besuchen, egal wie lange es dauert.“
Sie versprachen es.
Es war ein seltsames Gefühl, Arathus’ Heim, das in den letzten Jahren auch ihr Zuhause geworden war, zu verlassen und zu wissen, dass sie wahrscheinlich nie wiederkehren würden. Und abermals spürte Barthos, wie ihm die Tränen kamen, auch wenn es ihm dieses Mal gelang, ihnen nicht nachzugeben. Schon jetzt vermisste er Shirin. Und das nicht nur wegen ihres zauberhaften Lächelns, ihres Tees oder ihres herrlichen Patschuliduftes. Erst jetzt merkte er wirklich, wie sehr er sie ins Herz geschlossen hatte. Andererseits fühlte er eine immer größere Erleichterung mit jedem Meter, den sie zwischen sich und das Unheil brachten, das sie selbst heraufbeschworen hatten. Kendra ging es augenscheinlich ähnlich. Wenngleich noch immer bedrückt, wurde sie am Morgen nach ihrer Abreise langsam wieder etwas gesprächiger. Und erst jetzt spürte Barthos, wie sehr sie ihm die letzten Tage über gefehlt hatte. Sicher, sie war immer in seiner Nähe gewesen. Sie hatten sogar mehr private und intime Momente geteilt als je zuvor. Und doch war Kendra nicht wirklich bei ihm, war da eine unsichtbare Barriere zwischen ihnen gewesen. Und das war schlimmer als jede physische Trennung es sein konnte. Nun aber, das spürte er, fanden sie einander wieder.

Die Reise nach Shangri La

Zwei Tage verbrachten sie in Agadir. In einer der besten Herbergen. Shirin hatte sie so viel Gold mit sich nehmen lassen, wie sie brauchten, sodass es ihnen an Mitteln nicht fehlte.
Dann nahmen sich ein Schiff nach Kitai, von wo aus sie die Reise nach Burjaki fortsetzen wollten.
Das Schiff brachte sie nach Kalinapadnam, einer mittelgroßen Hafenstadt an der Nordwestküste Kitais. Die Insel war beinahe ebenso groß wie Ariabia, doch weniger trocken und felsig. Stattdessen herrschte ein warmfeuchtes Klima vor, und weite Teile der Insel wurden von großen Urwäldern bedeckt. Barthos war sofort fasziniert von Kitai. Bei Arathus hatte er bereits viel über diese Insel, ihre Kultur und ihre Geschichte, gelernt. Doch das war etwas anderes, als sie mit eigenen Augen zu sehen. Kalinapadnam mochte nicht so groß und so prächtig sein wie Agadir, dennoch beeindruckte es ihn. Die Menschen besaßen teils dunkle Haut wie die Ariabier, teils hellere wie die Varantiner. Die Frauen trugen Saris in auffälligen Farben, die Männer verhältnismäßig schlichte Dhotis und bunte Turbane. Einige besaßen dazu einen roten Punkt, den sie sich auf ihre Stirn gemalt hatten. Zwischen den Menschen tummelten sich allerhand Tiere auf den Straßen. Neben Hühnern und Affen, denen kaum jemand Beachtung schenkte, sahen sie immer wieder schlanke weiße Kühe, die teils in Herden durch die Straßen getrieben wurden oder es sich einzeln inmitten der Betriebsamkeit gemütlich machten, und

sogar einen echten Elefanten, der, einen alten Kitaier auf dem Rücken, gemächlich durch die Stadt trottete.
Doch sie verloren keine Zeit. Ihr eigentliches Ziel war nicht mehr weit entfernt. Von Kalinapadnams Hafen aus konnte man die Insel Burjaki bereits sehen. Ja, ein guter Schwimmer hätte wohl nicht einmal eines Schiffes bedurft, um sie zu erreichen. Burjaki war, wenngleich mindestens um das Sechsfache kleiner als Kitai, die drittgrößte der Südlichen Inseln. Dennoch war sie eher unbedeutend. Es handelte sich im Grunde genommen nur um einen hohen Berg, der vor Kitais Küste aus dem Meer und bis in die Wolken hineinragte. Von ihrem Unterricht bei Milana wussten sie, dass es an der Küste zahlreiche Dörfer und kleinere Städte gab, die vorwiegend von der Fischerei lebten, während weiter landeinwärts höchstens noch einige kleine Bauerndörfer zu finden waren. Burjaki war eine arme Insel und die Stimme ihres Königs, des Druk Gyalpo, hatte wenig Gewicht in der Ariabischen Liga.
Die Fähre brachte sie nach Bhadrapur, einer der wenigen verhältnismäßig großen Küstenstädte. Hier erkundigten sie sich nach dem Kloster. Wie bereits erwartet, lag es weiter landeinwärts, am Hang des Berges. Dank Milanas Unterricht wussten sie einiges über die Insel und ihre Klöster. Die meisten Bewohner Burjakis verehrten zwar, ähnlich wie ihre kitaischen Nachbarn, alle drei Haupt- und noch zahlreiche Nebengötter, daneben besaßen sie jedoch noch einen anderen Glauben, der wenig mit den ihnen bekannten Religionen gemein zu haben schien. Nach allem, was sie wussten, stammte dieser Glaube ursprünglich aus Kitai. Zur Zeit des alten Urdureiches hatte dort ein Prinz sein königliches Leben aufgegeben und sich auf die Suche nach Erleuchtung begeben. Einige Zeit lang hatte er unter den asketischen Mystikern Kitais gelebt, bis er sich von ihren Lehren abgewandt und nach weiterer Reise und weiteren Prüfungen auf Burjaki die Erleuchtung gefunden und den Druk Gyalpo zu seinen Lehren bekehrt hatte. Diesen Lehren waren die burjakischen Klöster geweiht, deren Mönche ihrem Religionsstifter, den sie den Erwachten nannten, nacheiferten.

Der Weg ins Innere der Insel war lang und beschwerlich. Je weiter sie kamen, desto steiler wurde der Aufstieg und desto kälter das Klima. Straßen gab es keine, bestenfalls wenige halbwegs gangbare Wege. Auch Siedlungen, in denen sie hätten rasten können, waren rar. Und je weiter sie kamen, desto mehr schien es ihnen, als näherten sie sich dem Rand der Welt.
Dann erreichten sie Gurja, den letzten Ort vor dem Ziel ihrer Reise. Das Dorf lag auf einer Hochebene. Es bestand aus einfachen Katen, hinter denen Yaks grasten. Die Menschen schauten ihnen misstrauisch, ja feindselig nach, als sie die Hauptstraße – im Grunde die einzige des ganzen Ortes – entlangschritten. Sicher kamen nicht oft Besucher hierher. Schon gar keine Myrtaner in ariabischen Gewändern.
Die Bewohner Burjakis hatten runde Gesichter, schmale Augen und eine ockerfarbene Haut. Beinahe alle trugen sie Talismane um den Hals oder Reifen an den Armen. Einige hatten sich sogar metallene Ringe durch die Nasenflügel gestochen.
„Wollt ihr einen Glücksbringer kaufen, Fremde?“
Barthos und Kendra sahen sich nach der Stimme um, die nach ihnen gerufen hatte. Am Straßenrand saß ein alter Mann mit grauem Ziegenbart und kleinen verschlagenen Augen. Er hatte eine Decke vor sich ausgebreitet, auf der verschiedener Tand lag; Schmuck, Statuetten und Räucherstäbchen. Eine zweite Decke hatte er sich eng um den Körper gewickelt. Dazu trug er eine traditionelle burjakische Kopfbedeckung, die er sich tief ins Gesicht gezogen hatte.
„Nein, vielen Dank“, entgegnete Barthos höflich und setzte seinen Weg fort.
„Wartet! Ich habe bestimmt, was Ihr euch wünscht. Hier, dieser Anhänger ist genau das Richtige für ein schönes Kindchen wie dich!“
Der Alte griff nach einer Kette, an deren Ende ein sechseckiger Stern mit einem geschwungenen Symbol in der Mitte hing, und hielt sie Kendra hin. Doch diese schüttelte abwehrend den Kopf. „Nein, danke, aber das brauche ich nicht.“

„Dann nehmt diese Figur. Sie wird euch schützen!“ Der Mann hielt eine kleine Tonskulptur in die Höhe. „Dies ist Bishvanaten, der Herr des Nordens, eurer Heimat.“
„Danke, aber wir brauchen wirklich nichts“, sagte Barthos bestimmt. Dieser Bursche wurde ihm langsam zu aufdringlich. Er nahm Kendra bei der Hand, um sie weiter zu führen, doch der Alte lachte mit einem Mal verschlagen.
„Soso. Ihr meint, ihr braucht den Schutz der Götter nicht? Ihr meint, ihr seid gefeit vor den Angriffen der Dämonen? Aaah, wahrscheinlich leugnet ihr gar ihre Existenz! Ja, ja, ich bin ein armer alter Mann, aber nicht dumm. Nein, nein, dumm bin ich nicht. Ich kenne euch. Euer Volk. Klug seid ihr. Und reich. Aber hochmütig. Haltet mich armen, alten Mann für einen verschrobenen Kauz, einen Scharlatan gar. Denkt, ich wolle euch übers Ohr hauen.“
Ja, das traf es ziemlich gut. Barthos beschloss, einfach weiterzugehen, doch beim nächsten Satz des Alten horchte er auf.
„Ihr wollt nach Shangri La, habe ich Recht? Ja, ja, das habe ich. Ich sehe es an euren Augen.“
Sah man ihnen das tatsächlich an? Tja, vermutlich war es einfach naheliegend. Weshalb sollten Menschen wie sie sonst das Ende der Welt aufsuchen? Gurja war nun wirklich nicht derart sehenswert, dass es viele Reisende angezogen hätte.
„Was weißt du über das Kloster?“, ergriff Kendra mit einem Mal das Wort. Wäre es nach Barthos gegangen, wären sie einfach weitergegangen. Andererseits hatten sie sowieso vorgehabt, hier im Dorf jemanden zu fragen, bevor sie weiterzogen. Der alte Mann war ihm zwar etwas suspekt, aber wenigstens hatte er sie angesprochen und starrte sie nicht aus der Sicherheit seiner Hütte heraus an, als hätten sie beim Betreten des Dorfes heiligen Boden entweiht.
„Vieles, Kindchen. Ich bin ein alter Mann. Ich lebe schon lange hier. Ich weiß vieles. Manche sagen, ich wüsste alles. Aber das sind dumme Kinder. Sie verstehen nicht, dass ich gar nichts weiß.“

„Äh…“ Kendra blinzelte ihr Gegenüber kurz verwirrt an, dann erklärte sie: „Wir sind auf der Suche nach einem Mönch. Einem gewissen Gyatso. Lebt er noch hier? Ist er im Kloster?“
„Aaaah, Gyatso!“ Der Alte nickte versonnen und lächelte dabei breit. „Ja, ja, ein weiser Mann. Der weiseste unter den Lebenden, sagen manche. Vielleicht sogar die Wiederkunft eines Erwachten, sagen manche. Aber was heißt das schon? Ob er im Kloster ist? Nein. Aber nur zu, geht nach Shangri La. Ihr werdet ihn dort finden.“
„Was weißt du vom Kloster?“, fragte Barthos. Er zweifelte immer noch daran, dass aus diesem Kerl etwas Sinnvolles herauszubekommen war. Aber versuchen konnte man es ja.
„Dort ist eine Höhle. Eine Höhle im Berg, ja, ja. Einst kam der Erwachte durch dieses Dorf. Bevor er der Erwachte war. Als er noch auf der Suche war nach Erleuchtung. Die Menschen erzählten ihm von der Höhle und dass sie heilig sei. Also stieg er den Berg hinauf. Er setzte sich in die Höhle. Und er meditierte. Ohne sich zu rühren. Ohne Wasser und ohne Brot. Im Sommer wie im Winter. Dreizehn Jahre lang meditierte er.“
Barthos und Kendra wechselten einen Blick und ein skeptisches Schmunzeln. Der Alte schien es nicht zu bemerken und fuhr unbeirrt fort: „Nach dreizehn Jahren stieg er vom Berg hinab. Die Menschen empfingen ihn, ehrten ihn und überhäuften ihn mit Gaben, denn sie erkannten, dass er ein wahrhaft weiser und heiliger Mann war. Und sie erbaten seinen Rat und fragten, was er nach dreizehn Jahren der Meditation zu sagen hätte.“ Der Alte endete und lächelte mit geschlossenen Augen in sich hinein.
Eine kurze Pause trat ein. Erst glaubte Barthos, der Alte würde weitersprechen, doch als dieser keine Anstalten machte, seine Geschichte fortzusetzen, fragte er: „Was hat er gesagt?“
„Ich muss dringend pinkeln.“
„Äääh… Dann geht doch hinter eine Hütte und…“
„Ich doch nicht! Aber ich sehe, den jungen Leuten bringt man heute nichts mehr bei. Das waren die Worte des Erwachten.“

Kendra warf Barthos einen Blick zu, der eindeutig sagte: „*Komm, machen wir, dass wir von diesem Spinner wegkommen.*“
Barthos nickte und sagte dann laut: „Danke für die Auskunft. Ich denke, wir gehen dann mal weiter.“
„Nein, wartet!“ Der Mann packte den Saum von Kendras Gewand und hielt sie zurück. „Nimm diesen Talisman! Geh nicht ohne ihn!“, flehte er und reichte ihr ein kleines Kettchen.
„Wir haben doch schon gesagt, wir kaufen nichts.“ Gereizt riss Kendra sich los.
„Nicht kaufen! Ich schenke ihn dir, Kindchen.“ Der Alte drückte ihr die kette in die Hand. „Trag ihn bei dir, wenn du nach Shangri La gehst. Es ist ein heiliges Symbol, ja, ja, das ist es. Du wirst es brauchen bei dem, was du vorhast.“
Kendra schaute unschlüssig zu Barthos. Dieser nickte leicht. Sie sollte sich das dumme Ding umhängen, dann würde der Alte Ruhe geben. Sie verstand seine Geste und legte sich die Kette um den Hals. An ihrem Ende hing eine fingernagelgroße Scheibe, die in der Mitte durch eine s-förmige Linie getrennt wurde. Die eine Hälfte war weiß, die andere schwarz. In jeder befand sich ein kleiner Punkt in der jeweils anderen Farbe. Vermutlich irgendein heiliges Symbol, das vor Dämonen schützen sollte oder ähnlicher Humbug. Aber der Alte lächelte zufrieden, als Kendra es umlegte, und richtete den Blick dann wieder auf seine übrigen Waren.
Kendra und Barthos setzten derweil ihren Weg fort. Sie verließen Gurja und machten sich an den beschwerlichen Aufstieg zum Kloster.

Gyatso Lobsang Rinpoche

Shangri La lag nur knapp unterhalb der Schneegrenze. Ein eisiger Wind pfiff ihnen während des Aufstiegs um die Ohren. Einen wirklichen Pfad zum Kloster gab es nicht. Vielmehr musste man sich seinen Weg durch Felszacken hindurch und steile Abhänge hinauf bahnen, bis man das kleine Plateau erreichte, auf dem Shangri La stand. Dort erhoben sich eine graue Mauer und ein kleines, zweiflügliges Tor im typischen burjakischen Pagodenbaustil.
Barthos klopfte mit den Knöcheln gegen das dunkle Holz des Tores. Sofort schob er die Hand zurück in den Saum seines Gewands. Er hoffte inständig, dass es im Kloster einen warmen Ofen gab. Nach einigen Momenten des Wartens klopfte er abermals, dieses Mal lauter. Dann klemmte er sich die Hände unter die Achseln und hüpfte von einem Bein auf das andere. „Meinst du, die haben uns nicht gehört?“, fragte er.
„Vielleicht sollten wir es damit versuchen.“ Kendra wies auf einen großen Gong, der neben dem Tor an der Mauer hing. Sie griff nach einem darunter lehnenden Klöppel und schlug auf die Metallscheibe.
Barthos blickte erwartungsvoll zum Tor hinauf. Nichts. Er drehte den Kopf zu Kendra und forderte sie stumm auf, es noch einmal zu versuchen. Sie tat es. Nichts. Kendra schlug nun mehrmals heftig auf den Gong ein. Noch immer nichts.
Ratlos schauten sie sich an.
„Meinst du, das Kloster ist verlassen?“, fragte Barthos.

„Quatsch. Das hätte uns doch irgendjemand gesagt. Spätestens dieser alte Kauz… Na ja, der vielleicht nicht. Aber das hier sieht auf jeden Fall nicht verlassen aus.“ Kendra blickte an der Mauer hinauf. „Vielleicht haben sie uns nicht gehört?“
„Sie müssten schwerhörig sein, wenn sie das eben überhört hätten.“
„Na ja, vielleicht sind sie gerade beim Gebet oder so was. Der Alte meinte, es gäbe im Kloster eine Höhle. Wer weiß schon, wie tief die ist. Vielleicht… müssen wir einfach nur warten.“
„Hm.“ Kendras Erklärung erschien ihm ziemlich dürftig. Und ihr selbst auch, soviel ihr Gesichtsausdruck verriet. Doch etwas Besseres fiel ihm auch nicht ein.
So warteten sie also. Und stetig schien es kälter zu werden. Sie liefen herum, wickelten sich eng in ihre Gewänder, hielten sich gegenseitig fest in den Armen. Und doch kroch die Kälte immer tiefer in ihre Glieder. Bald schon spürten sie ihre Zehen und Nasen kaum noch. Ihre Beine fühlten sich an, als wären sie völlig nackt dem Wind ausgesetzt, und schmerzten vor Kälte. Mehrmals schlugen sie den Gong, doch niemand reagierte.
„Mir reicht’s. Komm, gehen wir ins Dorf, sonst erfrieren wir hier oben noch“, meinte Kendra schließlich wütend.
„Und dann?“, fragte Barthos. „Willst du dann etwa umkehren? Zu Shirin zurück?“
Kendra seufzte. „Ich weiß nicht, aber hier kommen wir offensichtlich nicht weiter.“
„Vielleicht machen sie ja noch auf, wenn wir nur etwas länger warten…“, überlegte Barthos laut, merkte aber selbst, wie halbherzig er klang.
Kendra schnaubte. „Ja, klar. Jetzt komm schon Barthos. Mach dich nicht lächerlich und akzeptier’s einfach. Ich weiß nicht warum, aber so kommen wir da nicht rein.“
„Ich kann nicht glauben, dass du einfach so aufgibst. Du warst doch immer diejenige, die alles in Kauf genommen hat, wenn sie nur das zaubern lernen konnte.“

„Verdammt, wir warten hier schon Stunden! Die Sonne geht schon unter.“ Zur Bekräftigung wies Kendra zum Horizont, wo sich die Sonne tatsächlich langsam ins Meer hinabsenkte. „Wir können doch nicht die Nacht hier verbringen.“
Barthos schüttelte energisch den Kopf. Ihn überraschte selbst, wie sie gerade ihre üblichen Rollen tauschten und er verstand nicht, wie es geschehen war, doch er war nicht bereit, so schnell aufzugeben. Dieser ganze Weg durfte nicht umsonst gewesen sein. Und er spürte einfach, dass sie nur lange genug warten mussten. „Lass uns hierbleiben“, bat er. „Wenigstens bis morgen.“
„Morgen sind wir schon erfroren.“
„Nicht mit Magie.“
„Aber…“ Kendra schaute ihn unsicher an. „Soweit sind wir noch nicht. Wir können vielleicht ein paar Flämmchen, aber kein Feuer.“
„Wir können es zumindest versuchen. Gemeinsam.“
Kendra blickte ihm zweifelnd ins Gesicht. Dann nickte sie entschlossen und trat vor. Sie nahmen sich bei den Händen und schlossen die Augen. Barthos konzentrierte sich auf das, was sie bei Arathus gelernt hatten. Alles war eins. Das Mana floss durch ihn hindurch, strömte durch den Fels unter ihnen, umgab sie. Er spürte, wie es durch seine Adern schoss. Er fühlte das Knistern in den Fingern. Und dann tanzten mit einem Mal kleine Flämmchen um sie herum. Sofort breitete sich eine wohltuende Wärme aus. Kendra lächelte ihn ungläubig an. Dann fiel sie ihm um den Hals. „Gut gemacht“, hauchte sie ihm ins Ohr.

Einige Stunden später weckte sie ein leises Knarren. Sie schliefen inmitten der Flammen, eng umschlungen, denn trotz des Zaubers war es noch immer kalt.
Als Barthos aufblickte, sah er, dass jemand eine kleine Klappe im Tor geöffnet hatte und nun einen kahlrasierten Schädel nach draußen streckte. Sofort sprang er auf, wobei sich die Flämmchen auflösten.
„Seid gegrüßt.“ Barthos verbeugte sich höflich. „Wir suchen einen gewissen Gyatso. Ist er hier?“

Der Kopf verschwand im Inneren des Klosters, die Klappe wurde zugeschlagen. Barthos warf einen ratlosen Blick zu Kendra zurück, die ihn ebenso ratlos erwiderte. Im nächsten Moment wurde das Tor jedoch geöffnet und vor ihnen stand ein Burjake mit kahlem Kopf und einer togaartigen Kutte aus gelbem und orangenem Stoff.
„Wieso hat das so lange gedauert?“, fragte Kendra ungehalten.
„Der Erwachte hat dreizehn Jahre ausgeharrt. Wer immer ihm nacheifern will, sollte wenigstens dreizehn Stunden ausharren können.“ Der Mönch drehte sich auf der Stelle herum. „Folgt mir.“
Noch einmal blickte Barthos sich nach Kendra um. Dann traten sie durch das Tor auf einen kleinen Innenhof. Sofort fiel Barthos das Muster auf, das die Pflastersteine in seiner Mitte bildeten. Ein Kreis, zur Hälfte schwarz, zur Hälfte weiß mit einem Punkt in der jeweils anderen Farbe in jeder Hälfte. „Das Symbol von meiner Kette“, flüsterte Kendra.
Barthos nickte nur. Nun fragte er sich doch, was es bedeutete. Sicher war es ein wichtiges Zeichen und mehr als ein einfaches Schutzsiegel.
Der Mönch führte sie durch einen Gang weiter ins Kloster hinein.
Ein seltsamer Gesang hing in der Luft. Ein Gesang, wie ihn Barthos noch nie gehört hatte. Er schien von überall und von nirgends zu stammen. Es ließ sich nicht sagen, ob aus einer Kehle oder aus tausend. Es war ein einziger Laut, der wieder und wieder wiederholt und jedes Mal so lang gehalten wurde, wie es einfach keinem Menschen physisch möglich sein konnte. „Aum.“ Ein Laut erzeugt nicht in der Kehle, sondern tief im Bauch. Ein Laut so tief, dass die Luft vom Gesang vibrierte und diese Vibration sich im Trommelfell und im eigenen Bauch fortsetzte.
Dann erreichten sie das Ende eines langen Ganges und der Mönch hielt inne. „Dort werdet ihr ihn finden“, sagte er kurzangebunden und wies nach vorn.
Kendra und Barthos schritten an ihm vorbei und traten in eine natürliche Höhle. Es konnte ich nur um die handeln, von der der Alte gesprochen hatte. Sie war groß genug, dass bequem zwanzig Menschen hineingepasst hätten. Statt diesen saß ihnen gegenüber an der Wand jedoch nur einzelnes Wesen. Eines mit langem, zotteligem rotbraunen

Haar, fast schwarzer Haut und einem gutmütigen Gesicht mit zwei angeschwollenen, wulstigen Wangen.
Abrupt blieben sie stehen. „Was hat das zu bedeuten?“, fragte Kendra.
„Me… meinst du, das ist Gyatso?“, entgegnete Barthos verunsichert.
„Unsinn! Das ist ein Orang-Utan. Von der Insel Suma, südlich von Kitai.“
Die Stimme ließ sie beide herumfahren. Und nun entdeckten sie den Mann, der im Lotussitz zu ihrer Rechten saß und auf einem schmalen, niedrigen Tischen vor sich Räucherstäbchen verbrannte. „Tretet näher“, forderte er nun, ohne von seiner Arbeit aufzusehen. Als sie zögerten, winkte er sie mit der Hand heran. „Na los doch. Ich beiße nicht.“ Beide traten sie drei Schritte vor. „Setzt euch“, forderte der Mann in der rot-gelben Kutte. Noch immer hob er nicht den Kopf, der kahlgeschoren war wie bei dem anderen Mönch. Kendra setzte sich im Schneidersitz auf den Boden. Barthos ging neben ihr auf die Knie. Der Boden war hart und kalt. Längst war jede Wärme wieder aus ihnen gewichen. Und im Kloster war es ebenso bitterkalt wie draußen. Doch sie versuchten die Kälte zu ignorieren und blickten erwartungsvoll den Mönch vor ihnen an. Dieser steckte das Räucherstäbchen in seiner Hand gemächlich in ein Metallgestell, das vor ihm stand. Dann, völlig unerwartet, griff er mit einer Geschwindigkeit, die Barthos ihm nie zugetraut hätte, unter sein Tischchen, schnellte vor wie eine Schlange, die sich auf ihre Beute stürzt, und verpasste erst Barthos, dann Kendra einen schmerzhaften Hieb mit einer Bambusrute, die er unter dem Tischchen hervorgezogen hatte. „Das ist dafür, dass ihr einem alten Mann keinen Respekt entgegenbringt!“, bellte er. Barthos war noch völlig perplex, da traf ihn schon ein zweiter Hieb. „Und das ist für dich, weil ich „setzen“ und nicht „hinknien“ sagte.“ Eilig begab auch Barthos sich in den Schneidersitz. Der Mönch nickte zufrieden. „Gut. Und nun sitzt“, forderte er mit schneidender Stimme.
Und so saßen sie. Sie saßen dem Mönch gegenüber und starrten ihn an, während er zurückstarrte. Er trug einen weißgraue Ziegenbart und unter seinen buschigen Augenbrauen leuchteten zwei kleine, verschlagene

Augen hervor. Man hätte ihn beinahe für eine Statue halten können, so reglos saß er da und so streng waren seine Züge.
Als Barthos gerade anfing, ungeduldig zu werden, ließ der Alte vom Straßenrand ohne jede Vorwarnung wieder die Bambusrute erst auf ihn, dann auf Kendra herabfahren. „Sitzen. Nicht warten." Er legte die Rute neben sich zu Boden und drehte sich dann zu einer kleinen Feuerstelle in einer Nische an seiner Seite. Mit einem Bogen und einem Zunderstock begann er, Funken in getrocknetem Moos zu erzeugen, mit dem er wiederum etwas Holzkohle in der Nische entzündete.
„Wir beherrschen etwas Magie", sagte Barthos zaghaft, als er sah, dass es auf diese Weise mindestens eine halbe Stunde dauern würde, ehe ein Feuer brennen würde. „Wir könnten ein Feuer zaubern…"
Für diesen Vorschlag fing er sich den nächsten Schlag ein. „Sitzen. Nicht warten. Und nicht reden." Mit diesen Worten wandte sich der Alte wieder seiner Arbeit zu. Sie saßen stumm da – weder Barthos noch Kendra wagten es, zu sprechen, aus Angst vor neuerlichen Hieben – bis das Feuer endlich brannte und der Mönch einen kleinen Wasserkessel darauf stellte. Dann endlich hob er den Kopf. „Ich bin Abt Gyatso Lobsang Rinpoche. Weshalb sucht ihr mich auf?"
„Wir wollen die Alte Magie erlernen", erklärte Kendra. „Uns wurde gesagt, Ihr könntet sie uns lehren."
„Shangri La ist ein Ort des Sitzens, kein Ort des Zauberns", erwiderte Gyatso schlicht. Barthos öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch der Mönch erhob drohend seine Rute, was Barthos veranlasste, den Mund schnell wieder zu schließen. „Sitzt", befahl der Abt.
Sie saßen. Bis das Wasser endlich kochte. Dann griff Gyatso zu einem kleinen Regal an seiner Seite und nahm ein Tablett mit vier schmucklosen Tassen von diesem herunter, das er vor sich auf den Tisch stellte. Er ließ einige Teeblätter in drei der Tassen rieseln, die er aus einer Dose im Regal entnahm, bevor er das heiße Wasser erst in seine, dann in Barthos' und schließlich in Kendras Tasse goss. Sofort griff Barthos nach seinem Tee und hielt sich das dampfende Getränk vor die Brust, um Körper und Hände, so gut es ging, daran zu wärmen. Gyatso hatte

unterdessen einen Moment innegehalten, dann, ehe Kendra nach ihrem Tee hatten greifen können, fuhr er fort, Wasser in ihre bereits volle Tasse zu gießen.
„Was macht Ihr da?“, fragte sie. „Der Tee läuft über.“
„Richtig.“ Gyatso hielt inne. „Weil die Tasse bereits voll ist. Wie kann ich euch Tee einschenken, wenn eure Tassen voll sind?“
„Wieso solltet Ihr das tun wollen?“, fragte Barthos verwirrt. „Wir haben ja jetzt schon Tee. Da müsst Ihr uns keinen mehr einschenken.“
„Aber eben deshalb seid ihr doch zu mir gekommen.“
Barthos tauschte einen fragenden Blick mit Kendra, die genauso ratlos dreinschaute wie er selbst.
„Wie soll ich euch etwas lehren, wenn ihr bereits alles zu wissen meint?“, fragte Gyatso.
Barthos’ Gesicht hellte sich auf. „Ich verstehe. Ihr wollt, dass wir erst unsere Tassen leeren“; griff er das Bild auf und verspürte unwillkürlich Stolz, dass er so schnell dahintergekommen war. Triumphierend fügte er hinzu: „Wenn das alles ist“ und schüttete zur Bekräftigung seine Tasse neben sich aus.
Bei dieser Geste brach der Mönch in lautes Gelächter auf. Und plötzlich saß da kein strenger, asketischer Meister mehr vor ihnen, sondern ein gutmütiges altes Großväterchen.
Nachdem sein Lachen abgeklungen war, goss Gyatso Barthos neuen Tee ein. „Trinkt“, forderte er sie lächelnd auf.
Sie tranken. Der Tee schmeckte nicht schlecht, doch nicht annährend so gut wie der Shirins. Allerdings vermochte Barthos nicht zu sagen, ob sie hier in Shangri La schlechteren Tee zubereiteten oder ob dieses Getränk einfach besser schmeckte, wenn es einem von einer schönen Frau serviert wurde. „Ihr sagt, ihr seid hier, um von mir zu lernen“, ergriff Gyatso wieder das Wort, während sie tranken. „Doch ich kann euch nichts beibringen. Das müsst ihr selbst tun.“
„Heißt das, es war vergebens, hierher zu kommen?“ Enttäuschung und Ärger schwangen in Kendras Stimme mit.

„Ihr befindet euch auf einer Reise und seid an einen Fluss gelangt, der euren Weg versperrt. Shangri La ist nicht das Ziel der Reise, auch wenn es oft dafür gehalten wird. Es ist ein Boot. War es vergebens, nach einem Boot zu suchen, um den Fluss zu überqueren? Nein. War es nötig? Nein. Denn ihr hättet an anderer Stelle auch eine Brücke finden können. Ihr hättet auch umkehren können. Doch stattdessen fandet ihr das Boot. Wenn ihr es wünscht, werde ich euch beim Rudern helfen."
„Das wünschen wir", antwortete Kendra ohne zu zögern.
Gyatso schaute ihr für einen Moment unbewegt in die Augen. „Das soll morgen entschieden werden", beschloss er schließlich. „Für heute Nacht werdet ihr zwei Kammern erhalten. Ich empfehle euch, bis morgen über eure Entscheidung zu sitzen."

Das Kloster Shangri La

Die „Kammern“, wie Gyatso sie genannt hatte, waren einfache Zellen, gerade groß genug, um ausgestreckt darin zu liegen. Türen gab es keine. Jeder von ihnen erhielt eine Decke aus Yakwolle. Doch diese machte weder den steinernen Boden bequemer, noch hielt sie die Kälte fern. Und so bibberten sie sich in den Schlaf, nur um wenige Stunden später unterkühlt und mit schmerzenden Gliedern aufzuwachen. Noch vor Sonnenaufgang wurden sie geweckt und zu Gyatso geleitet, der wieder in der Höhle saß und bedächtig mit einem Holzklöppel den Rand einer kupfernen Klangschale entlangfuhr. Der Orang-Utan war heute nicht zugegen.
„Setzt euch“, sagte er, als sie eintraten.
Ohne zu zögern, kamen sie der Aufforderung nach. Sie ahnten schon, was ihnen sonst blühen würde.
„Wer sandte euch zu mir?“, fragte der Abt, als sie einige Zeit schweigend dagesessen hatten.
„Arathus ben Yussuf“, antwortete Kendra. „Wir waren seine Schüler. Bis… zu seinem Tod.“ Sie senkte den Blick zu Boden. Barthos griff unauffällig nach ihrer Hand und drückte sie. Sie machte sich noch immer Vorwürfe, das wusste er. Und noch immer fühlte er sich hilflos.
„Arathus? Es ist lange her. Ich war noch ein junger Mönch damals. Überraschend, dass er euch herschickte.“ Versonnen starrte Gyatso auf die Felswand und fuhr fort, den Klöppel über die Klangschale fahren zu lassen. Das feine Summen, das dabei entstand, hallte von den Wänden

wider und erfüllte die Höhle. Nach langem Schweigen fragte der Mönch: „Ihr seid auf der Suche nach der Alten Magie. Weshalb?“
Barthos zuckte mit den Schultern. „Es hat sich so ergeben. Sie ist faszinierend. Und ich halte es für ein lohnendes Ziel, sich auf allen Gebieten weiterzubilden.“
„Mir hat man nie viel Chance gelassen, mich irgendwo weiterzubilden“, griff Kendra seine Worte auf. „Ich stamme aus einem einfachen Bauerndorf aus dem Östlichen Archipel. Ich habe mein ganzes Leben lang zu spüren bekommen, wo der Platz einer Frau, noch dazu einer aus so einfachen Verhältnissen ist. In Myrtana hat die Feuerkirche die Macht. Und es sind gewöhnlich adlige Männer, die es als einzige zu Magiern bringen. Das wollte ich nicht hinnehmen.“
Es dauerte lange, ehe Gyatso auf ihre Worte reagierte. Endlich hob er den Kopf und blickte Barthos an. „Du bist ihr gefolgt, nicht wahr?“
Die Frage überrumpelte Barthos etwas. Doch er konnte sie nicht verneinen. Ja, er war nur hier, weil er Kendra gefolgt war. Es war ihre Idee gewesen, die Feuerkirche zu verlassen und sich auf der Suche nach der Alten Magie zu machen. „Ja…“, gestand er deshalb zögerlich.
„Dir mangelt es an eigenen Zielen“, schloss der Abt. „Du lässt dich treiben und du lässt dein Schicksal entscheiden, wohin dein Weg dich führt. Du reagierst, doch du handelst nicht. Was den Menschen zum Menschen macht, ist sein freier Wille. Du aber fürchtest dich vor deinem, denn du fürchtest die Verantwortung, die aus ihm erwächst.“
„Eigentlich…“ Zischend fuhr die Rute auf ihn herab und verpasste ihm einen brennenden Striemen über der Schulter.
„Rechtfertige dich nicht. Sitze. Und denke über meine Worte nach.“
Das tat Barthos. Und er musste zugeben, dass Gyatso nicht völlig Unrecht hatte. Ja, viele eigene Entscheidungen hatte er in seinem Leben nicht getroffen. Es waren sein Vater, die Kirche und zuletzt Kendra gewesen, die ihn dorthin geführt hatten, wo er nun war.
„Was dich angeht“, wandte sich Gyatso nun an Kendra. „Du bist eingenommen von deinem Ego. Dies aber ist ein Ort, an dem wir uns von

unserem Ego zu befreien versuchen. Du musst bereit sein, loszulassen, dein Ego aufzugeben."
„Wie bitte?", stieß Kendra erbost aus. „Ihr habt gar keine Ahnung, was für Opfer ich schon gebracht habe. Ich habe mich jahrelang als Mann verkleidet, nur um unter den Feuermagiern lernen zu können. Ich habe alles aufgegeben. Meine Herkunft, meine Familie, ein Leben in Sicherheit, sogar meine Identität, meine Persönlichkeit. Und da wollt Ihr mir erzählen, ich könne nicht loslassen? Ich wäre zu sehr von mir selbst eingenommen?"
„Ego", sagte Gyatso bestimmt.
„Ego? Habt Ihr überhaupt eine Vorstellung, was es heißt, …?" Ein Hieb mit der Bambusrute unterbrach Kendra. Kurz starrte sie den Abt wütend an, dann schnellte mit einem Mal sie nach vorn, riss ihm die Rute aus der Hand und zerbrach sie über ihrem Knie.
„Ego", wiederholte Gyatso, nur um im nächsten Moment unter sein Tischchen zu langen, eine neue Rute darunter hervorzuziehen, und Kendra einen weiteren Schlag zu versetzen.
„Komm, Barthos." Kendra riss ihn in die Höhe und zog ihn mit sich aus der Höhle.
„Was…?", stammelte er perplex.
„Wir verschwinden von hier", erklärte Kendra grimmig, während sie durch den Gang in Richtung des Hofes stampfte.
„Was? Aber wir wollten doch lernen, wie wir…"
„Was sollen wir hier lernen, außer wie man sich verprügeln lässt?"
„Das weiß ich nicht, aber Arathus hat uns sicher nicht ohne Grund hierher geschickt." Barthos riss sich los, was Kendra dazu veranlasste, stehen zu bleiben und sich nach ihm umzudrehen. „Ich bleibe", sagte er bestimmt und schaute ihr dabei fest in die Augen. Er wusste nicht, woher diese Entschlossenheit auf einmal kam. Widersetzte er sich ihr nur aus Prinzip? Um doch einmal einen eigenen Weg gegangen zu sein? Unrecht hatte sie nicht. Auch er hatte sich sicher nicht vorgestellt, dass seine Ausbildung aus Rutenhieben bestehen würde. Doch etwas sagte ihm,

dass sie hier richtig waren. Etwas sagte ihm, dass Shangri La wirklich ein Boot für sie sein konnte und sei es ein sehr unbequemes.
„Und wenn ich nicht bleiben will?“
„Ich bitte dich, zu bleiben. Wenigstens einige Zeit. Lass es uns immerhin ausprobieren.“ Barthos’ Herz klopfte. Sie durfte nicht gehen. Sie musste bei ihm bleiben. Er wollte sie nicht verlassen, um nichts in der Welt, aber aus irgendeinem Grund wollte er auch nicht einfach wieder unverrichteter Dinge von dannen ziehen.
Kendra schien einige Momente zu grübeln. Er konnte geradezu sehen, wie es hinter ihren Augen arbeitete, wie sich in ihrem Gesicht die Verwunderung über seine plötzliche Initiative und ihre eigene Entschlossenheit abwechselten, wie ihr verletzter Stolz – ihr Ego, dachte er unwillkürlich – mit ihrem Wunsch, Magierin zu werden, stritt.
„Geben wir diesem Gyatso eine Chance“, bat Barthos sie.
„Also gut. Aber wenn das hier darauf hinausläuft, dass wir uns nur blaue Flecken einfangen, anstatt endlich richtig zaubern zu lernen, bin ich weg, ob du mitkommst oder nicht.“
Seine Erleichterung konnte nicht ganz die Angst verdrängen, dass sie ihre Drohung wahr machen würde. Würde sie im Zweifel wirklich ohne ihn gehen? Er wollte nicht daran glauben, aber ein Teil von ihm traute es ihr zu. – Ein anderer Teil fragte sich zur gleichen Zeit, ob die Frage, ob sie ihn zurücklassen würde, überhaupt von Bedeutung war, ob nicht im Zweifelsfall sowieso ER IHR folgen würde. Ja, wenn er ganz ehrlich zu sich selbst war, glaubte er nicht daran, sich gegen sie durchsetzen zu können. Am Ende wäre er wohl auch jetzt mit ihr gekommen, hätte sie darauf bestanden, zu gehen.
„Setzen“, riss Gyatso ihn aus seinen Gedanken, als sie wieder in der Höhle angekommen waren. Der Mönch war wieder mit seiner Klangschale beschäftigt. Sofort kamen sie der Aufforderung nach. „Ego“, sagte er nach einer Weile langsam. Es vergingen wieder einige Minuten, bevor er, ohne von der Schale aufzublicken, fortfuhr: „Wir sind hier, um unser Ego abzustreifen. Ja, wir praktizieren Magie, aber dieses Kloster ist nicht wie die Akademie in Agadir ein Ort, um das Zaubern zu lernen. Es

ist auch nicht wie eure Klöster ein Ort, um den Göttern zu huldigen. An welche Götter ihr glaubt oder nicht glaubt, an wen ihr eure Gebete richtet oder ob ihr überhaupt betet, ist hier nicht von Belang. Dieses Kloster ist ein Ort des Sitzens. Wir sind hier, um gemeinsam nach Erleuchtung zu streben. Wisst ihr, was Erleuchtung ist?“
„Na ja.“ Kendra zuckte mit den Schultern. „Das Erkennen der Wahrheit und so weiter.“
„Es gibt keine Wahrheit.“
„Es geht darum, Weisheit zu erlangen“, versuchte Barthos es.
„Ja, Weisheit. Die höchste Tugend.“ Gyatso sah noch immer nicht von seiner Klangschale auf. „Erleuchtung, das ist Erwachen. Erwachen aus einem Traum. Dem Traum des Lebens. Erleuchtung bedeutet, die Illusionen des Traumes abzustreifen.“ Nun endlich hob er den Blick, schaute sie beide an aus zwei Augen, die in jenem Moment nicht mehr verschlagen wirkten, sondern etwas Ernstes und Tiefes angenommen hatten. „Und eine solche Illusion ist die Illusion des Ich. Daher noch einmal: Es ist gleich, wie gut ihr euch beim Lernen der Magie schlagt. Es ist gleich, welchen Göttern ihr huldigt. Aber wenn ihr in dieses Kloster eintreten wollt, müsst ihr bereit sein, euer Ego abzustreifen.“
Barthos warf einen Seitenblick auf Kendra. Aber diese blieb ruhig und antworte mit unbewegter Miene: „Ich bin bereit, es zu versuchen.“
„Es gibt kein Versuchen. Tu es, oder lass es.“
„Dann bin ich bereit, es zu tun.“
Die Bambusrute zischte durch die Luft und traf Kendras Schläfe. „Eine Lüge.“ Für einen Moment dachte Barthos, Kendra würde wütend aufspringen, auch diese Rute zerbrechen und das Kloster endgültig verlassen, aber sie schien sich zu fangen. Die Wut, die für einen Moment über ihr Gesicht geflackert war, wich wieder einer unbewegten Miene. Sie schien es also wirklich versuchen zu wollen und zwang sich jetzt selbst zur Ruhe.
Es verging ein Augenblick, ehe Barthos bemerkte, dass Gyatso nun ihn ansah und wahrscheinlich auch von ihm eine Antwort erwartete. „Ich bin auch bereit, mein Ego abzustreifen“, sagte er und zog schon leicht den

Kopf zwischen die Schultern, sich innerlich für den unweigerlich folgenden Stockhieb wappnend. Doch der blieb aus.
„Gut.“ Gyatso legte die Rute wieder unter sein Tischchen. „Dann willkommen in Shangri La. Ihr seid willkommen, so lange als Mönch und Nonne bei uns zu leben, wie ihr es wünscht. Es steht euch frei, jederzeit zu gehen. Wisset aber, dass es einige wenige Regeln gibt, die ihr einhalten müsst, oder ihr werdet auf immer aus dem Kloster verstoßen. Es wird dabei keine mildernden Umstände und keine Möglichkeit zur Buße geben.“
„Was sind diese Regeln?“, fragte Barthos.
„Wer ohne Erlaubnis des Abtes den Gipfel des Berges erklimmt, wird verstoßen. Wer einen Menschen, Waldmenschen, Goblin, Oger, Drachen, Echsenmenschen, Gnom, Ork oder ihnen Gleichen tötet, wird verstoßen. Wer vor Außenstehenden behauptet, den Zustand der Erleuchtung erlangt zu haben, ohne dass es der Fall wäre, wird verstoßen. Wer nimmt, was ihm nicht gegeben wurde, selbst wenn es keinem gehört, wird verstoßen. Wer unkeuschen Verkehr hat, gleich ob mit einem Menschen, einem Tier oder einem anderen Wesen, wird verstoßen.“
Barthos und Kendra schauten sich unauffällig an. Mit den anderen Regeln konnte man leben. Die letzte aber wollte ihm gar nicht gefallen. Schon überlegte er, ob diese Regel nicht irgendwie zu umgehen wäre. Wie genau war unkeuscher Verkehr wohl definiert? Aber irgendwie bezweifelte er, dass Gyatso hier irgendwelche Schlupflöcher anerkennen würde. Konnten sie sich heimlich nachts in die Kammer des jeweils anderen schleichen? Aber die Kammern hatten keine Türen, das würde ein Pro…
Barthos fing sich einen Hieb mit dem Bambusstock. „Neben diesen fünf schweren Vergehen, für die man auf immer aus dem Kloster verstoßen wird, gibt es die siebenunddreißig geringeren Vergehen, für die man für eine Dauer von dreizehn Tagen aus dem Kloster verstoßen wird.“ Zu diesen Vergehen, die Gyatso nun ebenfalls alle aufzählte, gehörten unter anderem Ungehorsam, das Verletzen von Menschen oder Menschengleichen, das Töten von Tieren, der Genuss von Fleisch,

Sumpfkraut, Alkohol, Tabak, Tränenpfeffer oder Süßspeisen, „unziemliches Gebaren“, das Prahlen mit seinen magischen Fähigkeiten, selbst wenn man sie tatsächlich besaß, und Masturbation. Fiel der Ausweg also auch flach…
Es folgten die einhundertvierundvierzig unbilligen Handlungen, die allesamt eine unvorteilhafte Reinkarnation nach sich zogen und zudem zu Züchtigungen durch den Abt führen konnten, sofern dieser es für angebracht hielt (letzteres machte Barthos jedoch nur wenig Angst, da er den Eindruck hatte, dass Gyatso es so oder so, auch ganz ohne triftigen Grund, ständig für angebracht hielt, sie zu züchtigen). Zu den unbilligen Handlungen zählten Unhöflichkeit, übermäßiges Fluchen, öffentliches Entblößen, das Sitzen neben eines Menschen anderen Geschlechts, es sei denn, es handelte sich ebenfalls um einen Angehörigen des Klosters, mangelnde Hygiene, die Missachtung von Älteren, sowie unkeusche Gedanken.
Barthos begann zu ahnen, weshalb ein Mensch wie Arathus, und mochte man hier noch so viel über die Magie lernen, dieses Kloster verlassen hatte.
Schließlich hatte Gyatso endlich geendet. Einige Minuten saßen sie stumm beisammen – Barthos und Kendra wagten aus Angst vor weiteren Schlägen nicht, etwas zu sagen – dann schlug Gyatso einen kleinen Gong, der neben ihm stand. Und nach einigen Momenten erschien ein Mönch in der Höhle und verbeugte sich. „Astha wird sich nun eurer annehmen. Geht mit ihr.“
Barthos war verwirrt. Dann, erst bei erneutem und genauerem Hinsehen, erkannte er, dass der Mönch eine Nonne war. Auch die Frauen hier im Kloster schoren sich den Kopf offenbar völlig kahl.
Sie folgten der Nonne auf den Hof hinaus, wobei sie unterwegs drei weitere Mönche oder Nonnen – so sicher war er da jetzt nicht mehr – herbeirief. Dort wurden sie aufgefordert, sich zu entkleiden. Etwas zögerlich – es war noch immer nicht wärmer geworden – streiften sie ihre Gewänder ab. Doch die Nonne mit Namen Astha stand nur mit regloser Miene da und forderte sie auf, sich gänzlich auszuziehen. Also

legten sie auch ihre Unterkleider ab. Und dann standen sie nackt, wie Innos sie geschaffen hatte, und bibbernd vor den Mönchen und Nonnen. Ihre Kleider wurden fortgeschafft, ebenso die Taschen mit ihren Habseligkeiten. Dafür brachte man Eimer, und ihnen beiden wurde ohne Vorwarnung eiskaltes Wasser über die Köpfe gegossen. Schock und Überraschung waren noch nicht einmal verflogen, da folgten auch schon zwei Kübel kochendheißes Wasser. Dann wurden sie mit groben Bürsten auf wenig sanfte Weise am ganzen Körper abgeschrubbt, bis Barthos das Gefühl hatte, die Mönche müssten bald bei seinen Knochen anlangen. Erst als sie am ganzen Körper gerötet waren und es kaum noch aushielten, hatte die Tortur endlich ein Ende. Nun kam ein Mönch – bei diesem war Barthos sich recht sicher, da er einen Bart trug –, trat mit einem großen Rasiermesser an Barthos heran und schnitt ihm das Haar vom Kopf – und großzügige Kerben in denselben. Als er fertig war, wurde Barthos ein weiteres Mal mit kaltem Wasser übergossen, das sein Haar davonspülte. Der Mönch trat zu Kendra hinüber. Barthos, der sich unter all den Schnitten und dem kalten Wasser eher auf sich selbst konzentriert hatte, riss die Augen auf, als er erkannte, was jetzt kommen würde. „Kendra! Dein Haar…“, stieß er erschrocken aus. Aber auf ihr Gesicht war eine grimmige Entschlossenheit getreten. „Es ist nur Haar“, sagte sie unwirsch und fügte dann an den Mönch gewandt „mach schon!“ hinzu. Und so musste Barthos hilflos mit ansehen, wie das lange Haar, das ihr, seit sie sich nicht mehr versteckte, gewachsen war, dieses wunderbare lange, weißblonde Haar, mit dem sie noch schöner ausgesehen hatte als zuvor, abgeschnitten wurde. Nicht nur gestutzt auf jenen unordentlichen kurzen Haarschnitt, in dem er sie kennengelernt hatte, sondern bis auf die Kopfhaut abrasiert. Auch Kendra wurde noch einmal mit einem Eimer kalten Wassers übergossen, das ihr das Haar und das Blut, das das Messer des Mönches auch auf ihrem Schädel zutage gefördert hatte, abwusch. In traurigen verklebten und vom Wasser dunkel gefärbten Bündeln trieben ihre Haare über den Boden, wo das Wasser in Rinnsalen zwischen den Steinen verlief.

Dankbar nahmen sie die Kutten aus gelbem und orangenem Stoff entgegen, die man ihnen nun reichte, und zogen sie sich über die frierenden Leiber.
Und so kam es, dass sie zum zweiten Mal in ihrem Leben einem Kloster beitraten.

Sitzen

Inzwischen war es Zeit für das Frühstück. Man führte sie in eine Halle mit niedrigem Dach, wo vielleicht fünfzig Mönche und Nonnen auf dem Fußboden um einen flachen Tisch herum saßen. Vor der Halle sahen sie den Orang-Utan wieder, der langsam und bedächtig durch den Gang schlurfte, von ihren Führern aber nicht beachtet wurde. Barthos fragte sich, weshalb man hier im Kloster einen Affen hielt.
Als auch sie sich gesetzt hatten, gab man ihnen beiden je eine Tasse, sowie eine Schale und zwei Essstäbchen aus Holz. Zusammen mit ihren Roben und ihren Decken aus Yakwolle war das der einzige Besitz, den sie hier im Kloster haben würden, erklärte ihnen Astha, ehe sie sich einige Plätze weiter am Tisch niederließ. Man wartete schweigend, bis eine große, dampfende Schüssel von zwei Leuten herein- und den Tisch hinauf- und hinabgetragen wurde. Dabei blieben sie an jedem Platz stehen, und ein Dritter fischte mit Essstäbchen Reisbällchen aus der Schüssel und legte jedem zwei davon in seine Schale. Hinter diesen dreien lief eine Nonne mit einer großen Kanne her und goss jedem Tee in seine Tasse. Als man auch in Barthos' Schale zwei Reisbällchen plumpsen ließ, verzog dieser das Gesicht. Sie waren gerade so groß, dass man sie sich vollständig in den Mund schieben und in einem Happs herunterschlucken konnte. Und es sah nicht aus, als käme da noch mehr Essen. Nicht mal etwas Soße oder ein paar Gewürze als Ergänzung zu dem Reis. Nein, es blieb bei diesen zwei weißen Kugeln, die einsam vom

Grund seiner Schale zu ihm aufblickten. Andererseits hätte viel mehr Essen in die kleine Schale auch gar nicht hereingepasst.
Als die Mönche und Nonnen, die das Essen ausgaben, ihre Runde um den Tisch beendet hatten, fingen alle Anwesenden schweigend an, zu essen.
Auch Barthos versuchte, wenigstens das kümmerliche Mahl, das sich ihm darbot, zu genießen. Sehr zu seinem Verdruss musste er aber feststellen, dass das Essen mit diesen Stäbchen schwerer war, als es aussah. Er schaffte es lediglich, eines der Reisbällchen in seiner Schüssel hin und her zu schieben. Dann, als er es endlich zwischen die beiden Stäbchen gezwängt bekam und es schon zu seinem Mund führen wollte, drückte er offenbar zu fest zu, denn es zerbarst im nächsten Moment in zwei Teile.
„Mach's wie ich", zischte Kendra neben ihm.
Er warf ihr einen Blick zu und sah, dass ihre Stäbchen einfach in ihrer Schale lagen und sie sich den Reis mit den Händen in den Mund schob. Kurz zögerte er, schaute sich verstohlen um, ob auch niemand zusah, da er sich keine missbilligenden Blicke zuziehen wollte, dann griff er nach seinem intakten Reisbällchen und schob es sich in den Mund. So ging es in der Tat ganz einfach. Und so aß er dann auch den Rest seines Mahls auf, ehe er zu seiner Teetasse griff und sie an die Lippen führte. Über ihren Rand hinweg ließ er den Blick nun vorsichtig durch den Raum schweifen und musterte seine neuen Ordensbrüder und –schwestern. Das Geschlecht der meisten war tatsächlich nur schwer auszumachen, wenn sie nicht gerade Bärte trugen. Die weiten Roben ließen wenig Rückschluss auf die Körperform ihrer Träger und jeder hier hatte einen völlig kahl rasierten Kopf. Dazu kam, dass Burjaken sich ohnehin alle irgendwie ähnlich sahen. Es war deshalb nicht nur schwer, das Geschlecht der Umsitzenden zu erraten, sondern sie überhaupt auseinanderzuhalten – wenn sie sich nicht gerade durch ein hervorstechendes Merkmal von ihren Nachbarn abhoben, wie sein Gegenüber, dessen Gesicht von einer großen Narbe geziert wurde. Und auch das Alter der meisten konnte er nicht wirklich abschätzen. Die

Jüngsten mochten zehn sein oder fünfzehn, die Ältesten achtzig oder vierzig. Die Gesichter der meisten waren glatt und rund, am ehesten ließ noch die graue Farbe einiger Augenbrauen und Bärte auf ein höheres Alter schließen. Wahrscheinlich war ein allzu individuelles Erscheinungsbild nur hinderlich, wenn man sein Ego abstreifen wollte. Auf der Stirnseite des Raumes ertönte ein Gong. Stumm erhoben sich alle, verließen gemächlich den Raum und zerstreuten sich dann in alle Richtungen. Auch Barthos und Kendra standen auf und traten auf den Gang hinaus, wo sie dann aber etwas unschlüssig verblieben. Zumindest solange, bis sie beide einen schmerzhaften Rutenhieb gegen die Waden bekamen.
„Mangelnde Tischmanieren zählen zu den einhundertvierundvierzig unbilligen Handlungen“, erinnerte Gyatso sie scharf. Barthos fiel auf, dass er ihn zum ersten Mal stehen sah. Der Abt reichte ihm gerade bis zur Schulter. Und irgendwie wollte diese – eigentlich für einen Menschen doch so natürliche – Haltung nicht recht zu ihm passen. Nicht weil er irgendwie auf merkwürdige oder ungewöhnliche Weise gestanden hätte. Aber irgendetwas an der Art, wie Gyatso saß, vermittelte den Eindruck, dass diese Haltung und nur diese ihm geradezu angeboren war.
„Rutenschläge sind offenbar keine unbillige Handlung“, zischte Kendra halblaut, wofür sie sich direkt den nächsten Schlag einfing.
„Nein. Aber Unaufmerksamkeit, wenn ein Meister spricht, ist eine. Du solltest wissen, welche Handlungen zu den unbilligen zählen und welche nicht.“
„Ich habe zugehört, ich…“
Gyatso hob seine Ruhe, und augenblicklich verstummte Kendra. Sie waren noch keinen Tag hier und schon hatten sie diesen Bambusstab beide fürchten gelernt. „Sitzt darüber.“
„Was soll dieses ewige Sitzen?“, echauffierte Kendra sich.
„Sitzt auch darüber.“
Kendra sah aus, als stünde sie kurz davor, Gyatso seine Rute aus der Hand zu reißen und ihn damit durchzuprügeln. Als er sie aber mit einer

stummen Handbewegung aufforderte, ihm zu folgen, schloss sie sich ihm ebenso widerstandslos an wie Barthos.
Gyatso brachte sie in eine Kammer, in der sechs Mönche und Nonnen saßen, die Beine überkreuz, die Hände auf den Knien, Daumen und Zeigefinger zu Kreisen geschlossen. „Setzen“, forderte Gyatso knapp. Barthos suchte sich einen freien Platz zwischen zwei anderen und versuchte deren Haltung nachzuahmen. Kendra tat es ihm drei Plätze weiter gleich.
Der Abt schaute ihnen einige Momente dabei zu, während er reglos im Türrahmen stand, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Dann nickte er knapp. „Gut. Nun sitzt.“ Er machte auf dem Absatz kehrt und schlurfte davon.
Also saßen sie. Schweigend. Reglos. Nur dem Geräusch ihres eigenen Atems lauschend. Nicht lange und sein linkes Bein begann gegen die ungewohnte Haltung zu protestieren. Er versuchte, sein Gewicht leicht zu verlagern, zuckte aber bei dem Rascheln zusammen, das seine Robe dabei verursachte. Verstohlen blickte er um sich, doch die strafenden Blicke, mit denen er schon gerechnet hatte, blieben aus. Die anderen Mönche und Nonnen saßen da wie in Stein gehauen, die Augen geschlossen. Dennoch wollte er keine unnötigen Geräusche verursachen. Seinem Bein aber ging es nicht besser. Was dieser ganze Unsinn wohl sollte? Sie würden wohl kaum beim Sitzen das Zaubern lernen. Es sei denn, man wollte sie dazu treiben, selbstständig einen Zauber gegen eingeschlafene Gliedmaßen zu entwickeln. Sein Blick fiel auf die Falten des Gewands, das der Mönch schräg vor ihm trug. Mit den Augen verfolgte er die geschwungene Linie des Schattens, den eine von ihnen warf. Dann ließ er sie durch den Raum schweifen, blieb erst an der Fuge zwischen zwei der Fliesen hängen und begutachtete dann intensiv einen winzigen Riss in einer Wand. Er konnte sich nicht erinnern, wann ihm das letzte Mal so langweilig gewesen war. Warteten sie auf irgendetwas? War das hier eine Art Test? Würde Gyatso bald wiederkommen und ihnen eine richtige Aufgabe geben? Wie die wohl aussehen würde?

Irgendwie mussten sie ja das Zaubern üben. Arathus hätte sie sonst nicht hierhergeschickt. Er hatte es doch selbst hier gelernt. Und er musste einen Grund gehabt haben, sie hierher und nicht in die Akademie zu schicken, wo man sie nun, als seine ehemaligen Schüler und mit Geld aus seinem Erbe im Gepäck, sicherlich aufgenommen hätte. Aber stattdessen hatte er Shangri La offenbar für die bessere Wahl gehalten. Das musste einen Grund gehabt haben… Barthos schreckte auf. Ihm waren die Augen zugefallen. Nur für einen kurzen Moment. Oder? Ihm kam wieder in den Sinn, wie kurz sie in dieser Nacht geschlafen hatten. Und zum ersten Mal, seit man sie geweckt hatte, spürte er die Müdigkeit wieder deutlich. Er zwang sich, wach zu bleiben. Aber wie bitteschön stellte sich Gyatso das hier denn vor? Man konnte doch nicht nur einige wenige Stunden schlafen und dann stundenlang herumsitzen und einfach nichts tun. Zumindest konnte nicht von einem erwartet werden, dass man dabei nicht einschlief. Barthos war sich nicht sicher, ob er es selbst ohne den Schlafmangel geschafft hätte, wach zu bleiben. So aber klappten seine Augen schon nach einige Momenten wieder zu. Abermals schreckte er auf. Diesmal hatte er eindeutig geschlafen. Aber wie lange? Ihm kam es wie wenige Sekunden vor. Aber drauf gewettet hätte er nicht. Wieder sah er sich verstohlen um. Kendras Kopf ruhte auf ihrer Brust, ihre Augen waren zu, ihr Mund aber, aus dem sie gleichmäßig atmete, stand leicht offen. Die anderen Mönche und Nonnen saßen da wie Statuen und rührten sich nicht. Wie schafften sie es nur, nicht ebenfalls einzuschlafen? Oder vielleicht schliefen sie schon die ganze Zeit und hatten nur gelernt, sich das nicht anmerken zu lassen.
Ein Rutenhieb gegen den Hinterkopf weckte ihn auf höchst unsanfte Weise. Er war wieder eingenickt. Wie lange er diesmal geschlafen hatte, konnte er nicht sagen. Gyatso war an ihm vorbei zu Kendra hinübergeschritten und hatte nun auch diese mit einem kurzen Schlag wieder aus dem Schlaf gerissen. „Sitzen. Nicht schlafen“, sagte er. Viel mehr Worte als „sitzen“ schienen im Vokabular des Abts nicht vorzukommen.

„Aber wir sitzen doch!“, jammerte Barthos. „Aber wir sind müde. Und ich kann meine Beine nicht mehr füh…“
Der nächste Hieb Gyatsos demonstrierte ihm, dass er zumindest sein rechtes Bein durchaus noch fühlte.
„Nein. Ihr sitzt nicht. Ihr schlaft. Ihr wartet. Ihr denkt.“ Ein Gong ertönte von irgendwoher, und völlig synchron schlugen die anderen sechs Sitzenden ihre Augen auf, um sich dann schweigend zu erheben und den Raum zu verlassen.
„Heißt das, die Zeit zum Sitzen ist vorbei?“ Kendra streckte ihre Beine aus. „Wenn es eh nur noch ein paar Augenblicke waren, hättet Ihr uns doch nicht mit der Rute wecken müssen, sondern einfach warten können.“
„Wenn ihr sitzt, dann sitzt. Wenn ihr esst, dann esst. Wenn ihr atmet, dann atmet.“ Nun setzte Gyatso selbst sich vor ihnen hin. Die Rute legte er sich wie beiläufig über die Schenkel. Er schloss für einen Moment die Augen, ehe er sie wieder aufschlug und sie beide anblickte. „Den meisten Menschen mangelt es an Gegenwärtigkeit. Sie verharren stets in der Vergangenheit oder jagen davon in die Zukunft. Morgens, wenn sie essen, dann essen sie nicht, sie denken an die Arbeit, die ihnen bevorsteht. Abends, wenn sie schlafen, dann schlafen sie nicht, sie denken an die Erlebnisse des Tages. Diese Menschen leben in ewiger Sorge, was der nächste Tag, das nächste Jahr bringen wird. Oder sie träumen ewig von einem besseren Leben, für das sie heute arbeiten, hoffend, dass sie die Früchte ihrer Arbeit dereinst im Alter werden genießen können. Oder aber sie schauen zurück in die Vergangenheit, voller Verklärung. Glauben, dass sie besser war als die Gegenwart, obwohl sie, als sie noch Gegenwart war, nie in ihr lebten, sondern nur von der Zukunft träumten, die jetzt Gegenwart ist, so wie sie nun von der neuen Zukunft träumen. Andere fühlen Reue, wenn sie in die Vergangenheit blicken, denn sie sehen nur die Fehler, die sie begangen zu haben glauben. Wieder andere fühlen Verdruss, denn sie sehen nicht ihre Fehler, sondern nur die der anderen, seien es selbst die der Götter

und des Schicksals. Aber so oder so, die Menschen sind nicht gegenwärtig."
Kendra schaute verständnislos. „Heißt das, wir sollen nicht mehr an die Vergangenheit oder die Zukunft denken? Das ist doch blödsinnig. Man kann doch nicht nur im Moment leben. Wie soll man dann aus seinen Fehlern lernen? Wie soll man Pläne machen?"
„Ego", erwiderte Gyatso und fuhr erst nach einigem Schweigen fort: „Der Mensch ist endlich und das Universum schert sich nicht um seine Pläne. Pläne schmieden wollen, heißt, sich selbst zum Gott erheben, sich über das Universum, über das Schicksal erheben zu wollen. Eine unendlich große Anmaßung und Selbsttäuschung. Ego." Er legte eine weitere Pause ein. Schließlich unterbrach er sein Schweigen wieder: „Was das Lernen aus Fehlern angeht: Was nützt es dir, klug fürs nächste Mal zu werden, wenn du nicht weise für immer wirst? Aber Weisheit ist nicht, weshalb ihr hier seid, richtig?"
„Wir sind hier, um endlich Magie zu lernen!", entgegnete Kendra trotzig. „Ihr und Arathus seid der Meinung, dafür müsste man weise werden, gut und schön. Auch wenn ich nicht weiß, wie man durch Rumsitzen und Stockhiebe weiser werden soll."
Gyatso schüttelte den Kopf. „Du irrst, wenn du glaubst, Arathus' Ansicht wäre die meine. Und ich rate dir, darüber zu sitzen, was ich über die volle Tasse sagte." Dann packte er plötzlich mit der ihm eigenen übermenschlichen Schnelligkeit seine Rute und schlug Kendra damit. „Und das ist für erneute Unaufmerksamkeit bei den Worten eines Meisters: Ich sagte, *Gegenwärtigkeit*, nicht *im Moment verharren*. Sitzt über den Unterschied."
„Sitzen, sitzen, sitzen!", echauffierte Kendra sich. „Ist das alles, was wir hier im Kloster tun werden? Sagt uns doch wenigstens, was das soll? Werden wir vielleicht zu Magiern, indem wir einfach sitzen?"
„Wird das Yak zum Biber, wenn es Dämme baut?"
„Was? Was bitte soll das jetzt heißen?"
„Sitzt darüber."

Kendra sprang in die Höhe. „**Sitzen bringt uns einen Scheiß!“**, brüllte sie.
Barthos war nicht wenig überrascht, dass Gyatso sie dafür nicht schlug. Stattdessen drehte der Mönch sich um und sagte nur: „Folgt mir.“
Barthos stand auf, wobei ihm augenblicklich tausend kleine Nadeln in die Beine fuhren. Erst jetzt merkte er, wie sehr sie eingeschlafen waren. Er konnte kaum auf ihnen stehen, geschweige denn einen Schritt tun. Dennoch schaffte er es, Kendra zur Beschwichtigung eine Hand auf ihre Schulter zu legen. Sie schien schon wieder kurz davorzustehen, dem Kloster den Rücken zu kehren. Doch seine Berührung schien sie tatsächlich zu beruhigen und sie schloss sich Gyatso an.
Mit einigem Erstaunen stellte Barthos fest, dass der Abt offenbar selbst nicht wusste, wo er mit ihnen hin wollte. Er führte sie erst in die Höhle, machte dort aber auf dem Absatz kehrt und schritt zum Speisesaal, wo er ebenfalls noch auf der Schwelle umdrehte, um danach mehrere andere Kammern aufzusuchen, in denen teilweise Mönche oder Nonnen saßen oder mit der Arbeit beschäftigt waren. Irgendetwas schien er zu suchen. Was, das wurde ihnen erst klar, als sie in einen Gang bogen und dort den Orang-Utan auf dem Boden sitzen saßen. „Setzen“, forderte Gyatso sie auf.
„Hier?“, fragte Barthos. „Mitten im Korridor?“
„Setzen.“
Also setzten sie sich direkt vor den Affen.
„Ich weise euch an, zu sitzen, aber ihr sitzt nicht. Ihr könnt nicht sitzen. Ihr wartet. Ihr denkt. Ihr schlaft. Aber ihr sitzt nicht.“ Der Abt wies auf den Affen vor ihnen. „*Er* kann sitzen. Also werdet ihr nun hier sitzen und von ihm lernen.“
Und mit diesen Worten ließ er sie allein zurück. Und so saßen sie schon wieder. Und der Orang-Utan saß ihnen gegenüber. Sie starrten den Orang-Utan an und der Orang-Utan starrte zurück. Dann und wann schritt einer der anderen Klosterbewohner an ihnen vorbei, doch der Affe beachtete diese Passanten nicht und so versuchten auch Barthos und Kendra, sie zu ignorieren.

Barthos musterte ihr Gegenüber gründlich. Das rote Fell, das in langen Fransen herabhing und dem Körper etwas Unförmiges gab. Es grenzte an ein Wunder, dass das Tier beim Laufen nicht über diese langen Haare stolperte. Das platte, schwarze Gesicht mit den wulstigen Wangen. Etwas seltsam Menschliches lag darin. Und gleichzeitig strahlte es eine Ruhe aus, die bei einem Menschen kaum zu finden gewesen wäre. Die großen Hände mit den dicken Fingern. Sie wirkten klobig und als müssten sie unweigerlich alles zerquetschen, was sie ergriffen.
Gyatso hatte Recht. Der Orang-Utan *konnte* sitzen. Ganz ruhig saß er da. Ein Berg aus Fell. Halb versunken in seinen eigenen Haaren. Den Kopf auf die Arme gestützt. Er blickte sie an. Durchdringend und ohne den Blick abzuwenden. Nur dann und wann blinzelte er kurz. Der Blick war alles andere als desinteressiert. Aber er war auch nicht neugierig. Er war… ja, aufmerksam. Ein besseres Wort wäre ihm nicht eingefallen. Etwas lag in diesem Blick. Menschlichkeit, ja. Aber noch mehr als das. *Weisheit*, war das Wort, das Barthos durch den Kopf schoss.
Nach einer halben Ewigkeit, die Barthos dieses Mal seltsamerweise nicht gelangweilt oder eingeschläfert hatte, ließ der Blick des Affen doch von ihnen ab. Stattdessen wanderte er zum Boden zwischen ihnen. Und unwillkürlich folgte Barthos dem Blick des Orang-Utans. Erst jetzt sah er, dass dort vor dem Affen eine Handvoll grüner Blätter auf dem Boden lag. Mit einer Bedächtigkeit, wie Barthos sie noch nie gesehen hatte, führte sein Gegenüber einen seiner großen Finger an den Mund, legte ihn sich auf die dicken Lippen und befeuchtete ihn mit der Zunge. Dann, ebenso bedächtig, senkte er ihn herab auf eines der Blätter. Es war gerade so groß wie seine Fingerkuppe, an der es nun kleben blieb. Und während der Affe den Finger wieder nach oben führte, erkannte Barthos, dass er sich in diesen Händen getäuscht hatte: Sie mochten groß und wulstig sein, sie mochten grob erscheinen, doch sie waren unheimlich feinfühlig und wahrscheinlich zu mehr Sanftheit fähig, als seine eigenen das je gewesen wären. Mit einer Gebanntheit, die er selbst nicht verstand, sah er dabei zu, wie der Orang-Utan sich das Blatt vom Finger leckte und es mit einer Ruhe kaute, als habe er dafür bis zum Jüngsten Tag Zeit, ehe er

es endlich herunterschluckte und seinen Finger dann zum nächsten Blatt herabsenkte. Es schien unglaublich, dass ein so großes Tier sich von so kleinen Blättchen ernährte und dabei auch noch solch eine Gemächlichkeit an den Tag legte. Aber andererseits: Was hatte dieses Geschöpf schon zu erledigen, dass es sich hätte eilen müssen?
Noch lange saßen sie da und sahen dem Orang-Utan beim Essen zu. Bis er schließlich auch das letzte Blatt heruntergeschluckt hatte. Es verging noch eine Weile, in der der Affe stumm, wie nachsinnend, dasaß. Dann erhob er sich und schlurfte zwischen ihnen hindurch den Gang hinab.
„Äh…“ Kendra drehte sich nach ihm um und blickte ihm über ihre Schulter hinterher. „Meinst du, das heißt, wir dürfen mit Sitzen aufhören?“
Barthos zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung. Aber er tut es offenbar. Da können wir ihm schlecht noch weiter beim Sitzen zusehen und von ihm lernen, was immer wir lernen sollen.“ Er zögerte kurz, dann schlug er vor: „Vielleicht gehen wir einfach mal zu Gyatso?“
Gyatso saß in der Höhle. Er hatte die Augen geschlossen und schien in tiefer Meditation versunken. Der Rauch einiger Räucherstäbchen schlängelte sich vor seinem Gesicht in die Luft. Als sie eintraten und vor ihm stehenblieben, schlug er die Lider auf. „Was tut ihr hier?“
„Der Affe ist aufgestanden und gegangen“, erklärte Barthos. „Da dachten wir…“
Ein Rutenhieb brachte ihn zum Schweigen. Der nächste traf Kendra. „Ich sagte, ihr sollt sitzen. Ich sagte nicht, dass ihr aufhören könnt.“
„Aber…“, setzte Kendra an.
„Ego.“ Gyatso schloss wieder die Augen. „Geht. Es ist Zeit für das Abendmahl. Morgen werdet ihr Gegenwärtigkeit üben.“

Eine Übung in Gegenwärtigkeit

Ein Gong weckte die Bewohner des Klosters zum Sonnenaufgang. Es folgte das Frühstück, zu dem es dasselbe gab wie am Vortag.
Dann gab Gyatso sie in die Obhut des Mönches mit der Narbe im Gesicht, der Barthos schon gestern aufgefallen war. Mit ihm sollten sie üben, verkündete der Abt, ohne ihnen mitzuteilen, worin diese Übung bestehen sollte.
Der Mönch – Tenzin war sein Name – verbeugte sich knapp vor ihnen, eine Geste der Höflichkeit, die sie erwiderten. Er war hochgewachsen, was besonders neben dem kleinen Gyatso auffiel. Sein Gesicht war hart, mit scharfen Zügen. Doch die große Narbe, die es verunstaltete, lenkte von allem anderen ab. Er schien noch viel wortkarger als Gyatso das meist war, und forderte sie nur auf, mit ihm zu kommen.
In einer Kammer fanden sie einen Haufen hölzerner Pfähle, vielleicht einen knappen Meter lang und etwas mehr als doppelt so breit wie eine Handfläche im Durchmesser. Barthos dachte erst, es müsse sich um Brennholz handeln, und überlegte schon, ob sie das jetzt etwa zurechthacken sollten. Stattdessen aber sollten sie die Pfähle lediglich nach draußen tragen und in einer Reihe auf dem Hof aufstellen. Dreißig Stück waren es. Sie alle wurden in regelmäßigen Abständen hintereinander platziert, beginnend auf der rechten Seite des Hofes, wo drei Stufen auf einen etwas erhöhten Weg hinaufführten, der unter den Vordächern der Gebäude auf dieser Seite verlief. Auf diesem Weg stand

Tenzin, unbeweglich wie eine Statue, und schaute ihnen bei der Arbeit zu. Und hier kamen sie hinauf, als sie fertig waren.
„Gut“, sagte er, nachdem er einen letzten Blick auf die Pfahlreihe vor sich geworfen hatte. „Und nun springt.“
„Wir sollen was?“, fragte Barthos.
„Auf die Pfähle springen. Du machst den Anfang.“
Es dauert ein paar Momente, ehe er wirklich verarbeitet hatte, was Tenzin da von ihm forderte. Aber er glaubte nicht, dass Diskussionen ihm irgendetwas gebracht hätten. Also stellte er sich an die Kante, holte tief Luft und machte dann einen Satz nach vorne, das rechte Bein ausgestreckt, um auf dem ersten der Pfähle zu landen.
Stattdessen riss er ihn um, stürzte zu Boden und riss dabei auch noch den zweiten Pfahl mit sich. Er schaffte es gerade noch, die Hände schützend vor den Körper zu halten. Dennoch war der Aufprall auf dem harten Steinboden äußerst schmerzhaft. Zu allem Überfluss krachte er mit dem rechten Unterarm auch noch auf einen der beiden umgefallenen Pfähle. Der Schmerz war so heftig, dass er für einen Augenblick überzeugt war, sein Arm müsse gebrochen sein.
„Stell sie wieder auf“, forderte Tenzin nur ungerührt. Und als Barthos das getan hatte, wandte er sich an Kendra: „Jetzt du.“
Sie blickte nur zu dem großen Mönch auf. „Was soll uns das bringen?“
„Spring.“
„Wozu? Wie werden wir dadurch zu besseren Magiern?“
„Magie dient dazu, fremde Körper zu beherrschen. Wie willst du andere Körper beherrschen, wenn du nicht einmal deinen eigenen beherrschst?“
Man sah Kendra an, dass sie mit dieser Antwort nicht völlig zufrieden war, aber immerhin reichte sie aus, dass sie nach kurzem Zögern an die Kante trat und ebenfalls sprang – und genauso schmerzhaft auf dem Boden aufschlug wie zuvor Barthos.
Barthos konnte nicht sagen, wie lange sie übten. Die Zeit verging quälend langsam, während sie abwechselnd von der Kante absprangen, auf den harten Stein des Hofes stürzten und dann unter Stöhnen sich und die umgeworfene Pfähle wieder aufrichteten.

Seine Haut war an zahlreichen Stellen aufgeschlagen oder von Blutergüssen gezeichnet, als es ihm endlich gelang, auf dem Pfahl zu landen und nicht sofort aus dem Gleichgewicht zu geraten. Im ersten Moment ruderte er mit den Armen und fürchtete schon, er würde ein weiteres Mal stürzen, dann aber stand er plötzlich gerade da, die Arme leicht ausgestreckt, das freie Bein angewinkelt.
„Gut“, hörte er Tenzins Stimme hinter sich.
„Äh, und was jetzt?“ Barthos versuchte, über seine Schulter zu ihrem Lehrer zu blicken, merkte aber, dass das Drehen seines Kopfes ihn nur ins Wanken brachte, und unterließ es ganz schnell wieder.
„Tritt an die Kante“, forderte der Mönch, wohl an Kendra gewandt. Sekunden später hörte Barthos ihn wieder sprechen: „Auf mein Kommando springst du auf den nächsten Pfahl. Und du“ – das galt wohl wieder Kendra – „springst ihm nach auf den ersten Pfahl.“
„Gleichzeitig?!“, stieß er aus und wäre schon dabei fast aus dem Gleichgewicht geraten.
„Gleichzeitig. Jetzt!“
Barthos dachte nicht nach. Er sprang. Sogleich spürte er, dass er den Pfahl unter sich beim Abspringen umriss. Er sah den zweiten Pfahl auf sich zurasen, traf mit dem Fuß dessen Kante, glitt ab und stürzte mit dem Kopf voran zu Boden. Als seine Stirn auf den harten Stein schlug, zuckte ein weißer Blitz vor ihm vorbei und er sah Sterne. Im nächsten Moment plumpste ein großer weicher Sack auf seinen Rücken. Es dauerte einige Sekunden, bis sich nicht mehr alles vor seinen Augen drehte, und noch ein paar mehr, ehe ihm aufging, dass der Sack, dessen Gewicht mittlerweile schon wieder von seinem Rücken verschwunden war, Kendra gewesen war. Begleitet von einem Stöhnen richtete er sich auf. Als er sich an die pochende Stirn griff, fasste er in etwas Nasses. Und als er die Finger hinabsenkte und dabei an seinen Augen vorbei führte, erkannte er, dass sie rot glänzten.
„Stellt die Pfähle wieder auf“, hörte er Tenzins emotionslose Stimme hinter sich.

Kendra war nun wieder an der Reihe. Sie schaffte es nicht einmal auf den ersten Pfahl. Auch Barthos scheiterte bei seinem nächsten Versuch schon an dieser ersten Hürde. Mit der Zeit aber gelang es ihnen beiden nun immer öfter, den ersten Pfahl nicht umzuwerfen, sondern darauf stehen zu bleiben. Der Trick bestand darin, genau im richtigen Winkel abzuspringen und dann auch wieder im richtigen Winkel zu landen. Man musste praktisch senkrecht auf den Pfahl fallen, wenn man ihn nicht aus dem Schwung des Sprunges heraus umreißen wollte.
Hatte man das einmal raus, war es auch gar nicht mehr so schwer, auf dem zweiten Pfahl zu landen. Der harte Teil war es, sich so vom ersten abzustoßen, dass man ihn dabei nicht umriß. Denn andernfalls wurde man praktisch zwangsläufig von seinem hinterherspringenden Partner mitgerissen, so sicher man auch auf dem zweiten Pfahl gelandet sein mochte. Barthos zog es eindeutig vor, wenn Kendra an der Reihe war, vorauszuspringen. Denn das hieß, dass er zumindest einigermaßen weich landete, anstatt auf dem mittlerweile schon an einigen Stellen mit getrocknetem Blut verklebten Stein aufzuschlagen.
Die Sonne hatte ihren Zenit schon überschritten, als sie es endlich schafften: Kendra sprang auf den zweiten Pfahl, ohne den ersten ins Wanken zu bringen. Und beide landeten sie sicher. Tenzin aber sagte nichts. Es verstrich einige Zeit, ehe Barthos fragte: „Sollen wir weiterspringen?“
„Wenn ich das Kommando gebe“, war Tenzins knappe Antwort.
Doch das Kommando kam nicht.
Tenzin schwieg und sie beide standen auf ihren Pfählen. Standen und standen. Barthos spürte, wie sein Bein langsam schwächer wurde. Spürte den Schmerz, der in seiner Stirn pochte, und in dumpfen Wellen durch seine Arme, seine Beine, seine Brust, all die Stellen, mit denen er auf dem Boden des Hofes aufgeschlagen war, zuckte. Er spürte die kalte, klare Bergluft, die ihn umgab. Sah seinem Atem dabei zu, wie er in kleinen weißen Wölkchen vor seinem Gesicht emporstieg.
Und dann verlor er das Gleichgewicht.

Tenzin ließ Barthos und Kendra, die er mit sich umgerissen hatte, ihre Pfähle wieder aufstellen. Es brauchte vier Versuche, ehe sie beide wieder auf einem Pfahl standen. Kendra hatte wieder den Anfang gemacht, und Barthos starrte nun auf ihren Rücken, während er versuchte, sich auf einem Bein zu halten und nicht ins Wanken zu geraten. Er wusste nicht, wie viel Zeit verstrich. Er hörte auf zu denken oder sich Fragen zu stellen, wie etwa, wann das hier endlich vorbei war oder was das sollte. Die ganze Welt schrumpfte für ihn auf sein schmerzendes Bein zusammen, das eine Verlängerung des Pfahls unter ihm geworden zu sein schien. Wenn man so wie er versuchte, eine quälend lange Ewigkeit in dieser Haltung zu verharren, auf einem Bein zu stehen, ja nicht zu fallen, dann konnte man nicht auch noch denken.
Tenzins „Jetzt!“ kam so plötzlich, dass Barthos vor Schreck fast umgefallen wäre. Stattdessen sprang er von seinem Pfahl ab, ohne weiter nachzudenken – und prallte direkte in den Rücken Kendras, die offenbar langsamer reagiert hatte.
Barthos hatte längst aufgegeben, ihre Versuche zu zählen oder auf die Zeit zu achten. Die ganze Übung verschwamm zu einem einzigen zähen Mix aus Schmerzen, warten, stehen, springen und fallen. Irgendwann fand er sich wieder auf dem zweiten Pfahl, Kendra hinter sich. Und als nach einigen Minuten oder vielleicht nach vielen, vielen Tagen endlich Tenzins „Jetzt!“ kam, da sprang er nach vorn und landete auf dem dritten Pfahl. Dass er nicht umgerissen wurde und auch nicht das klappernde Geräusch von auf dem Stein aufschlagendem Holz hörte, sagte ihm, dass Kendra es auf den zweiten Pfahl geschafft hatte.
Hätte ihm dazu nicht die Kraft gefehlt und hätte das nicht zwangsläufig dazu geführt, dass sie doch noch umgestürzt wären, Barthos hätte vor Freude einen Luftsprung gemacht. Stattdessen grinste er nur erleichtert. Doch das Grinsen entglitt ihm sofort, als er nach vorne schaute. Dort standen noch siebenundzwanzig weitere Pfähle in einer Reihe, die sich für ihn schier endlos lang zur anderen Seite des Hofes zu erstrecken schien.

Die letzten Sonnenstrahlen verschwanden gerade hinter den umliegenden Dächern. Sie hatten nur wenige Minuten auf ihren neuen Pfählen gestanden, da kehrte Tenzin ihnen den Rücken und ging davon.
„Hey, wo gehst du hin?!“, rief Barthos ihm nach.
„Zum Abendessen“, antwortete der Mönch, ohne sich umzudrehen oder anzuhalten.
„Aber…“
„Ihr bleibt, wo ihr seid. Steht auf den Pfählen. Die Übung wird nicht abgebrochen, bevor ihr nicht fertig seid.“
Barthos und Kendra stöhnten fast synchron auf.
„Das kann doch nicht sein Ernst sein“, hörte er die Stimme seiner Freundin hinter sich.
„Ich fürchte schon.“ Noch einmal richtete er den Blick nach vorne, und ihm wurde fast schwindelig angesichts all der Pfähle, die dort noch auf sie warteten. „Er hat gesagt, wir brechen nicht ab, bevor wir fertig sind. Bei so vielen Pfählen heißt das, wir sind noch morgen früh hier…“
„Morgen?“ Kendra lachte traurig auf. „In einer Woche…“ Dann stöhnte sie wieder. „Ich kann nicht mehr. Es ist kalt, mir tut alles weh und ich muss schon seit Stunden mal.“
Barthos ging es ganz genauso. Auch wenn er letzteres erfolgreich verdrängt hatte und ihm erst jetzt wirklich bewusst wurde, wie sehr seine Blase drückte. „Wir könnten ja kurz Pause machen, solange Tenzin uns nicht überwacht.“
„Und wenn er gerade dann zurück kommt?“
„Na ja…“
„Der rennt doch sofort zu Gyatso. Und der prügelt uns wieder durch.“
Barthos konnte noch immer nicht hinter sich blicken, ohne aus dem Gleichgewicht zu geraten, aber dass Kendra erschöpft und wütend war, verriet ihm auch ihre Stimme.
Barthos wollte etwas antworten, doch er hatte schlichtweg keine Kraft mehr. Und er brauchte all seine Konzentration, um nicht schon wieder zu stürzen. Also schwiegen sie wieder. Und standen weiter auf ihren Pfählen, während die Dunkelheit sie umfing.

„Ihr tut nicht, was man euch sagt. Nie tut ihr, was man euch sagt. Ich frage mich: Seid ihr dumm oder ungehorsam?“
Das war nicht Tenzins Stimme, das war die Stimme Gyatsos. Im nächsten Moment sah Barthos den Abt in sein Sichtfeld treten.
„Aber wir tun doch, was man uns sagt!“ Kendra klang, als müsse sie heulen. Ob vor Wut oder vor Verzweiflung konnte er nicht sagen.
„Tenzin hat gesagt, wir sollen versuchen auf den Pfählen zu stehen, und nichts anderes haben wir den ganzen Tag gemacht!“
„Ego.“ Gyatso blieb schräg vor ihnen stehen. „Ihr versucht nicht, auf den Pfählen zu stehen. Ihr versucht, nicht herunterzufallen.“ Er ließ sich auf dem Boden des Hofes nieder, verschränkte die Beine, legte die Hände auf die Knie und schloss die Augen. So saß er da, ohne ein weiteres Wort. Während sie weiter auf ihren Pfählen standen. Barthos wollte herabsteigen, wollte irgendetwas sagen, wollte ebenfalls essen gehen oder am besten sofort schlafen und die nächsten vier Tage nicht mehr aufwachen. Aber etwas sagte ihm, dass er besser den Mund hielt und weiter auf diesem Stück Holz balancierte, solange Gyatso nichts sagte.
Es dauerte lange, ehe der Mönch wieder zu sprechen begann. Auch dann hielt er die Augen geschlossen. Und er schien mehr zu sich selbst zu sprechen als zu ihnen. „Dreizehn Mal wurde der Erwachte in seinem Leben von Feinden angegriffen. Dreizehn Mal besiegte er sie. Das erste Mal war es ein einfacher Bettler, der den Prinzen bedrängte, als er durch die Straßen der Stadt schlenderte. Das war, bevor er den Hof seines Vaters verließ und sein Leben als Prinz aufgab. Damals hatte er eine Leibwache bei sich. Und es war diese Leibwache, nicht er selbst, die den Angreifer überwältigte. Später dann, als er die irdischen Reichtümer und die irdische Macht aufgab, um sich auf die Suche nach Erleuchtung zu begeben, wurde er von einem Banditen überfallen. Aber der Erwachte war ein Prinz gewesen und sein Vater hatte ihn unterweisen lassen im Kampf mit Schwert und Bogen und Lanze. Und mit diesen Waffen besiegte und tötete er den Banditen. Später lernte er, von seinen Waffen Gebrauch zu machen, ohne seinen Gegner zu töten. Und als er ein Asket wurde, legte er seine Waffen ab und lernte, sich nur mit seinen Händen

und Füßen zu verteidigen. Und mit diesen rang er den Tyrannen Udayama und seine Zehntausend nieder und befreite das Volk von Urdmalayayayana von seiner Knechtschaft. Als er das Wesen der Zwei erkannte, ergründete der Erwachte das Geheimnis der Magie. Und mit seinen Zaubern bezwang er die sieben silbernen Meister. Später traf er auf Vhraghagidhnampush, den großen Drachen des Felsens. Keine Waffe konnte den steinernen Panzer dieses Drachen durchdringen und niemals konnte ein sterblicher Mensch hoffen, ihn im Ringkampf zu besiegen. Selbst Magie schien wirkungslos, denn der Drache war selbst ein mächtiges Zauberwesen. Der Erwachte aber machte Gebrauch von seinem Witz und bezwang den Drachen so in einem Kampf des Geistes. Schließlich, als er den heiligen Berg besteigen wollte, stellten sich ihm die einhundertvierundvierzigtausend Engel und Dämonen entgegen. Der Erwachte aber tanzte. Und die Engel und die Dämonen erlagen seinem Tanz. Die Tigerköpfigen und die Elefantenköpfigen, die Vielarmigen und Schlangenleibigen. Sie alle konnten ihn nicht aufhalten. Das war der zwölfte Kampf des Erwachten. Und nach seinem Sieg stieg er zur Spitze des Berges und fand dort einen Baum. Dort saß er. Und dort fand er die Erleuchtung.“ Gyatso schwieg. Schwieg für eine lange Weile. Erst als Barthos schon glaubte, seine Erzählung sei zu Ende, nahm er sie wieder auf: „Im Moment seiner Erleuchtung stiegen die Götter selbst herab und versammelten ein himmlisches Heer, um gegen ihn zu ziehen. Der Erwachte aber kämpfte nicht – und siegte.“ Endlich schlug Gyatso seine Augen wieder auf. „Sitzt darüber. Und nun steigt herab. Räumt die Pfähle auf und wischt das Blut vom Boden, dann könnt ihr euer Mahl einnehmen und euch schlafen legen.“

„Aber Tenzin hat gesagt, wir würden die Übung nicht abbrechen“, sagte Kendra unsicher, sprang aber dennoch erleichtert von ihrem Pfahl herab. „Er sagte, wir würden erst aufhören, wenn wir sie beendet haben.“

„Ihr habt die Übung beendet“, entgegnete Gyatso, der sich erhoben hatte und nun zum Gehen wandte.

„Aber…“ Auch Barthos war mittlerweile auf den Boden des Hofes herabgesprungen. Er wies auf die lange Pfahlreihe vor ihnen. „Warum

stellen wir dreißig Pfähle auf, wenn wir nur auf dreien davon stehen sollen?“
„Warum denkt ihr an dreißig Pfähle, wenn ihr nur auf drei stehen sollt?“

„Barthos?“, drang Kendras Stimme leise an sein Ohr, als sie später in ihren Kammern lagen. Es war stockdunkel. Und bis eben war es auch völlig still gewesen. Barthos war überrascht, dass er trotz seiner Erschöpfung nicht sofort in tiefen Schlaf gefallen war.
„Hm?“ Die Wand, die sie trennte, war dünn, und keine Türen trennten ihre Kammern zum Korridor hin ab. Barthos verstand Kendra so deutlich, als hätten sie sich im selben Raum befunden.
„Ich kann nicht mehr… Mir tut alles weh.“ Tatsächlich klang ihre Stimme, als bereite selbst das Sprechen ihr Schmerzen oder doch wenigstens unvorstellbare Anstrengung. Es zerriss ihm das Herz, sie so zu hören.
Unwillkürlich hob er die Hand und legte sie auf die Wand, die sie trennte. Er wusste, dass Kendra das unmöglich spüren oder auch nur sehen konnte. Und für einen Moment hätte er alles dafür gegeben, durch die Wand hindurchreichen und sie berühren zu können. „Wir werden uns an das Leben hier gewöhnen.“ Noch während er sprach, merkte er, wie halbherzig er klang. Aber was war das auch für ein Trost?
„Ich will mich nicht an dieses Leben gewöhnen!“
„Willst du… gehen?“
Schweigen. Schweigen, das so lang währte, bis Barthos es nicht mehr ertragen konnte. „Nein.“ Ihre Stimme hatte sich mit einem Mal verändert. Noch immer flüsterte Kendra. Und doch zuckte er bei diesem Wort zusammen, als hätte sie ihm einen Peitschenhieb versetzt. Die Härte und Entschossenheit, die plötzlich in ihre Stimme getreten waren, ließen ihn beinahe erschaudern. „Diese Mönche, diese Nonnen… können zaubern. Und egal wie lange sie uns hinhalten, egal wie sehr sie uns misshandeln, ich werde lernen wie.“

Klosterleben

Auch in den folgenden Tagen ließ Tenzin sie weiter mit den Pfählen üben. Mal ließ er sie stundenlang auf einem Bein balancieren, dann wieder ließ er sie zwischen drei oder vier Pfählen hin und her hüpfen und gab das Kommando zum Weiterspringen, noch ehe sie wirklich gelandet waren. Das einzige System, das offenbar dahinter steckte, war, dass es kein System gab. Sie sollten Gegenwärtigkeit lernen, nicht wie man stumpf einem Rhythmus folgte, an den man sich einmal gewöhnt hatte.
Obwohl ihnen die Übungsstunden noch viele weitere Blutergüsse und Schürfwunden einbrachten, wurde es doch nicht mehr so schlimm wie am ersten Tag. Barthos hatte das Gefühl, dass er nun, da er sich nicht mehr auf all die übrigen Pfähle konzentrierte, die hier, in der Gegenwart, ohnehin keine Rolle spielten, anders an die Übung heranging. Er litt noch, aber er litt nur noch in der Gegenwart, ohne sein eigenes Leiden dadurch zu verstärken, dass er sich vorstellte, was in der Zukunft noch alles auf ihn zukommen würde. Ein zweiter, weitaus banalerer Grund dafür, dass die Übung sie nicht mehr gar so sehr in Mitleidenschaft zog wie am ersten Tag, war aber sicherlich, dass sie kein zweites Mal einen vollen Tag lang übten. Mal dauerte es nur eine halbe Stunde, mal vier Stunden. Aber Tenzin ließ sie nicht mehr von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf den Pfählen balancieren.
Das bedeutete freilich nicht, dass man sie den Rest des Tages selbst gestalten ließ. Jeden Tag mussten sie sitzen. Auch hier änderten sich die

Zeiten jeden Tag aufs Neue. Mal saßen sie nur kurz, bevor ein Gong sie wieder aus ihrer Starre riss, dann wieder ließ man sie den halben Tag in irgendeiner Kammer sitzen. Manchmal gab ihnen Gyatso ein Gleichnis, eine Weisheit oder eine Frage mit, über die sie sitzen sollten. Das meiste davon erschien ihnen völlig sinnlos. „Kennt ein Sandkorn das Wesen des Erwachten?“, fragte Gyatso sie eines Abends, ehe er sie zum Sitzen allein ließ. „Spürt der einäugige Hund in der Gosse den Stockhieb des Stallknechts im Palast?“, fragte er am nächsten Morgen im Vorbeigehen. „Der fertige Schmetterling entsinnt sich nicht des Lebens als Raupe“, verkündete er anderntags, während er bei einem Gang über den Hof kurz stehen blieb, um ihnen zuzusehen, wie sie auf ihren Pfählen standen. Barthos hatte manchmal das Gefühl, dass der Abt sich all dieses Wirre Zeug einfach nur ausdachte und das nur eine weitere Art war, sie zu pisacken. Dennoch, er gewöhnte sich mehr und mehr an das tägliche Sitzen. Es gelang ihm dabei zur Ruhe zu kommen, sich zu sammeln, seine Gedanken und Gefühle zu ordnen – im Gegensatz zu Kendra, die, wie sie ihm gestand, sich beim Sitzen meist langweilte und zeitweise sogar einnickte und deren Gedanken andernfalls immer wieder darum kreisten, wie sinnlos diese ganzen Übungen doch waren und wann man sie wohl endlich Magie lehren würde. Barthos hingegen hatte mit der Zeit das Gefühl, dass er beim Sitzen tatsächlich lernte. Er entsann sich manchem, das er schon lange vergessen hatte, und vor allem: Er fing an, manches aus ganz neuen Blickwinkeln zu sehen. So erinnerte er sich nach einer ihrer Übungen in Gegenwärtigkeit beim Sitzen an ihre Zeit in der ariabischen Steppe, an den so anderen Gang der dortigen Menschen und an den alten Jäger, der ihm erklärt hatte, dass im hohen Gras der Savanne stets Schlangen lauern konnten, dass man dort also so laufen musste, dass man den Fuß selbst im letzten Moment noch zurückziehen konnte, dass man es sich also nicht leisten konnte, sich bei jedem Schritt nach vorne fallen zu lassen, wie es so viele der zivilisierten Menschen taten. Etwas sagte Barthos, dass Gyatso den Bewohnern der Savanne deutlich mehr Gegenwärtigkeit zugesprochen hätte als ihm und Kendra. Neben den körperlichen Übungen erhielten sie auch geistige Übungen.

Fast jeden Tag studierten sie nun heilige Schriften mit anderen Mönchen und Nonnen. Mal diskutierten sie das Gelesene, dann wieder sollten sie es nur auswendig lernen und verinnerlichen. Auch über diese Übungen sollten sie immer wieder sitzen.
Aber sie waren nicht nur zum Sitzen und Üben hier. Jeder der Mönche und Nonnen, selbst Gyatso, musste arbeiten und damit seinen Teil zum Klosterleben beitragen. Mal mussten sie den Reis und den Tee kochen und servieren. Dann mussten Roben geflickt und Kammern gefegt werden. Das Kloster hielt drei Yaks, die geschoren und gemolken und außerdem jeden Tag hinausgeführt werden mussten, damit sie am Berghang weiden konnten (Barthos war fasziniert, dass so große Tiere von den spärlichen Grasbüscheln leben konnten, die zwischen den Felsen sprossen). Zudem musste der Stall ausgemistet werden und auch der Mist des Orang-Utans, der sein Geschäft einfach mitten im Hof oder in den Gängen verrichtete, wo immer er sich gerade befand, musste entfernt werden. Und als wäre das alles noch nicht genug, stellten die Bewohner des Klosters auch noch Gebetsteppiche, kleine Götterstatuen, Glücksbringer und anderen Tand her. Auch hierbei mussten Barthos und Kendra helfen. Und einmal die Wochen wurden ein oder zwei Bewohner des Klosters ins Dorf hinab geschickt, um ihre Erzeugnisse dort zu verkaufen und Spenden entgegenzunehmen.
Das mit den Spenden war eine interessante Sache. Natürlich spendeten die Menschen auch in Myrtana Bettlern oder der Kirche Geld. Und natürlich versprachen sie sich auch dort oft ihr Seelenheil davon. Selbst so mancher große Fürst gab seinen Besitz im Alter auf und trat in ein Kloster ein und es gab kaum einen reichen Kaufmann, der nicht ein Spital für die Kranken, Bettler und Wahnsinnigen oder wenigstens ein Altarbild im Tempel gestiftet hätte oder zum Lichterfest die Armen speiste. Aber dennoch schwang immer ein Hauch von Überlegenheit mit, wenn jemand einem weniger Betuchten etwas abgab. Dennoch wurde die Spende als ein Akt der Gnade verstanden, für die ihr Empfänger dankbar zu sein hatte und gewissermaßen in der Schuld des Spendenden stand. Hier auf Burjaki war es andersherum: Das Entgegennehmen der

Almosen war der Gnadenakt. Wer anderen ermöglichte, ihm zu spenden und so Gutes zu vollbringen, ermöglichte ihnen auch eine vorteilhafte Wiedergeburt.
Die Bewhner von Gurja begneten ihnen völlig anders als beim ersten Mal, als sie durchs Dorf gekommen waren. Damals hatte niemand mit ihnen gesprochen. Man hatte sie nur von weitem angestarrt. Misstrauisch. Fast feindselig. Nun begegnete man ihnen mit einer Ehrfurcht, wie sie selbst die Feuermagier in Myrtana nicht oft genossen. Menschen verbeugten sich vor ihnen, küsten die Säume ihrer Roben, baten um ihren Segen und gaben ihnen Almosen, obwohl sie wahrscheinlich selbst nicht viel hatten.
Auch in die andere Richtung verließen die Mönche und Nonnen ihr Kloster manchmal: So wie jede Woche einer oder zwei von ihnen ins Dorf hinabstiegen, erklommen einmal im Monat fünf von ihnen die Spitze des Berges. Gyatso war sets einer dieser fünf. Als Kendra ihn fragte, was es damit auf sich habe, antwortete Gyatso, dass sie dort oben eine besondere Meditation praktizierten, für die sie und Barthos aber noch nicht bereit waren. Insgeheim aber wunderten sie sich, warum große Mengen an Essen zu dieser Meditation gehörten.
Langsam aber sicher lebte Barthos sich im Kloster ein. Sein Körper schien sich an die stete Kühle zu gewöhnen. Bald hatte er den Dreh raus, wie er die Essstäbchen handhaben musste, und konnte mit ihnen so sicher umgehen wie mit Messer und Gabel. Und selbst die Mönche erschienen ihm mit der Zeit nicht mehr so uniform, weder in ihrem Aussehen, noch in ihrem Verhalten. Plötzlich fiel ihm auf, dass das Gesicht des alten Tarang doch einige Falten mehr aufwies als andere Gesichter, während das Ardashs, der keine sechzehn Lenzen zählte, noch etwas Runderes und Kindlicheres hatte. Er entwickelte einen Blick für die weiblichen Züge im Gesicht Asthas, auch wenn sie so kahl sein mochte, wie die Männer. Bald wusste er, dass Pema eine ziemlich geschickte Näherin war und Sonam hervorragend mit den Yaks umgehen konnte, aber ein schlechtes Gedächtnis hatte und kaum die heligen Schriften rezitieren konnte. Das Kloster war nicht so streng, wie es auf den ersten

Augenblick erscheinen mochte, stellte er bald fest: Darshana und Gyatso, den alle nur den kleinen Gyatso nannten, um ihn von Gyatso dem Abt zu unterscheiden, mit neun und elf Jahren die jüngsten Bewohner des Klosters, mussten zwar ebenso bei den anfallenden Arbeiten helfen wie alle anderen, aber als es in einer besonders kalten Nacht im Kloster schneite, beschwerte sich niemand, als die beiden am nächsten Morgen auf dem Hof einander und auch jedem anderen, der vorbeikam, Schneebälle um die Ohren warfen. Selbst Gyatso der Abt bekam von seinem jungen Namensvetter einen gegen den kahlen Kopf gepfeffert, worauf Barthos schon glaubte, er würde mit seiner Rute auf den Jungen losgehen. Stattdessen lachte er nur herzhaft und schritt weiter – nur um dann, als der Junge sich schon wieder abgewandt hatte, herumzufahren und seinerseits auf höchst unerleuchtete Weise einen Schneeball zu werfen.

Langsam kam Barthos in engeren Kontakt mit den anderen Bewohnern des Klosters und lernte sie besser kennen. Er erfuhr, dass Darshana von ihrer Familie ins Kloster gegeben worden war, weil diese nicht noch ein achtes Kind hatte ernähren können, während Keshika hierher gekommen war, um nicht den Mann heiraten zu müssen, den ihre Eltern für sie vorgesehen hatten. Dawa dagegen kam aus einer sehr religiösen Familie, die sie von Anfang an mit den Lehren des Erwachten aufgezogen hatten und es als große Ehre sahen, dass ihre Tochter nun eine Nonne des Klosters war. Ihr strenger Lehrmeister Tenzin hatte sein halbes Leben dem Druk Gyalpo als Soldat gedient, bis er beschlossen hatte, seine alten Sünden hinter sich zu lassen und ein neues Leben im Kloster zu beginnen.

Und was Barthos über die Leute nicht in Gesprächen mit ihnen selbst erfuhr, das erfuhr er im Getuschel mit anderen, denn auch darüber waren die Bewohner Shangri Las ebenso wenig erhaben wie die Menschen anderswo. Über den Abt sprachen dabei jedoch alle nur mit dem allergrößten Respekt. Von allen Klosterbewohnern lebte er schon am längsten hier. Er sei ein mächtiger Magier und sehr weise und er habe die Lehren des Erwachten tiefer verstanden als jeder andere, darin waren

sich alle einig. Aber mehr als das: Einige waren überzeugt, er habe selbst bereits den Zustand der Erleuchtung erreicht und sein Ich abgestreift – nur um freiwillig in den ewigen Kreislauf aus Leben, Tod und Wiedergeburt zurückzukehren, bis auch alle anderen Kreaturen aus diesem befreit wären. Boddhisatva nannten sie solche Seelen, die selbstlos vorübergehend auf die eigene Erleuchtung verzichteten, um allen anderen als Lehrer und Führer zu dienen.